

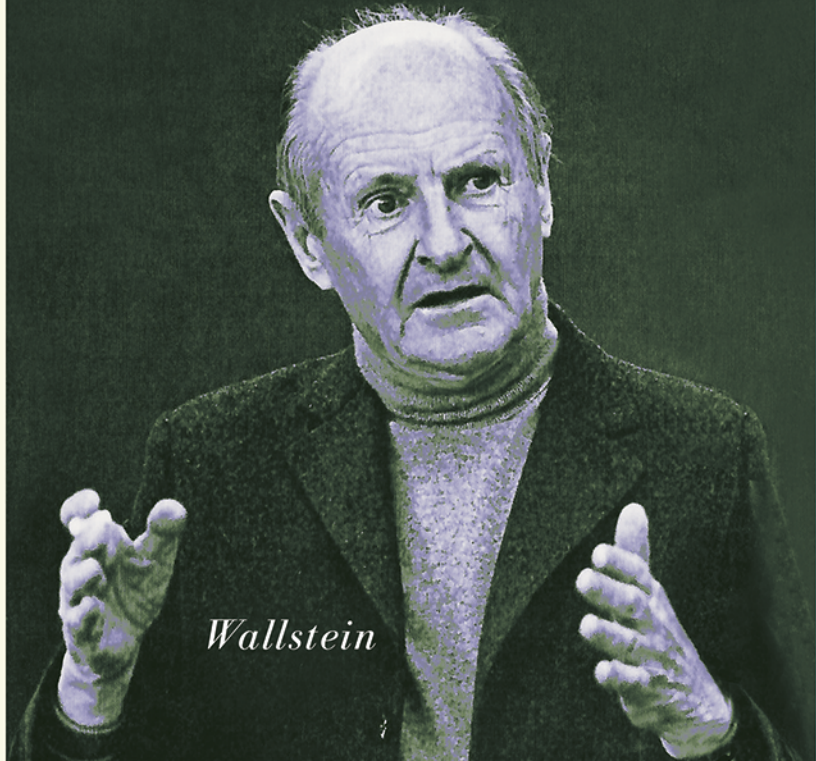
*Gerhard Lohse*

**Bruno Snell**

**(1896–1986)**

*Bruno Snell.*

Geisteswissenschaft  
und politische Erfahrung  
im 20. Jahrhundert



*Wallstein*

Gerhard Lohse

Bruno Snell (1896–1986)

Geisteswissenschaft und politische Erfahrung im 20. Jahrhundert

Wissenschaftler in Hamburg  
Band 6

Herausgegeben von  
Ekkehard Nümann



Gerhard Lohse

Bruno Snell (1896–1986)

Geisteswissenschaft  
und politische Erfahrung  
im 20. Jahrhundert

WALLSTEIN VERLAG



Gefördert von der



sowie von Susanne Müller-Deile

# Inhalt

Vorwort des Herausgebers . . . . .	9
Grußwort . . . . .	10
Bruno Snell – Auf den ersten Blick . . . . .	15
Vorbemerkung . . . . .	17
Kindheit und Schulzeit in Lüneburg . . . . .	19
Studium von »Law and Political Economy« in Edinburgh 1914 – Ausbruch des Ersten Weltkrieges und Internierung auf der Isle of Man – Austausch nach Holland im Frühjahr 1918 . . . . .	27
Beginn des Studiums der Klassischen Philologie in Göttingen im Frühjahr 1919 – Ab April Ausbildung in einem Freicorps im Osten . . . . .	37
Studium in Berlin und München . . . . .	42
Promotion in Göttingen im Oktober 1922 . . . . .	50
»Probekandidat« an der Matthias-Claudius-Schule in Hamburg-Wandsbek – Die Reise nach Russland – Habilitation in Hamburg geplant . . . . .	56
Lektor für Deutsch in Pisa – Habilitation in Hamburg 1925 – »Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter« am Deutschen Archäologischen Institut in Athen . . . . .	63
Die Welthafenstadt Hamburg und die Klassische Philologie . . . . .	73
Snells Berufung auf das Ordinariat für Klassische Philologie in Hamburg . . . . .	76
Die »Entliberalisierung der bürgerlichen Mitte« und Werner Jaegers »Dritter Humanismus« . . . . .	81
Die »Machtergreifung« am 30. Januar 1933 . . . . .	91
Der Rechtsruck an der Universität Hamburg – Snells Stellungnahme zu Werner Jaegers »Drittem Humanismus« . . . . .	93
Geistesgeschichte und die »Flut der Papyri« . . . . .	102

Klassische Philologie in Hamburg nach 1933 – Der politische Witz als Ausdruck des Nicht-Einverständenseins . . . . .	105
Während des Krieges: Opposition in kleinem Kreis und Vorbereitung auf die Zeit nach Hitler . . . . .	113
»Unsere Wohnung ist völlig ausgebrannt« (25. Juli 1943) . . . . .	117
Die Gründung des »Archivs für griechische Lexikographie« im Dezember 1944 . . . . .	122
Die kampflose Besetzung Hamburgs am 3. Mai 1945 durch britische Truppen – Treffen zur »Reorganisation der Universität« am 6. Mai 1945 . . . . .	125
Entnazifizierung, »revolutionäre Aktionen« und »Renazifizierung« . . . . .	128
Dilthey, Hegel und die »Entdeckung des Geistes«. . . . .	137
Die frühe Nachkriegszeit und die Gründung der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften – Die Auslandsreise im Winter 1947/48 . . . . .	148
Das »Blaue Gutachten« zur Universitätsreform . . . . .	153
»Gründungsgeschichten«: Die Mommsen-Gesellschaft – Die Fondation Hardt . . . . .	159
Von der Reeducation zur Reorientation des »Kalten Krieges« – Der Congress for Cultural Freedom in Berlin im Juni 1950 . . . . .	164
Rektor der Universität Hamburg (1951-1953) – Das Europa-Kolleg als universitäres Reformprojekt – Juni 1953: Thomas Mann in Hamburg . . . . .	172
Snells Mitarbeit im Congress for Cultural Freedom (CCF) – Der Kongress »Wissenschaft und Freiheit« vom 23. bis 26. Juli 1953 in Hamburg . . . . .	185
Der Hofgeismarer Kreis – Abschied von den Bemühungen um die Hochschulreform . . . . .	195
Emeritierung 1959 – »Tragicorum Graecorum Fragmenta« und »Philosophie aus der Sprache heraus« . . . . .	198
Sprache, Denken, Wirklichkeit – Die »Weltauffassung« der homerischen Epen . . . . .	210

»Die alten Griechen und wir« . . . . .	215
Dank . . . . .	227
Bruno Snell – Karikaturen und Zeichnungen . . . . .	229
Anmerkungen . . . . .	237
Anhang . . . . .	285
Stammtafel (Auszug) . . . . .	286
Bruno Snell – Lebensdaten im Überblick . . . . .	288
Ehrungen und Auszeichnungen (Übersicht) . . . . .	292
Abkürzungen . . . . .	294
Quellen- und Literaturverzeichnis . . . . .	295
Bildnachweis . . . . .	313
Personenregister . . . . .	314



## Vorwort des Herausgebers

Mit der Reihe »Wissenschaftler in Hamburg« würdigt die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung jene Persönlichkeiten, die sich um die Forschung, Lehre und Bildung in der Hansestadt besonders verdient gemacht haben. Die einzelnen Biografien der Reihe sollen die Erinnerung an diese Wissenschaftler und ihre herausragenden Leistungen wachhalten.

Bruno Snell war mehr als 60 Jahre lang Mitglied des Lehrkörpers der Universität Hamburg. Wie Erwin Panofsky, Ernst Cassirer oder Emil Artin, über die bereits Bände in dieser Reihe veröffentlicht worden sind, gehörte Snell zu denjenigen Wissenschaftlern, die der Universität zu akademischem Glanz und internationaler Anerkennung verholfen haben. 1945 wurde Snell Dekan der Philosophischen Fakultät, von 1951 bis 1953 amtierte er als Rektor der Universität Hamburg. Nach dem nationalsozialistischen Zivilisationsbruch übernahm er, so hat es ihr Altpäsident Peter Fischer-Appelt einmal formuliert, »von Cassirer die Rolle des geistigen Anregers in der Universität Hamburg. Sie war – wie bei Cassirer – nicht dominant, aber hervorstechend.«

Insgesamt 35 Jahre, von 1943 bis 1978, hat Bruno Snell im Kuratorium der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung mitgewirkt. Während dieser Zeit hat er ihre Arbeit entscheidend geprägt.

Allen, die neben unserem Autor Gerhard Lohse zum Gelingen dieses Buchprojektes beigetragen haben, ist die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung zu Dank verpflichtet. Drei Namen seien an dieser Stelle besonders hervorgehoben: die Böttcher Stiftung, die einmal mehr die Publikation eines Bandes der Buchreihe »Wissenschaftler in Hamburg« finanziert hat, Susanne Müller-Deile, die einen Druckkostenzuschuss zur Verfügung stellte, sowie Wilhelm Hornbostel, der das Thema angeregt hat und ohne dessen mannigfache Unterstützung diese Biografie niemals hätte realisiert werden können.

*Dr. Ekkehard Nümann*

## Grußwort

Der 1896 geborene Bruno Snell hat sich durch sein reiches wissenschaftliches Œuvre, durch seine bewundernswerte menschliche Integrität und den einzigartigen Charme seiner Persönlichkeit im In- und Ausland weit über die Grenzen des Faches Respekt und Bewunderung erworben.

Nach Studien in Leiden, Berlin, München und Göttingen wurde Snell 1922 in Göttingen von dem Philosophen Ernst Misch mit einer Arbeit über »Die Ausdrücke für den Begriff des Wissens in der vorplatonischen Philosophie« promoviert und habilitierte sich schon drei Jahre später in Hamburg mit Studien über »Aischylos und das Handeln im Drama«. 1931 wurde er als Nachfolger von Friedrich Klingner an eben diese Universität berufen, der er als akademischer Lehrer noch weit über die vorzeitige Emeritierung im Jahre 1959 hinaus treu blieb.

Die ersten glücklichen Jahre in Hamburg waren nicht zuletzt geprägt von engen wissenschaftlichen und persönlichen Verbindungen zur Bibliothek Warburg und von der Freundschaft zu Ernst Cassirer und Erwin Panofsky, mit dem Snell bis zur Vertreibung Panofskys in einem Haus wohnte.

In den dunklen Jahren der nationalsozialistischen Diktatur hat Snell mit ironisch-kritischer Distanz, taktischem Geschick und moralischem Mut sich und seinem Seminar Anstand und geistige Freiheit bewahrt. Walter Jens erzählt, dass Snell ihm 1941 auf die Frage, ob es denn noch Sinn mache, Griechisch zu studieren, geantwortet habe: »Natürlich hat es Sinn, unter der Voraussetzung, dass wir den Krieg verlieren. Aber das werden wir ja.« Als Jens sich über die freimütige Äußerung des Professors gegenüber einem unbekanntem Studenten gewundert habe, habe Snell lächelnd erklärt: »Aber Sie haben doch, als Sie hereinkamen, ›Guten Tag‹ gesagt.«

Doch Snell hat in diesen dunklen Jahren seine distanzierte Haltung zum Nationalsozialismus keineswegs nur hinter der Tür seines Dienstzimmers zum Ausdruck gebracht. Er hat bedrohten Freunden und Kollegen unter eigener Gefahr geholfen, er hat Vorträge und Lesungen der Deutsch-Griechischen Gesellschaft dazu genutzt, der Barbarei den Spiegel eines europäischen Humanismus vorzuhalten, und er hat sich auch

in Publikationen gefährlich weit vorgewagt. Seine berühmte Rezension des ersten Bandes der »Paideia« von Werner Jaeger war nicht nur eine entschiedene Absage an den sogenannten dritten Humanismus Jaegers, sondern, wie das folgende Zitat beweist, auch ein kaum verhülltes politisches Statement: »Aber ein Humanismus mit bloßer Hexis und reinem Ethos ist geradezu unpolitisch, weil er nicht der Politik dient – oder weil er sich jeder Politik dienstbar machen kann.« Nur wenig später reagierte Snell auf die Volksabstimmung am 19. August 1934 (der Wahlslogan der Nazis lautete: »Ein ganzes Volk sagt am 19. August ja!«) mit einem kleinen Aufsatz über den Eselsroman des Apuleius, in dem er lakonisch-süffisant darauf hinweist, dass die Griechen den Schrei des Esels mit »ou«, ihrem Wort für »nein«, abbilden, während die deutschen Esel gerade umgekehrt immer »ja« sagen.

Nach dem Krieg hat Snell den durch wissenschaftliche Leistung und moralische Integrität erworbenen Kredit zum Nutzen seiner Universität und der deutschen Wissenschaft dazu verwendet, die zerstörten persönlichen und wissenschaftlichen Verbindungen zum europäischen und außereuropäischen Ausland wieder aufzubauen. Der bedeutende britische Philologe Hugh Lloyd-Jones hat diese Seite von Snells Wirken so gewürdigt: »After the collapse of 1945, he did more than any man, by his public activities, his inspiring teaching and his personal contribution to scholarship, to revive classical studies in the country that for a century and a half had been their principal home. He was foremost in restoring Germany's links with scholarship abroad, and indeed in making them stronger than they were before, and since that time he has exercised an influence for good that is felt in all places where classical studies exist at all.« Als Dekan und Rektor hat sich Snell große Verdienste um den Wiederaufbau seiner Universität erworben, war als Mitverfasser des sogenannten Blauen Gutachtens aktiv an der Hochschulreform von 1948 beteiligt, gründete 1955 als überzeugter Europäer das Hamburger Europa-Kolleg als Begegnungsstätte für deutsche und ausländische Studenten und hat neben allen diesen Aktivitäten auch noch die Zeit und Kraft gefunden, zahlreiche Institutionen und Gesellschaften ins Leben zu rufen und mitzugestalten: den Thesaurus Linguae Graecae in Hamburg, dem wir das große Lexikon des frühgriechischen Epos und das Hippokrates-Lexikon verdanken, die Fondation Hardt pour l'étude de l'antiquité classique in Vandœuvre bei



Genf, die Mommsen-Gesellschaft als den Verband der deutschen Forscherinnen und Forscher auf dem Gebiet des Griechisch-Römischen Altertums, und die Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften, aus der nach seinem Tod die Akademie der Wissenschaften in Hamburg erwuchs.

Das vielfältige hochschulpolitische und wissenschaftsorganisatorische Engagement hat der fachwissenschaftlichen Produktion keinen Abbruch getan: Die Altertumswissenschaft verdankt Snell eine ganze Reihe maßgeblicher Editionen wichtiger Texte: die Teubner-Ausgaben der beiden Chorlyriker Pindar und Bakchylides und die ihm noch von Wilamowitz ans Herz gelegte Erneuerung der griechischen Tragikerfragmente von August Nauck. Neben diesen Standardwerken, zu denen auch die »Griechische Metrik« gehört, hat Snell sich immer wieder mit Rundfunkvorträgen und Übersetzungen an ein breiteres Publikum gewandt, um die Lebendigkeit und Bedeutung der geliebten griechischen Texte zu unterstreichen.

Weit über die Fachwissenschaft hinaus bekannt gemacht haben Snell vor allem seine Antworten auf die Fragestellung, die er von den ersten Arbeiten bis ins hohe Alter mit nicht nachlassender Neugier und Energie verfolgt hat und die in Titel und Untertitel seines bekanntesten Buchs pointiert formuliert ist: »Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen«. Die in vielen Auflagen ständig erweiterte Sammlung von Essays, mit der Generationen von Studenten der klassischen Philologie aufgewachsen sind, und die zahlreiche Einzelstudien zu dem großen Thema haben die Forschung über Jahrzehnte inspiriert und herausgefordert. Der konsequent sprachphilosophische Ansatz, der im Anschluss an Wilhelm von Humboldt und Wilhelm Dilthey den sprachlichen Ausdruck als »äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker« begreift, versucht, das »Anheben des europäischen Denkens bei den Griechen« zu erhellen. In der Verbindung von eingehender Analyse zentraler Wortfelder, subtiler Interpretation poetischer und prosaischer Texte und stets kontrollierter theoretischer Spekulation hat Snell bahnbrechende Erkenntnisse über die Entdeckung und Entwicklung des Selbstbewusstseins, der Persönlichkeit, des freien Willens und der Verantwortlichkeit des Menschen gewonnen, die ihre Originalität und Fruchtbarkeit auch im wachsenden Widerspruch eindrucksvoll bewiesen haben.

Wissenschaftliche Leistung und menschliche Qualität haben Snell zum unbestrittenen Nestor und Mentor seines Faches werden lassen. Kein deutscher klassischer Philologe hat nach dem Krieg, wie auch die eindrucksvolle Reihe der Ehrungen beweist, im In- und Ausland größeres Gewicht besessen als er. Für seine Studien zur Entdeckung des Geistes wurde Snell mit dem Hegel-Preis ausgezeichnet; der Sigmund-Freud-Preis würdigte die Klarheit und Eleganz seiner wissenschaftlichen Prosa; 1975 wurde ihm das Österreichische Ehrenzeichen für Wissenschaft und Kunst verliehen; 1976 wurde er zum Ehrenpräsidenten der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung ernannt und ein Jahr später – auf Vorschlag von Hans-Georg Gadamer – Mitglied der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite. Snell war Ehrendoktor der Universitäten von Aarhus, Aix-en-Provence, Leeds, Oxford, Southampton, Paris und Thessaloniki und Mitglied von zehn Akademien in sieben Ländern.

Das Geheimnis der außerordentlichen Wirkung Snells, auch als akademischer Lehrer, beruhte nicht nur auf der stimulierenden Kraft seiner Ideen, sondern nicht zuletzt auch auf dem Zauber einer Persönlichkeit, in der sich liebenswerte Heiterkeit und ironische Selbstdistanz, Festigkeit der Überzeugung und geistige Liberalität harmonisch miteinander verbanden.

Ich selbst verdanke Snell vieles, ja, wenn man die Entscheidung zum Studium der klassischen Philologie als Ausgangspunkt und Basis des weiteren Lebensweges versteht, alles: Als ich nach dem Abitur zum Studium der Germanistik, Slavistik und Geschichte nach Hamburg ging, »befahl« mir mein Griechischlehrer, ich müsse unbedingt auch eine Vorlesung von Bruno Snell hören. Es war nicht zuletzt der Eindruck, den der hochgewachsene Mann mit dem eleganten Rollkragenpullover und seine in ganz unprätentiöser Sprache vorgetragene Gedanken zu einzelnen Versen und Versgruppen aus den homerischen Epen auf mich machte, die mich dazu bewogen, die Studienfächer zu wechseln und klassischer Philologe zu werden. Dafür und für vieles andere, das ich später, als Assistent und Dozent am Seminar für Griechische und Lateinische Philologie, von ihm gelernt habe, werde ich Bruno Snell immer dankbar sein.

Ich freue mich, dass die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung eine detaillierte Biografie von Bruno Snell auf den Weg gebracht hat

und dass sie mit Gerhard Lohse einen überaus kompetenten Verfasser mit der Aufgabe betraut hat, der sich seit Jahrzehnten intensiv mit Leben und Werk des Porträtierten beschäftigt. Möge das Buch viele Leser finden!

Berlin, Januar 2023

*Prof. Dr. Bernd Seidensticker*

## Bruno Snell – Auf den ersten Blick

Bruno Snell lebte und wirkte 60 Jahre in Hamburg. Als Rektor der Universität in den Jahren 1951/52 und 1952/53 und erster Dekan der Philosophischen Fakultät 1945 hat er nach dem Krieg entscheidend dazu beigetragen, die Universität für die demokratische Nachkriegsgesellschaft zu öffnen.

Fast 30 Jahre lang, vom 1. April 1931 bis zu seiner Emeritierung 1960, vertrat Snell in Hamburg die Klassische Philologie. Die Entscheidung, in Hamburg zu bleiben, wird ihm in der Zeit des Nationalsozialismus nicht immer leichtgefallen sein. Als 1937 eine informelle Anfrage aus Sydney bei ihm eintraf, ob er Interesse habe, an der dortigen Universität zu lehren,<sup>1</sup> war die politische Lage in Deutschland bedrückend. Auch die Universität hatte sich ohne Gegenwehr der veränderten politischen Lage angepasst. Snell hätte die Gelegenheit gehabt, nach Sydney zu emigrieren und sich »der Unterdrückungszeit« zu entziehen. »Dafür, dass er das nicht tat, wussten ihm viele Dank, am meisten wohl seine Schüler«, ein Dank, den Hartmut Erbse 50 Jahre später im Nachruf auf den akademischen Lehrer noch einmal zum Ausdruck brachte.<sup>2</sup>

Auch 1947, als er einen Ruf an die Universität Göttingen ablehnte, und 1955, als er dem Ruf an die Columbia University, New York City, eine Absage erteilte, entschied Snell sich für Hamburg, für die Fortführung seiner hier begonnenen Wissenschaftsprojekte und für die Fortsetzung seiner Bemühungen um die Universitätsreform. Er hielt es für eine vordringliche Aufgabe, das Verhältnis von Universität, Staat und Gesellschaft neu zu ordnen und noch bestehende autoritäre Strukturen in der Universität aufzulösen.

Sachlich, freundlich, ohne Präntention, aber mit Witz und Ironie, so haben die Studenten Bruno Snell in seinen Seminaren und Vorlesungen erlebt. Die Begeisterung stellte sich bei der gemeinsamen Arbeit an der Sache von allein ein. Die Vorlesungen waren völlig locker und wohl das genaue Gegenteil von jener Feierlichkeit, die die Vorlesungen von Karl Reinhardt umgeben haben soll: Snell kam mit einem Homer-Text in der Hand und ein paar Notizen in der Jacke in den Saal, setzte sich mit Vorliebe auf die erste Bank und ließ die Beine baumeln, während er einzelne Abschnitte aus dem Stegreif übersetzte und die Be-

deutung bestimmter Wörter aus dem Zusammenhang erklärte.<sup>3</sup> Den »erbaulichen Ton« und falsche Feierlichkeit empfand Snell als störend, er bevorzugte das Unkonventionelle.

## Vorbemerkung

Der Versuch, eine Darstellung von Bruno Snells Leben und Wirken zu geben, kann sich auf zwei autobiografische Texte stützen, die sich im Nachlass befinden. Die beiden unterschiedlichen Entwürfe überschneiden sich zum Teil und haben gemeinsam, dass sie nicht zu Ende geführt sind. Ein autobiografisches Fragment (AFr), das Ende der 1960er-Jahre begonnen wurde, war als chronologisch verfahrenende Autobiografie geplant, führt aber nicht über 1920 hinaus. Ein zweites umfangreicheres Fragment gibt in lockerer Reihung Erinnerungen an Personen, meist des öffentlichen Lebens, wieder, überwiegend Wissenschaftler und Künstler.<sup>4</sup> Für diese Fassung hatte Snell den Titel »Von Diesem und Jenem« vorgesehen (VDuJ). Der Bericht ist alphabetisch nach den behandelten Personen geordnet und weitgehend auf pointierte anekdotische Begebenheiten oder Beobachtungen konzentriert. Zweifellos war das erstgenannte Fragment das anspruchsvollere Vorhaben. Es verlangte die Einordnung von Episodischem, zusammenführende Betrachtung und Bewertung der Ereignisse aus der Distanz sowie eine reflektierende biografische Strukturierung des Ganzen. Als Snell zu Beginn der 1970er-Jahre darum bemüht war, seine wissenschaftlichen Projekte abzuschließen, wandte er sich verstärkt VDuJ zu. Doch gab er nach Aussage seiner zweiten Ehefrau Liese-Lotte Snell in den letzten Jahren seines Lebens auch diesen Plan auf, nicht zuletzt deswegen, weil er das Verfassen von Autobiografien für »sträfliche Eitelkeit« hielt.

Eine wichtige und verlässliche Quelle sind die privaten Briefe. Snells Tochter, Cornelia Sperlich, geb. Snell, gab mir dankenswerterweise Gelegenheit, die Briefe und das autobiografische Material des Nachlasses einzusehen und Kopien anzufertigen, darunter Snells Briefe an die Eltern (seit 1914) sowie die frühe Korrespondenz mit seiner Cousine Irmgard Bartels und für die spätere Zeit vor allem den Briefwechsel mit Herta Snell. Weitere Dokumente konnte ich in den Staatsarchiven in Hamburg und München nutzen. Der Versuch einer biografischen Annäherung an Bruno Snell ist der Versuch, seine Ansätze zu einer Autobiografie aufzunehmen und weiterzuführen, wenn auch ohne die Authentizität, die sein Bericht gehabt hätte, und mit all den Lücken, die nur er selbst hätte füllen können.

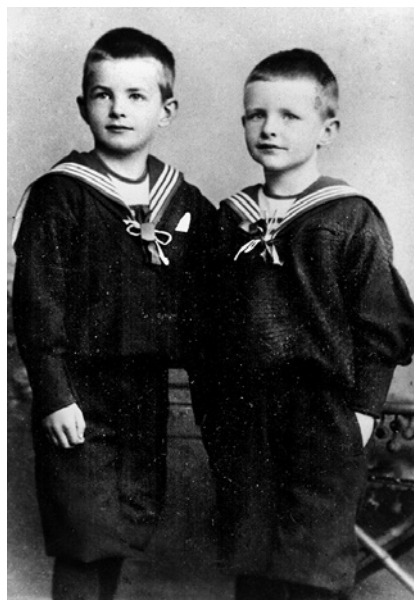
Abschließend noch zwei kurze Hinweise zur Terminologie: Die Bezeichnung Klassische Philologie folgt dem Sprachgebrauch, der auf das frühe 19. Jahrhundert zurückgeht,<sup>5</sup> und wird ohne normative Wertung rein funktional zur Abgrenzung gegenüber anderen Philologien verwendet.

Zur Absetzung von dem lateinisch geprägten Humanismus der Renaissance soll hier für spätere Epochen der von Rudolf Pfeiffer (1889-1979) vorgeschlagene Begriff des Neohellenismus Verwendung finden,<sup>6</sup> der das neue Interesse an der griechischen Antike zum Ausdruck bringt, das von Winckelmann ausging und für die deutsche Klassik der Goethe-Zeit und die daran anschließenden Entwicklungen charakteristisch ist. So lässt sich ein ausgedehnter Gebrauch des Humanismus-Begriffes vermeiden, der inzwischen durch seine inflationäre Verwendung auf unterschiedlichen Gebieten vage und undeutlich geworden ist.

## Kindheit und Schulzeit in Lüneburg

Bruno Snell wurde am 18. Juni 1896 in Hildesheim geboren. Sein Vater, der Psychiater Otto Snell, war damals als Oberarzt an der Hildesheimer »Irrenanstalt« tätig. Zuvor hatte bereits der Großvater, Ludwig Daniel Christian Snell (1817-1892), die Einrichtung geleitet und dort die erste »Ackerbau-Colonie für Geisteskranke« in Deutschland eingerichtet. Im Jahr 1900 erbaute man in Lüneburg die neue, moderne »Provinzial-Irrenanstalt«, zu der auch ein Gut gehörte, das von den Kranken bewirtschaftet wurde. Otto Snell wurde als Geheimer Sanitätsrat mit der Leitung der Anstalt beauftragt. Die Familie war bereits vor Fertigstellung der Anlage nach Lüneburg übersiedelt, damit der Vater die Umsetzung der von ihm entworfenen Pläne beaufsichtigen konnte. Snell berichtet in seinen unvollendet gebliebenen Erinnerungen über frühe Kindheitserlebnisse in seiner neuen Heimat:

Wir zogen in den »Schießgraben« zu einem Rittmeister Jäckel, der im Hinterhof sein Pferd im Stall stehen hatte. Mein kostbarster Besitz war damals ein Postillon-Helm. Helme mussten Kinder damals ja wohl haben; mein Vater war sehr dagegen, dass wir Soldaten spielten (wir waren vielleicht die einzigen unter unseren Freunden, die keine Bleisoldaten besaßen) und tatsächlich tat der zivile Helm vollauf seine Dienste, – bis ich eines Morgens sah, wie der Bursche des Rittmeisters in meinem Helm den Pferdemit aus dem Stall trug. Das war die erste Enttäuschung meines Lebens. Und ich habe mich später zuweilen gefragt, ob diese Enttäuschung wohl erspart geblieben wäre, wenn ich etwa einen Kürassier-Helm gehabt hätte.<sup>7</sup>



Die Brüder Werner und Bruno Snell, 1901





»Direktions-Wohnhaus der Provinzial Heil- und Pflegeanstalt Lüneburg von Südosten gesehen. August 1924«  
(Beschriftung auf der Rückseite)



Anna Snell (geb. Struckmann) und Otto Snell, um 1892

Im Sommer 1900 war die Provinzial-Irrenanstalt fertiggestellt. Die Familie Snell wohnte in Räumen, die zu dieser Einrichtung gehörten. Bruno Snell liebte es, später bei passender Gelegenheit die durchaus wahrheitsgemäße Bemerkung einzustreuen, er sei in einer Irrenanstalt groß geworden.

Auch bei uns im Hause waren immer einige Patienten tätig. Ein geistig nicht sehr anspruchsvolles Wesen arbeitete irgendwo im Haus still vor sich her, reinigte das Treppenhaus oder schälte in der Küche die Kartoffeln; ein Lieber Gott grub und hackte im Garten, ein anderer Lieber Gott, der aber einmal einen Menschen umgebracht hatte, tat allerlei Handwerksarbeiten und hielt uns z.B. unsere Räder in Ordnung. [...] Überhaupt sahen wir das ganze Gebiet, das eigentlich der Fürsorge für die unglückseligen Kranken galt, als unser Reich an. [...] Aber mit den Patienten, die frei umhergingen, standen wir durchweg auf freundschaftlichem Fuß. Gewiss brummelte manchmal der eine oder andere vor sich hin oder hielt erregte Re-



Werner, Gertrud und Bruno Snell, 1905



Werner, Bruno und Gertrud Snell im Garten der Lüneburger Anstalt, 1909

den, das Strafgericht Gottes würde über meinen Vater kommen, weil er Menschen in ihrer Freiheit beschränkte und nicht nach Haus zurückkehren ließ, aber mein Vater sagte: »Ihr müsst nur immer sehr freundlich sein – das legt sich auch wieder. Lasst nur jeden gewähren. Die Menschen sind nun einmal so.«

Snell fährt dann fort:

Das lehrte uns früh eine Art Lebensweisheit, andere Menschen als kuriose Fälle anzusehen, ihnen interessiert und nachsichtig zuzugucken und jeden seinen Weg gehen zu lassen, in einer Mischung von Hochmut und Gleichgültigkeit, von Neugier und Mitleid.

Diese Selbstcharakterisierung Snells findet eine gewisse Bestätigung in seinen Erinnerungen »Von Diesem und Jenem«. Die anekdotenhafte Darstellung und die Vorliebe für »kuriose Fälle« scheint dem charakteristischen und schon früh eingeübten Muster zu folgen, das er selbst



Bruno Snell, 1909



Wilhelm Snell (1789-1851), o. J.

beschrieb. Vor allem aber in Snells Karikaturen, die er später nicht selten in Sitzungen, an denen er teilnahm, zu Papier brachte, zeigte sich die alte Gewohnheit. Das Herausstellen typischer Einzelzüge entsprach auch hier einer Betrachtungsweise, welche jene von Snell beschriebene »Mischung« von Abgrenzung und Teilnahme nicht nur zuließ, sondern voraussetzte.

Die Snells stammten aus dem Taunus, wo sie im 18. und 19. Jahrhundert als Apotheker, Pfarrer, Lehrer oder Ärzte tätig waren. Im Vorfeld der Revolution von 1848 gehörten sie zu den republikanisch gesinnten Familien. Die demokratisch-liberale Tradition der Familie reichte bis in die politischen Auseinandersetzungen des Vormärz und die Zeit der Karlsbader Beschlüsse vom August 1819 zurück. Damals mussten die Brüder Philipp Ludwig Snell (1785-1854) und Johann Wilhelm Snell (1789-1851) aus Idstein im Herzogtum Nassau in die Schweiz emigrieren, wo sie in Zürich und Bern als Professoren tätig waren.<sup>8</sup>

1903 wurde Bruno Snell Schüler des Johanneums in Lüneburg. Über dem Portal der Schule stand die Inschrift »doctrinae, virtuti, humanitati«. Später, als Professor an der Universität Hamburg, wusste Snell



Ludwig Snell (1785-1854), o. J.



Ludwig Snell (1817-1892), Psychiater in Hildesheim, um 1875

dieses Motto zu schätzen und interessant zu interpretieren: »doctrina« umfasste Forschung und Lehre. In »virtus« und »humanitas« sah er »zwei prägnante in Spannung zu einander stehende Begriffe«: einerseits »die Tugend, das Absolute, Rigorose, philosophisch als richtig Erkannte und daneben die Humanität, das Gesellschaftlich-Politische, das das freie und tolerante Zusammenleben möglich macht«. Als Schüler wird Snell nach allem, was wir aus seinen Rundfunkvorträgen »Neun Tage Latein« über sein Schülerdasein erfahren,<sup>9</sup> »würdigen lateinischen Inschriften« nur wenig Respekt entgegengebracht und die Inschrift über dem Schulportal wohl eher als ein bedrohliches Menetekel betrachtet haben, das über jedem Schultag stand. Den Schulalltag beschreibt sicherlich eine kleine Geschichte näher, die Snell in dem letzten seiner Rundfunkvorträge im Januar 1955 erwähnt:

In meiner Geburtsstadt Hildesheim hing über dem Tor des Gymnasiums Josephinum an einer Stange der Heilige Geist in Gestalt einer Taube, und darunter stand der schöne fromme Spruch: *Ille vos docebit omnia*, »der wird euch alles lehren«. Mit der Zeit riss die



Bruno Snell, 1913

Kette, an der das Sinnbild des Heiligen Geistes aufgehängt war, die Taube fiel herab und verschwand, und manches Jahr ragte nur noch der Stock über den Eingang der Schule mit den Worten: *Ille vos docebit omnia.*<sup>10</sup>

Am 11. Februar 1913 schrieb der damals 16-jährige Bruno Snell an seine Cousine Irmgard Bartels, die gerade ihr Abitur bestanden hatte:

Du Glückliche! Na, aber in einem Jahr! Ei – wie soll das fein werden. Dann gehe ich nach Grenoble, möglichst weit weg von dem Nest, in dem man nun schon zehn Jahre lang – 2/3 des ganzen Lebens – tagaus tagein in die Schule gerannt! – Aber

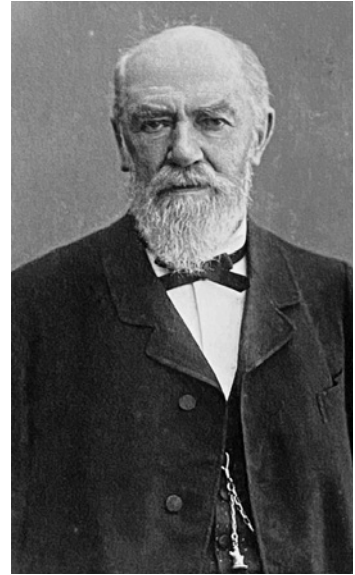
ganz so furchtbar ist es hier doch nicht, denn arbeiten tue ich jetzt schon aus Prinzip nicht mehr, – ich falle freilich auch häufig genug 'rein, aber im Ganzen ist mir der ganze Schwung doch ziemlich Wurscht!<sup>11</sup>

Ostern 1914 legte Bruno Snell am Johanneum in Lüneburg die Abiturprüfung ab. »Im Abiturientenzeugnis vom 17. Februar 1914 hießen alle Fächer ›gut‹, nur Latein und Englisch« (beides Fächer, die er später studierte) »war ›genügend‹«, notierte Snell in seinen Erinnerungen. Die Abiturienten des Johanneums führten zum Abschluss Gustav Freytags Lustspiel »Die Journalisten« auf. Snell spielte den Journalisten Konrad Bolz. In dem Pressebericht über das Ereignis heißt es: »Nicht immer gelingt es dem Berufsschauspieler, diesen echten Journalisten so in seinem Lebens- element zu zeigen, wie es hier geschah: für den Tag lebend und schaffend, leicht und unbekümmert, losgelöst von der Daseinsschwere.«<sup>12</sup>

Schon früh fühlte Snell sich zu einer künstlerischen Tätigkeit hingezogen. Von der Dichtkunst nahm er allerdings – in realistischer Einschät-

zung seiner dichterischen Versuche – bereits als 17-Jähriger Abschied: »Ich wollt, ich wollt in kühnem Ritt / Bis in den Himmel. / Jedoch mein Schimmel, / Der Pegasus, der wollt nicht mit.« Ein anderes Abschiedsgedicht an die Dichtkunst lautete: »Wollt singen, wie der Vogel singt, / der in den Zweigen wohnt ... / Der Vogel hat mir abgewinkt: / >... weil sich's bei dir nicht lohnet.« Vor allem aber galt Snells Interesse der Malerei und der bildenden Kunst. Maler konnte er jedoch wegen seiner Rot-Grün-Blindheit nicht werden. Aber als Karikaturist hatte Snell Talent, davon zeugt noch manche schnell hingeworfene Skizze, angefertigt in offenbar nicht immer kurzweiligen Kommissionssitzungen und Zusammenkünften, an denen er später als Professor für Klassische Philologie teilnahm.

Bald stand fest, dass Bruno Snell studieren wollte. Doch welcher Fachrichtung sollte er sich zuwenden? Sollte er Psychiater werden wie sein Vater und Großvater? Der Vater, der selbst durch die Aufteilung der Patienten auf kleinere Unterbringungseinheiten zu einem gewissen Fortschritt auf diesem Gebiet beigetragen hatte, riet ihm ab. Die Medizin sei noch nicht weit genug fortgeschritten, um Geisteskranken helfen zu können. Von Klassischer Philologie war in den beratenden Gesprächen, die der 17-Jährige mit den engsten Verwandten führte, nie die Rede. Sein Großvater mütterlicherseits, Gustav Struckmann (1837-1919), war Jurist und Oberbürgermeister von Hildesheim. Er wollte, dass sein Enkel einen praktischen und für die Gesellschaft nützlichen Beruf anstrebte, und empfahl das Jurastudium. Entscheidend war der Einfluss der Mutter. Auch sie wünschte, »dass ich Jura studierte wie ihr Bruder, wie zwei Schwäger und die Söhne ihrer älteren Schwester«, als Jurist habe man die meisten Möglichkeiten. Eigentlich lag es nun nahe, das Jurastudium in Göttingen zu be-



Gustav Struckmann war zunächst Anwalt in Osnabrück, 1874 nationalliberaler Abgeordneter im Reichstag und ab 1875 Bürgermeister von Hildesheim; 1879 Repräsentant von Hildesheim im Preußischen Herrenhaus. (Foto: um 1900)

ginnen oder nach Tübingen zu gehen, denn Bruno Snells Vater war Corps-Student gewesen, in Tübingen bei den Borussen und in Göttingen bei den Herzynen. Er hätte es gern gesehen, wenn sein Sohn einem dieser beiden Corps beigetreten wäre. Das brachte gute Beziehungen für das weitere Leben, so der Vater, und führte den Studenten in einen festen Lebenskreis. Aber gerade an dem letzteren lag Snell nun gar nichts – im Gegenteil, ihn zog es aus der Enge der wilhelminisch geprägten Kleinstadt fort ins Freie, wo sich neue Erfahrungen und Möglichkeiten eröffnen konnten. Als Ausweg bot sich ein Auslandsstudium an. Für Edinburgh als Studienort sprach ein offenbar auch die Eltern überzeugender Umstand: »Als glückliches Familien-Vorbild war da gottlob der eine juristische Vetter, der in Edinburgh studiert und bei einem reputierlichen Ehepaar gewohnt hatte.«<sup>13</sup> So folgte Bruno Snell seinem Beispiel und hörte im Sommer 1914 »Law and Political Economy« an der University of Edinburgh.

## Studium von »Law and Political Economy« in Edinburgh 1914 – Ausbruch des Ersten Weltkrieges und Internierung auf der Isle of Man – Austausch nach Holland im Frühjahr 1918

Am 11. März 1914 verließ Snell Lüneburg. Zunächst war ein fünfwöchiger Aufenthalt in London vorgesehen, um seine Kenntnisse im Englischen zu verbessern. Im Rückblick schrieb Snell in seinem »Autobiographischen Fragment« (AFr): »Mein Vater fand es vernünftig, dass ich vor Semesterbeginn in Edinburgh für einige Wochen nach London ginge, und mich zumal in den Museen umsähe.« Snell war bei einer Pastorenfamilie untergebracht und »durchstreifte mit großem Eifer allein die Museen« und »Galerien«. In einer Zusammenfassung der letzten Woche in London berichtete Snell seinen Eltern<sup>14</sup> von der Besichtigung des Observatoriums in Greenwich, vom Besuch des Crystal Palace, jener für die Industrieausstellung von 1851 errichteten gigantischen Konstruktion aus Eisen und Glas, und ähnlichen Zielen bildungsbeflissenen Reisens.

In Edinburgh wohnte Snell bei einem Geschäftsmann, der »vom Vertrieb Hannoverscher Leibniz-Keks« lebte.<sup>15</sup> Von seiner Gastfamilie wurde ihm viel höfliche Aufmerksamkeit entgegengebracht, so dass er sich wie ein »Hotelgast« fühlte (der von Snell vorsorglich mitgeführte Smoking blieb im Schrank, »abends ist Supper ohne Umziehen«). Dem Studium von Law and Political Economy widmete sich Snell ohne sonderlichen Eifer, was zum Teil auch mit seinen beschränkten Sprachkenntnissen zusammenhängen mochte. Dennoch erreichte er mit der knapp bestandenen Abschlussklausur die Qualifikation für den zweiten Kursus in Political Economy. Sehr viel mehr interessierte ihn aber eine kunstgeschichtliche Vorlesung, die er regelmäßig besuchte. Verschiedene Einladungen und Begegnungen in studentischen Clubs und Vereinigungen boten allerlei Abwechslung, verliefen aber aus Snells Sicht insgesamt doch eher unbefriedigend. Freundschaft schloss er nur mit dem um 20 Jahre älteren sächsischen Maler Paul Otto Croeber (Kröber), der sich schon mehrere Jahre in Edinburgh aufhielt und dort von seiner Porträtmalerei lebte, im Übrigen aber auch literarisch tätig war.



Snell schätzte die gemeinsamen Gespräche über Malerei und Literatur: »Englisch lerne ich dabei ja freilich nicht, aber doch etwas von unserer geliebten ›Allgemeinbildung‹.«

Mit dem International Club der Universität Edinburgh fuhr er, wie er am 25. Mai 1914 an die Eltern schrieb, nach Dunfermline und bekam »die alte schottische Königsstadt gezeigt«. Im Brief vom 5. Juni 1914 berichtete er von seinem Besuch des Parks der Lords Rosebery und der Forth Bridge und am 23. Juni über die Ruinen des Craigmillar Castle und »die gotischen Riesenruinen von Melrose und Dryburgh«. Er besichtigte auch die alte schottische Universität in St. Andrews und schilderte den Anblick der »traurigen Pfeiler der alten, unglücklichen Brücke« über den Firth of Tay (Brief an seine Eltern vom 10. Juli 1914). Fontanes Gedicht »Brücke am Tay« gehörte damals zum Lektürekanon der deutschen Schulen.

Wenn man die Briefe Snells an seine Eltern zugrunde legt, erweckt Snells Sommersemester in Edinburgh eher den Eindruck einer Bildungsreise als den eines Studienaufenthalts. Deutlich ist das Bestreben, die Sehenswürdigkeiten der Gegend kennenzulernen. Wie zuvor in London ließ sich Snell auch in Schottland von Baedekers »Handbuch für Reisende«<sup>16</sup> bei der Auswahl seiner Besichtigungsziele leiten.<sup>17</sup> Die von Karl Baedeker (1801-1853) seit 1832 herausgegebenen Reiseführer orientierten sich in ihrem knappen Sprachstil und der Genauigkeit der Information an der »gelehrten Reise« der Aufklärungszeit, welche der abenteuerlustigen »Kavalierstour« des europäischen Adels das bürgerliche Interesse an einem enzyklopädischen Wissen von allem Sehenswerten gegenüberstellte. Was im Einzelnen für den Reisenden sehenswert war, definierte der »Baedeker«. Ziel der aufgeklärten Reise war der Erwerb von »nützlichen« Kenntnissen. Das »Zedlersche Universal-Lexicon«<sup>18</sup> vermerkte 1742 unter dem Stichwort »Reisen«: »Das allgemeine Absehen bey Reisen soll gemeiniglich darin bestehen, daß man die Welt kennenlerne, das ist, die Völker in ihren Sitten, Gewohnheiten, Auführungen betrachtet, und alles gehörigermaßen zu seinem Nutzen anwendet.« In diesem Sinne hielt der Vater es auch für »nützlich« und »vernünftig«, wenn sein Sohn die Museen in London besuchte. Überhaupt scheint Otto Snell die Worte »nützlich« und »vernünftig« bevorzugt verwendet zu haben, um eine Sache positiv darzustellen. In einem der wenigen erhaltenen Briefe schrieb er am 16. April 1915 an

seinen Sohn: »Du [musst] sehen, dass Du durch Benutzung der Bibliothek und auf anderen Wegen allerlei Nützliches lernst [...]. Was Du vernünftigerweise in diesem Semester hören und treiben musst, wirst Du ja aus Deinen Erfahrungen im ersten Semester so ziemlich wissen. Auch unter ungünstigen Umständen kann man seine Zeit nützlich anwenden.«<sup>19</sup>

Die Familie Snell war sich ihrer aufklärerisch-liberalen Bildungstradition, die bis ins Ende des 18. Jahrhunderts zurückreichte und ein bestimmtes politisches Verhalten einschloss, sehr wohl bewusst. Für den jungen Bruno Snell waren Gespräche mit seinem Vater über die »früheren Snells« eine Orientierungshilfe.<sup>20</sup> So wählte der Vater die Worte »nützlich« und »vernünftig« nicht zufällig, wenn er den Sohn bei seinem Auslandsstudium beraten wollte. Bruno Snell übernahm diese Ausdrücke ebenfalls in seinen Sprachgebrauch, zusammen mit dem daran anschließenden Wort »nüchtern«, einem seiner Lieblingswörter. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges sprach er von einer »ernüchterten Altertumswissenschaft« und von der Abkehr von »suspekten Ideologien«.<sup>21</sup> Unsere Beobachtung zum Snell'schen Vokabular scheint mehr anzuzeigen als lediglich die Vorliebe für einen bestimmten sprachlichen Ausdruck, es entspricht einer Denkweise. Ein vorausgreifender Exkurs kann zeigen, dass es Snell auch später stets wichtig war, eine »wirklichkeitsfremde Überschätzung des reinen Wissens und Denkens« zu vermeiden.<sup>22</sup> In dem eben zitierten Gutachten zur Universitätsreform, das Snell 1948 mit ausgearbeitet hat, wurde gefordert, dass Wissenschaft nicht von der Wirklichkeit abgehoben sein durfte, sie sollte sich der Lebenspraxis (eben dem »Nützlichen und Vernünftigen«) nicht entziehen. Dazu passte es, wenn Snell in seiner Rektoratsrede vom 14. November 1951<sup>23</sup> die politische Verantwortung von Wissenschaft betonte:

Persönlich muss ich gestehen, dass ich mir einen lebendigen Forscher schwer vorstellen kann, der nicht auch lebendigen Anteil an seiner Zeit nimmt, und dazu gehört vor allem auch ein waches Interesse für die Politik. Dazu sollten wir auch unsere Studenten erziehen.

So verstandene Wissenschaft stimmte mit den aufklärerisch-liberalen Grundsätzen der Snell'schen Familientradition überein. Geisteswissenschaft war »nützlich«, indem sie eine aufgeklärte, humane und demo-

kratische Gesellschaftsentwicklung förderte. Wenn die Vertreter der Wissenschaft nach 1945 »nüchtern« und »vernünftig« handelten, konnten sie dazu beitragen, dass die bitteren Erfahrungen der zwölf Jahre der Diktatur sich nicht wiederholten.

Die Reiseberichte des 18-jährigen Bruno Snell entsprachen, soweit sie an die Eltern gerichtet waren, weitgehend der Charakteristik der aufklärerischen Reise, wie wir sie in Zedlers Universal-Lexicon vorfinden. Die Briefe an die gleichaltrige Cousine, die Mitglied der Wandervogel-Bewegung war, zeigten dagegen viel Verständnis für die sentimentalromantische Reise des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die dem Naturerlebnis der Wandervogel-Generation nahekam. Dass Snell dem neuen Naturerleben der Jahrhundertwende durchaus Sympathie entgegenbrachte, zeigt sich darin, dass er mit Beginn der Semesterferien am 19. Juli 1914 zu einer erlebnisreichen Wanderung in die schottischen Highlands aufbrach, die ihn über das im Nordwesten gelegenen Oban am Firth of Lorn bis nach Inverness führte, der Metropole der Highlands an der Nordostküste Schottlands.

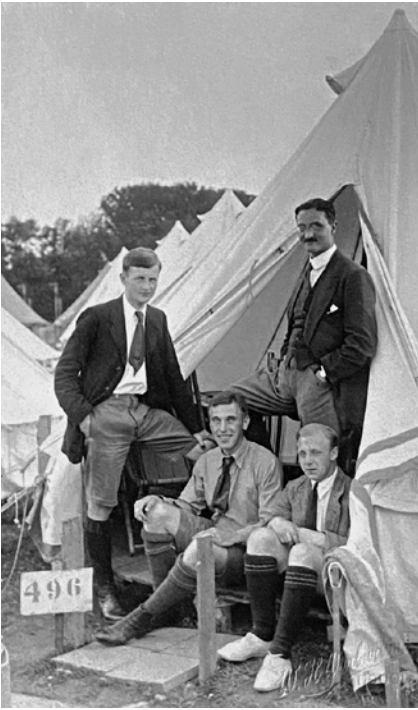
Doch während seiner Wanderung durch die malerische schottische Landschaft nahm er schließlich auch wahr, dass die politische Lage sich bedrohlich zugespitzt hatte. Aus Inverness schrieb er am 2. August an seine Eltern: »Die Lage in Europa kommt mir doch jetzt so mulmig vor, dass ich morgen früh nach Edinburgh zurückfahren werde.« So traf Snell am 3. August wieder in Edinburgh ein – zu spät, wie sich bald herausstellte. Am 1. August 1914 hatte das deutsche Kaiserreich Russland den Krieg erklärt, am 3. August war die Kriegserklärung an Frankreich erfolgt. Weil die Umsetzung des Schlieffenplans die belgische Neutralität verletzte, erklärte am 4. August Großbritannien als belgische Garantmacht Deutschland den Krieg. Bereits am folgenden Tage wurde von der britischen Regierung ein Gesetz zur Kontrolle der in Großbritannien befindlichen Ausländer erlassen (Aliens Restriction Act),<sup>24</sup> das es ermöglichte, die Freizügigkeit der Ausländer einzuschränken und ihre Aktivitäten zu kontrollieren. Viele Deutsche wollten bei Kriegsausbruch Großbritannien verlassen, darunter viele Reservisten. Das deutsche Konsulat hatte sofort zwei Schiffe gechartert, welche die britischen Behörden jedoch nicht auslaufen ließen. Der Maler Paul Croeber, mit dem sich Snell, wie schon berichtet, in Edinburgh angefreundet hatte, schrieb nach



Cunningham's Holiday Camp Douglas, Isle of Man, seit 1914 Internierungslager  
(Foto: vor 1914)

seiner Rückkehr nach Deutschland am 27. Februar 1918 an die Eltern:  
»Die ersten beunruhigenden Nachrichten kamen, als Ihr Sohn sich gerade auf einer Fußtour in den highlands befand [...]. Am Montag [dem 3.8.] erschien er noch ganz erschrocken auf der Bildfläche und als wir am Dienstag mit Sack und Pack im Zuge nach London saßen, erreichte uns die Nachricht, es sei zu spät.«

Bruno Snell konnte zunächst weiterhin bei der Familie Thomson wohnen, musste sich aber zwei Mal wöchentlich bei der Polizei melden. Am 11. September 1914 wurde er wenige Kilometer südlich von Edinburgh im Redford Camp interniert. Im Zuge einer zunehmenden Verschärfung der Maßnahmen gegen Staatsangehörige feindlicher Staaten fasste man im Oktober alle »feindlichen« Ausländer im wehrfähigen Alter in Internierungslagern zusammen, um möglichen Sabotageanschlägen zuvorzukommen. So wurde Snell am 2. Oktober in das Detention Camp Douglas auf der Isle of Man gebracht, wo es mehrere Camps gab, in denen das Gros der in Großbritannien internierten Ausländer untergebracht war. Alle Versuche der Eltern, ihren Sohn freizubekommen oder ihm die Auswanderung in die USA zu ermöglichen, scheiterten.



Die Bewohner von Zelt Nr. 496, unter ihnen Bruno Snell (links), o. J.

In einem der ersten Briefe nach Kriegsausbruch an die Eltern vom 31. August 1914 war bereits erkennbar, dass Bruno Snell sich anhand der Lektüre von britischen Presseberichten allmählich ein eigenes, unabhängigeres Urteil über den Krieg in Europa zu bilden suchte: »Ist es vielleicht nicht doch gut, dass nachher in Deutschland einige sind, die die ganze Begeisterung nicht miterlebt haben? Die vielleicht den Verhältnissen viel kühler gegenüberstehen –. Ihr könnt Euch denken, dass man hier ganz anders über Deutschland spricht als drüben bei Euch. Die Zeitungen hier bringen zuweilen auch deutsche Nachrichten – um darüber zu lachen. Ich habe das englische Weiße Buch gelesen;<sup>25</sup> es zeichnet sich durch außerordentliche Sachlichkeit aus. [...] Die Haltung der englischen Zeitungen gefällt mir im Ganzen recht gut.« Snells distanzierte Betrachtung von Hurra-

Patriotismus und Kriegseuphorie in Deutschland verdeutlicht, wie sehr das eigene Erleben des »feindlichen Auslands« seine Wahrnehmung der politischen Wirklichkeit beeinflusste. Doch die Urteile wechselten, es gab immer auch noch die andere, die patriotische Einstellung, die gelegentlich zum Vorschein kam. Auf die Nachricht vom Kriegstod eines Freundes schrieb er: »Und doch – wir beneiden jeden, der jetzt für die große Sache etwas leisten darf« (Brief an seine Eltern vom 1. Oktober 1914). Seine Vorstellung von korrektem patriotischem Verhalten entsprach wahrscheinlich den Überzeugungen jener sieben Mitschüler, die sich nach dem »Heldentod« ihres Klassenlehrers als Freiwillige an die Front meldeten.<sup>26</sup> Hier zeigte sich der 18-Jährige noch ganz im Bann jener gesellschaftlichen Autoritäten, die in Deutschland die öffentliche Meinung bestimmten. Der modifizierende Faktor, der ihn gegenüber scharfmacherischen Parolen beider Lager zunehmend

Douglas Aliens'  
Camp Tent 511.  
10.3.15.

Liebe Irmgard!  
 Ich habe von mir aus  
 einmal das alte Bekannte  
 in Pflicht genommen, - diesmal  
 in Form der Arbeit, aber  
 zu nützlichem, das man  
 den Umständen hier  
 so man die Arbeit  
 festerem werden man die  
 erhalten, die Arbeit, die  
 Photographie, - und die  
 Arbeit, die so für  
 verlangt fahrte. Ich habe  
 mich sofort allen diese  
 neue Sachen, die man zu  
 finden, - man würde  
 jetzt fahrte fahrte, auch mit

PLEASE POSTAGE  
 FROM PRISONERS OF WAR  
 16 650 TENT 511.

POST CARD

IRMGARD  
 BARTELS  
 HANNOVER  
 ALIENERS 35  
 GERMANY

Abbrechen bewahrt: Die  
 Befreiung werden wir  
 hoffentlich! - Man fahrte  
 eine Arbeit man fahrte  
 verfahrenen fahrte - die  
 was davon. Man die fahrte  
 zu fahrte einmal man  
 fahrte, fahrte man fahrte  
 fahrte in dem fahrte  
 nicht man fahrte, man fahrte  
 immer die fahrte, fahrte  
 die fahrte! Man fahrte

Postkarte Snells an seine Cousine Irmgard Bartels vom 10. März 1915

resistent machte, lag in den eigenen Erlebnissen. So führten zum Beispiel die Erfahrungen der Internierung auf der Isle of Man zu einem Bewusstsein der Solidarität mit den Leidensgenossen, gleich welcher Nationalität: »Behandelt alle Ausländer gut, ich verstehe jetzt, wie sich ein Kriegsgefangener fühlt« (Brief an die Mutter vom 24. September 1914). Hier bahnte sich eine neue Selbstständigkeit des Urteils an, das Bemühen, distanziert und »nüchtern« zu einer begründeten, an den Tatsachen orientierten Meinung zu kommen.

Die Eintönigkeit des Lebens in dem Zeltlager (je sechs Internierte bewohnten ein Rundzelt) und das jahrelange Warten auf das Ende der Gefangenschaft machten auch Snell zu schaffen. Am 3. November 1914 schrieb er aus dem Douglas Aliens' Camp an seine Cousine Irmgard:

Der Regen trommelt auf unser Zelt, recht gelangweilt sitzen wir um unseren improvisierten Tisch herum, auf Strohsäcken, Kisten etc. [...] Du hast keine Ahnung, wie interessant das Leben hier ist! Dreck, Kartoffeln, Haferbrei und Rumschlafen [...] Das halte für die Dauer aus, wer kann!



Oxford, Frühjahr 1915, auf dem Tennisplatz (Beschriftung auf der Rückseite des Fotos: »Hellmuth Holz, Miss Powell, Frl. v. Klitzing und Bruno Snell«)

Nach 17 Monaten der Gefangenschaft berichtete Snell am 3. Februar 1916 seiner Cousine: »Man sollte meinen, man existierte gar nicht mehr. Da heißt es schon 1 ½ Jahre warten, warten!« Er vertrieb sich die Zeit mit dem Anfertigen von Porträts. »Nebenbei läuft immer noch das Karikaturenzeichnen fürs Camp-Echo.«<sup>27</sup> Snell erwähnte in dieser düsteren Beschreibung seiner Lage allerdings nicht, dass der Lagerkommandant es ihm im April 1915 ermöglicht hatte, acht Monate in Oxford bei Professor Goudy römisches Recht zu studieren.<sup>28</sup> Danach wurde er allerdings wieder nach Douglas zurückgebracht, wo er bis zum Frühjahr 1918 bleiben musste.

Im Frühjahr 1917 beschäftigte sich Snell auch wieder mit »Berufs-Fragen«. Am 25. Februar 1917 gestand er seiner Cousine:

Ich habe eine stille Sehnsucht zum Altphilologen, zum Pauker bei mir entdeckt, und gedenke wahrhaftig Ernst damit zu machen [...]. – Viel neuen Mut habe ich dadurch gefunden, daß ich regelmäßig – 4 mal die Woche – auf unsere Farm hinausgehe und bei der Aussicht auf das nahe Meer Ginsterwurzeln aus der Erde ziehe.<sup>29</sup>

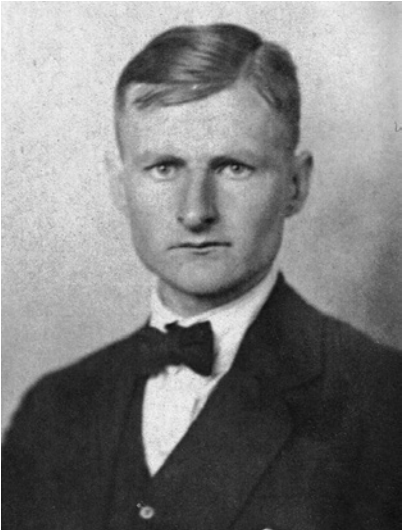
Am 22. April kommt er noch einmal auf diesen Plan zurück: »Weißt Du schon, dass ich mich mit dem Gedanken trage, Pauker zu werden?

Ideallehrer? Was soll ich als Jurist?«, und am 7. Juni schreibt er seiner Cousine: »Ich treibe jetzt viel Griechisch und lese Homer und Aischylos.« In dem dürftigen Bücherbestand der Lagerbibliothek hatte Snell zu seiner Überraschung eine Aischylos-Ausgabe gefunden. Wenig später teilte er Cornelius Hölk (1869-1944), seinem ehemaligen Griechischlehrer am Lüneburger Johanneum, mit, er lese »den ›Agamemnon‹ von Aischylos« (16. Juli 1917). Danach setzte Snell seine Aischylos-Lektüre mit den »Hiketiden« (Schutzflehenden) fort. Hier stieß er auf die Passage, die ihn – wie er in seinen Erinnerungen schrieb – »erschütterte«,<sup>30</sup> nämlich die Worte des Königs Pelasgos, der eine schwierige Entscheidung zu treffen hatte, von der Wohl und Wehe der Stadt abhing (V. 407-408): »Es bedarf wahrlich tiefen Denkens um das Heil, gleich einem Taucher in die Tiefe zu gehen mit sehendem Auge und nicht mit allzu trunkenem.«<sup>31</sup> Das eigene »tiefe Denken« war es also, welches in diesen Aischylos-Versen die selbst verantwortete Tat absicherte. Nicht mehr die Götter lenkten die Geschicke der Menschen, die Menschen selbst mussten ihre Wahl treffen und verantworten.

Snell erinnerte sich an das, was sein Lehrer Cornelius Hölk, der »sarkastische, aber stimulierende Sokrates«,<sup>32</sup> seinen Schülern erklärt hatte: Homer fehle noch das volle Bewusstsein vom eigenen Handeln und von der Pflicht, durch eigenes Nachdenken dem Guten zu dienen. Dies hatte Hölk mit einer Szene vom Anfang der »Ilias« verdeutlicht (Ilias 1,188-222): Achill ist mit Agamemnon in Streit geraten und greift zum Schwert. Aber Athene packt ihn an seinem blonden Haarschopf, spricht ihn an und hält ihn von dem Angriff auf den Heerkönig zurück. Dieser Unterschied zwischen dem homerischen Epos und der griechischen Tragödie, in der zum ersten Mal eine selbst verantwortete Entscheidung dargestellt wird, übte eine große Faszination auf Snell aus. Er glaubte hier eine historische Entwicklung beobachten zu können, die zur Bewusstwerdung des Menschen führte. Um dies Erstaunliche besser kennenzulernen, erwog der 21-Jährige gegen Ende seiner Zeit im Detention Camp, sich der Klassischen Philologie zuzuwenden.

Was in Snells erinnernder Rückschau wie ein Damaskus-Erlebnis erscheinen mag, das ihn schlagartig und endgültig zur Klassischen Philologie führte, zeigt sich allerdings bei der Betrachtung der Briefe in einem unbestimmteren Licht. Mitte September, am 17. September 1917, schrieb Snell an seine Cousine, er zeichne fünf Stunden am Tag und »treibe et-





Bruno Snell, um 1919 [?]

was Griechisch«. Im Juni 1918 hören wir (Brief an die Cousine vom 6. Juni 1918) von seiner Homer-Lektüre. »Wenn das elende Stolpern über die Vokabeln nicht wäre, ich würde meinen Homer lesen mit einer Freude, wie ich sie selten an einem Buch gehabt habe.« Für die definitive Beantwortung der »Berufs-Frage« bedurfte es noch einiger Monate des Abwägens.

Schon während des Krieges gab es Verhandlungen über den Austausch von Zivilisten zwischen Deutschland und Großbritannien. Am 2. Juli 1917 erfolgte eine entsprechende Vereinbarung, doch wegen strittiger Detailfragen begann der Austausch über die Niederlande erst ab Januar 1918. Am 19. März konnte Snell

in Hattem das Transportschiff verlassen, das ihn zusammen mit anderen Internierten nach Holland gebracht hatte. Im Juni hatte er die Möglichkeit, an der Universität Leiden zu studieren. Es war aber nicht die Klassische Philologie, mit der er sich dort beschäftigte. Wie er in seinen Erinnerungen schrieb, hatte er gehört, dass die dortigen Vertreter dieses Faches nicht sonderlich gut auf Deutsche zu sprechen seien. So ging er zu dem Philosophen Gerardus Johannes Petrus Bolland (1869-1928), der Snell weniger voreingenommen zu sein schien, zählte er doch zwei Deutsche zu den bedeutendsten Männern: Georg Wilhelm Friedrich Hegel und Wilhelm Busch. Bei dem Hegel-Verehrer Bolland – Snell zitiert ihn mit der Bemerkung: »Es gibt nur zwei Philosophien: die Hegelei und die Eselei!« – lernte Snell Hegels Geschichtsphilosophie kennen. Bereits in Bollands Hegel-Kolleg wurde Snell mit Fragestellungen bekannt, die ihn dann später auch in der Klassischen Philologie beschäftigten.

## Beginn des Studiums der Klassischen Philologie in Göttingen im Frühjahr 1919 – Ab April Ausbildung in einem Freicorps im Osten

Nach der Unterzeichnung des Waffenstillstands am 11. November 1918 war es nur noch eine Frage der Zeit, wann Snell nach mehr als vier Jahren wieder nach Deutschland zurückkehren konnte. Kurz vor Weihnachten befand er sich wieder bei seinen Eltern in Lüneburg. Am 7. Januar 1919, mitten im laufenden Semester, zog Snell nach Göttingen, um bei Max Pohlenz (1872-1962) Klassische Philologie zu studieren. Das Wintersemester endete am 31. Januar und dauerte nur noch wenige Wochen. Doch der Dekan der philologischen Fakultät, der Klassische Philologe Richard Reitzenstein (1861-1931), versichert ihm, dass ihm als »Kriegsgefangenen« das Wintersemester voll angerechnet werden könne, wenn er die Lehrveranstaltungen des am 3. Februar beginnenden Zwischensemesters ordnungsgemäß belegen würde.

Am 14. Januar 1919, Snell war gerade eine Woche in Göttingen, berichtete er seinen Eltern von politischen Veranstaltungen, die er besucht hatte. Die Wahlversammlung der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) habe ihn wenig beeindruckt: »Die Begeisterung war groß, der Krach gewaltig, die Toleranz anderen gegenüber entsprechend gering.« Dagegen habe er in der Rede des Kandidaten der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) und in seiner Beurteilung der politischen Lage manches wiedergefunden, was er in den letzten Jahren auch in britischen und niederländischen Zeitungen gelesen habe und deshalb die wahre Situation wohl besser und glaubwürdiger abbildete als die einseitige Darstellung der national gesinnten Redner. »Traurig klingt es mir daneben, wenn ich die Leute von gestern mit ignorantem Pathos reden höre, sie allein hätten Liebe zu ihrem Vaterland. Da heißt es dann gleich: Sozialdemokrat und Internationaler.« Danach folgt eine Entschuldigung an die Eltern: »Hoffentlich nehmt Ihr es mir nicht allzu krumm, dass ich unter die Wölffe geraten bin« (eine Anspielung auf Theodor Wolff [1868-1943], den demokratisch gesinnten Chefredakteur des »Berliner Tageblatts«). Trotz aufgeklärter Toleranz und der Abneigung gegen Militarismus war der Vater, Otto Snell, eher einer deutsch-

nationalen Politikrichtung zugeneigt, die in der DNVP, die verschiedene konservative Richtungen vereinigte, oder in der gemäßigten national-liberalen Deutschen Volkspartei (DVP) beheimatet war. Für die der Weimarer Demokratie zugewandte DDP gab es in der Familie Snell offenbar keine Sympathien. Deshalb beeilte sich Snell auch, seinen Eltern mitzuteilen, dass seine Entscheidung für die DDP nur für die Wahl im Frühjahr 1919 gelte.

Am 12. März 1919 überraschte er sie mit der Mitteilung, dass er sich einem Freicorps anschließen wolle:

Gestern war in der Universität ein Aufruf angeschlagen, die Studenten möchten sich doch zum Kampf gegen die anarchie [sic] melden, unterzeichnet vom Wehrministerium und vom Kultusministerium (letzteres sichert uns zu, wer sich meldete, würde keine Zeit für sein Studium verlieren). Ich halte es für meine Pflicht, mich zu melden, obwohl ich offen sagen muß, daß ich mich nur höchst ungern aus meinem Studium, in das ich mich gerade etwas eingearbeitet habe, wieder hinausreißen lasse, daß ich mich überhaupt von dem friedlichen Leben hier nur schwer freimache. Aber was hilft es?

Der Brief schließt mit dem Satz:

Ihr werdet wahrscheinlich über das, was in diesem Falle zu tun ist, ebenso denken wie ich: es ist eine traurige Notwendigkeit sich zu melden.

Tatsächlich findet sich in den erhaltenen Briefen keine Spur von elterlicher Kritik an der Entscheidung des ja gerade erst aus dem Ausland heimgekehrten Sohnes. Am 17. März 1919 schrieb Bruno den Eltern: »Mit gutem Gewissen könnte ich hier nicht weiterarbeiten.« Snell dachte sicherlich an die Freunde und Klassenkameraden, die während des Krieges in den Schützengräben ihr Leben verloren hatten, während er selbst im Detention Camp in Douglas festgesetzt war und seine vaterländische »Pflicht« nicht erfüllen konnte.<sup>33</sup> Auch wird er sich der Aufbruchstimmung, die er unter den Kommilitonen spürte, kaum hat entziehen können, eine Begeisterung, welche die Stimmung beim Ausbruch des Krieges im August 1914 zu imitieren schien.

Am 6. April 1919 befand sich Snell zu einer vierwöchigen Ausbildung als Infanterist in Korschen bei Posen. Nach der Ausbildung sollte es ins »Baltenland« gehen. Bei den »vaterländisch gesinnten« Freiwilligenverbänden für den »Grenzschutz Ost«, die sich Freicorps nannten, handelte es sich um Truppenformationen, die auf Befehl Hindenburgs vom 24. November 1918 zusammengestellt wurden, um den »Schutz« der Ostgrenze gegen eine prognostizierte Bedrohung durch Polen und die Bolschewiki zu gewährleisten. Ihre eigentliche Rolle fanden die Freicorps in den Kämpfen um das Baltikum, »wo die deutschen Verbände [...] mit stillschweigender Duldung der Alliierten zur Verteidigung der drei jungen Staaten gegen den Anspruch der großrussischen Bolschewiki maßgeblich beitrugen«.34 In einem Brief an den Vater vom 11. April meinte Snell, dass er nicht zu einem Freicorps, sondern zu einer »Garde-Reserve-Division« gehörte. (Beides traf zu. In späteren Äußerungen sprach Snell meist verharmlosend von »Grenzschutz«.) Über seine Motivation, sich einem Freicorps anzuschließen, schrieb Snell am 18. Mai 1919 an seine Cousine Irmgard:



Bruno Snell in Korschen, Ostpreußen, Mai 1919

Ich ziehe nicht so sehr der Idee wegen ins Feld (nebenbei bemerkt: ich bin selbst zu einem gut Teil Sozialist), sondern deswegen, weil sich der Bolschewismus bisher als vollständig unfähig erwiesen hat, politische Arbeit zu leisten, und weil seine Idealisten es noch nicht verstanden haben, sich vom verbrecherischen Pöbel freizumachen.

Anfang Juni 1919 war Snell einem Trupp zugeteilt worden, der aus Berlin Stiefel, Trommeln und dergleichen Dinge holen sollte. Er nutzte

den dreitägigen Aufenthalt in der Hauptstadt, um bei Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1848-1931) ein Kolleg zur Einführung in die Klassische Philologie zu hören, in dem dieser »in leichtem Plauderton über den Wert der Kenntnis Griechenlands für den Altphilologen« sprach, wie Snell am 6. Juni seinen Eltern mitteilte.

Wilamowitz hatte »den Ruf«, unter allen Berliner Professoren »am stärksten im Vortrag zu fesseln«, berichtet Alfred Kerr (1867-1948). Bevor Kerr der berühmte und gefürchtete Theaterkritiker wurde, als der er heute vor allem bekannt ist, schrieb er – an der Schwelle seines Ruhms – als scharfzüngiger Flaneur seine »Berliner Briefe« für die »Breslauer Zeitung«, in denen er seinen Lesern pointierte Streiflichter der Berliner Gesellschaft und Kultur der Zeit zwischen 1895 und 1900 präsentierte. So berichtete er am 25. November 1900 auch über einen Vortrag von Wilamowitz für den Akademischen Verein für Kunst und Literatur im Hotel Saxonía. Der Inhalt des Gesagten interessierte Kerr weniger: »Worüber er geredet, kommt beinahe nicht in Betracht.« An dem »Freiherrn von Wilamowitz-Möllendorff« [sic], der Alfred Kerr im Übrigen eher unbekannt war (»Schwiegersohn Mommsens«, »Archäologie (!)-Professor«) interessierten Kerr dessen schauspielerische Fähigkeiten:

Manchmal fängt er an, die Stimme zu schwellen und richtet sich auf, bald duckt er sich und flüstert, verzieht das Gesicht, manchmal steht er plötzlich vor dem Katheder, geht wieder zurück, bohrt mit den Händen in die Luft, stützt sich dann auf die Ellbogen und redet mit Falsettstimme – bis er plötzlich sein Gesicht mit ruckartiger Bewegung nach unten beugt und einen lächelnden, feinen, vielsagenden Blick hat, so dass die Hörer einen anderen zu sehen glauben: einen freundlicheren Mephistopheles oder Diplomaten. Und manchmal wieder zeigt das durchseelte Antlitz einen fast blöden Ausdruck, wie das eines geistesabwesenden Menschen.<sup>35</sup>

Ein »Archäologie-Professor« und »darstellender Künstler. Seltener Vogel«, so Kerrs zusammenfassendes Urteil.

Auch Snell war so beeindruckt, dass er seinen Eltern schrieb, er könne sich vorstellen, wegen Wilamowitz in Berlin zu studieren. Schon aus dem kurzen Vortrag habe er eine Fülle von Anregungen erhalten. Und

im Übrigen: »Im Grund meines Herzens bin ich doch das Draußen-Herumstrolchen vorläufig einmal gründlich satt« (Brief an die Eltern vom 14. Juni 1919).

## Studium in Berlin und München

Ende Juni 1919 wurde das »Rekrutendepot« in Ostpreußen aufgelöst. Snell konnte wieder in das zivile Leben zurückkehren und sich der Klassischen Philologie widmen, dies allerdings jetzt in Berlin. Mitte September traf er in Berlin ein und fand eine Studentenbude in Schöneberg, von wo »man immer eine halbe Stunde bis zur Universität rechnen muss«, wie er 23. September an die Eltern schrieb.

Eine besondere Anziehung übte das kulturelle Leben der Hauptstadt auf ihn aus, die Theater, die Museen und vor allem die Kunstausstellungen. Snell hatte zeitlebens ein ausgeprägtes Interesse an der Malerei. In seinen späten biografischen Notizen erklärte er dies durch ein prägendes Kindheitserlebnis: »Jedes Jahr alle Blätter von ›Spemanns Kunstkalender‹ zu ordnen und dadurch den ›Stil‹ der Bilder kennen zu lernen.«<sup>36</sup> Auf die Stileigenschaften der expressionistischen Malerei hatte der Kalender den Kunstbetrachter allerdings weniger vorbereitet. Von den Expressionisten fühlte Snell sich, wie er in demselben Brief vom 23. September anmerkt, »wieder recht vor den Kopf gestoßen, nachdem ich mich doch schon über manches sehr Gute aus ihren Reihen zu freuen gelernt hatte«. Aber er machte offenbar Fortschritte darin, sich die zunächst fremd erscheinenden Ausdrucksformen der zeitgenössischen Malerei zu erschließen. Am 31. März 1920 schrieb er an seine Cousine Irmgard: »Zuguterletzt habe ich sogar angefangen, mich mit Kokoschka auszusöhnen.« Snell konnte damals nicht ahnen, dass er um Vieles später, Anfang der 1950er-Jahre, in freundschaftlichem Kontakt zu Kokoschka stehen und 1951 als Rektor der Universität Hamburg bereit sein würde, die von Kokoschka gewünschte »große Wand« für ein Wandgemälde zur Verfügung zu stellen.

Als Snell sich in Berlin einfand, war die Weimarer Republik – die Weimarer Verfassung trat am 14. August 1919 in Kraft – gerade einen Monat alt. Snell beobachtete die politischen Strömungen in der neuen Demokratie mit großem Interesse, aber auch zögernd und abwartend. Die allgemeine Stimmung an der Berliner Universität schien in der pessimistisch-konservativ geprägten Rede des neuen Rektors, des Alt-historikers Eduard Meyer (1850-1930), zum Ausdruck zu kommen, der »eine sehr nachdenkliche Rede über den Verfall Athens mit Hin-

weisen auf unsere Zeit« hielt (Brief an die Eltern vom 16. Oktober 1919).<sup>37</sup>

Am 9. November 1919, dem Jahrestag der »Novemberrevolution«,<sup>38</sup> schrieb Snell an seine Eltern:

Berlin schämt sich des 9. Novembers und hat sich eine dicke Schneedecke über das Gesicht gezogen und verhält sich recht still. Heute Morgen war ich in der Stadt, um mit Gertrud [Snells Schwester] in das Kronprinzenpalais<sup>39</sup> zu gehen; ein paar Soldaten sah man auf der Straße (– vor ein paar Tagen geriet ich einmal im Haupttelegraphenbüro in ein verkehrtes Zimmer – da guckte mir gleich ein schweres M.G. mit langen Patronenstreifen entgegen) – man hat sich wohl auf Demonstrationen vorbereitet, aber heute Morgen war alles mäschenstill.

Als bürgerliche Partei mit dezidiert demokratischer Ausrichtung übte die DDP damals auf viele Intellektuelle, die nach einer neuen, demokratisch orientierten Staatsordnung strebten, eine große Anziehungskraft aus. Zu nennen sind zum Beispiel die Soziologen Max Weber (1864-1920) und Alfred Weber (1868-1958), der Staatsrechtler und »Vater der Weimarer Verfassung« Hugo Preuß (1860-1925), der später in Hamburg lehrende Philosoph Ernst Cassirer (1874-1945), die Publizisten Theodor Wolff (1868-1943) vom »Berliner Tageblatt« und Georg Bernhard (1875-1944) von der »Vossischen Zeitung«, der spätere Bundespräsident Theodor Heuss (1884-1963) sowie auch der langjährige Hamburger Bürgermeister Carl Wilhelm Petersen (1868-1933).<sup>40</sup> Auch Snell fühlte sich am ehesten zur DDP hingezogen, er nahm einige Male an Zusammenkünften des 1919 gegründeten Reichsbundes Deutscher Studenten teil, des offiziellen Hochschulverbandes der DDP. Dem einflussreichen Journalisten Paul Rohrbach, der der DDP nahestand, schrieb er »keck und dreist«, »wie ich zu allgemeinem Nutz und Frommen meine Erfahrungen anbringen könnte« (Brief an die Eltern am 12. November 1919). An Selbstbewusstsein fehlte es dem 23-Jährigen nicht. Snells Artikel über die britische Kriegspropaganda erschien im Februar 1920 in der Zeitung »Deutsche Politik«, die von Theodor Heuss herausgegeben wurde, und Snell erhielt, wie er seinen Eltern stolz mitteilte, 74 Mark Honorar.



Aber er nahm auch Kontakt auf zu Max Hildebert Boehm (1891-1968), einem der wichtigsten und einflussreichsten Propagandisten der rechtsrevolutionären und zum großen Teil antisemitisch ausgerichteten »jungkonservativen« Bewegung. Damit konnte er zweifellos »ein stärkeres Gegengewicht gegen die Demokraten (das Vater mir ja wünscht)« einbringen und die Bedenken des Vaters zerstreuen. »Heute Morgen habe ich mit Dr. Böhm [sic] telephoniert und er hat mich in einen anscheinend politischen Klub auf Mittwoch eingeladen« (Brief an die Eltern vom 23. November). Boehm war einer der Initiatoren des zunächst als privater, exklusiver Kreis im März 1919 gegründeten späteren »Juni-Klubs«,<sup>41</sup> zusammen mit Arthur Moeller van den Bruck, einem der maßgeblichen Wortführer der Neu-Konservativen,<sup>42</sup> Heinrich Freiherr von Gleichen-Rußwurm<sup>43</sup> und anderen Gleichgesinnten. Gast des Juni-Klubs war neben Oswald Spengler später auch der damals noch wenig bekannte Adolf Hitler (7. Juni 1921). Finanziert wurde der Juni-Klub durch national gesinnte Bankiers. Während Hildebert Boehm in seinen Propagandaschriften einen höchst unerfreulichen und aggressiven Stil pflegte und von dem »Pöbelinstinkt der Gleichmacherei«, »dem Phäakenideal des Sechs-Stunden-Tags« und »dem Lämmergeglück des Pazifismus« schwadronierte,<sup>44</sup> zeigte er bei abendlichen Zusammenkünften gelegentlich ein ganz anderes Gesicht. »Vorgestern habe ich einen sehr gemütlichen Abend im Juni-Klub verbracht. Dr. Boehm sang sehr hübsch zur Gitarre und selbst Herr von Gleichen geriet in Stimmung« (Brief an die Eltern vom 27. Januar 1920). Bei den Abendveranstaltungen traten die politischen Ziele weitgehend zurück, so dass Snell sich Anfang Dezember, als er in den Klub eingeführt wurde, kein Bild von der politischen Ausrichtung der Teilnehmer machen konnte. Am 9. Februar 1920 berichtete Bruno Snell den Eltern:

Gestern bin ich vom Juni-Klub schriftlich und feierlich zum ›Verkehrs-Gast‹ befördert worden; ich kann mir nicht recht denken, was der Name bedeutet, fühle mich aber sehr geehrt und erfreut. Leider ist aber auch der Klub-Besuch immer mit ganz beträchtlichen Ausgaben verknüpft, so dass ich mich etwas in Distanz halten muss.

Scharfsichtigen Beobachtern der politischen Situation in Deutschland wie Ernst Troeltsch (1865-1923) entging es nicht, dass die politische

Rechte »auf Restauration, Rache, Rechthabenwollen« nicht verzichten wollte, wie es Snell in dem Brief an seine Eltern formulierte. In seinem »Spectator-Brief« vom April 1920 schrieb Troeltsch: »Es ist die alte militaristische Gesellschaft, die um ihr Dasein und um ihre Wiederherstellung kämpft und die zu diesem Zweck keine neuen Mittel finden kann und will, sondern lediglich die alten militaristischen der Gewalt ausreichend und geeignet glaubt.«<sup>45</sup> Von 1918 bis 1921 veröffentlichte Troeltsch in der Münchener Zeitschrift »Kunstwart und Kulturwart. Halbmonatsschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten« unter dem Pseudonym Spectator oder in seinen »Berliner Briefen« regelmäßig scharfsinnige Analysen zum Berliner Zeitgeschehen, die heute als wichtige zeitgenössische Kommentare zum Systemwechsel 1918 bis 1922 gelten. Troeltsch ging davon aus, dass die Republik weit mehr durch die reaktionäre Rechte bedroht war als durch die radikale Linke. Er warnte bereits im Dezember 1919 eindringlich vor der heranrollenden »Welle von rechts«.<sup>46</sup>

Trotz seiner vielseitigen politischen und kulturellen Interessen arbeitete Snell eifrig im Seminar für Klassische Philologie. Am 9. November schrieb er seinen Eltern von einem Gespräch mit Hermann Diels (1848-1922):

Vor einigen Tagen sprach ich Herrn Geheimrat Diels an, er möchte mir eine Arbeit geben, weil ich sein Seminar gern während des Wintersemesters hören würde. Kühl lächelnd hat er mir jetzt ein Thema gegeben, wozu ich bis Anfang Januar 19 Tragödien des Euripides durchlesen müßte, einige andere Literatur nachzulesen hätte und dann die Arbeit lateinisch schreiben müßte. Das Thema heißt: Die stilistische Bedeutung der Sentenzen bei Euripides. (Ich hatte gesagt, ich hätte jetzt 2 Dramen des Euripides gelesen und dies Problem sei mir dabei aufgefallen.) Daß ich in so kurzer Zeit die Arbeit fertig bekomme, ist ausgeschlossen. Trotzdem habe ich angefangen, daran zu arbeiten, um sie entweder später als Seminararbeit zu verwenden oder sie in einer kürzeren Form doch jetzt schon zu bewerten.

Am 18. November konnte Snell seinen Eltern »sichtliche Fortschritte« vermelden.<sup>47</sup> Am 19. November berichtete er dem befreundeten späte-

ren Soziologen Rudolf Heberle: »Zum Lesen komme ich hier überhaupt nicht. Die Bücher, die ich aufschlage, simplen nur Fach.«<sup>48</sup> Am 23. schob sich dann der von Rohrbach erbetene Aufsatz für die Wochenzeitung »Deutsche Politik« dazwischen: »In 14 Tagen soll der Aufsatz fertig sein, – zu Weihnachten kann ich ihn dann vielleicht gedruckt mit nach Hause bringen. Auf Kosten des Euripides geht mir dies interessante Thema natürlich weidlich im Kopf herum.« Danach fand die Arbeit über Euripides in den Briefen keine Erwähnung mehr.

Am 13. März 1920, am Tag des Kapp-Lüttwitz-Putsches, schrieb Snell nach Hause:

[...] über Nacht [ist] die Regierung gestürzt. Kein Mensch hatte davon eine Ahnung gehabt. Viele Menschen auf den Straßen, Soldaten mit leichten Kanonen, Maschinengewehren; Offiziere mit strahlenden Gesichtern. [...] Es herrscht doch im Allgemeinen großes Kopfschütteln.

Mit seiner Ahnungslosigkeit befand sich Snell in bester Gesellschaft mit führenden politischen Kreisen. Die »Welle von rechts«, von der Troeltsch gesprochen hatte, traf auch das politische Berlin recht unvorbereitet.

Zum Sommer 1920 wechselte Snell die Universität und ging für zwei Semester nach München. Sein Interesse an der Klassischen Philologie und die Faszination, die der Einblick in einen früheuropäischen geistesgeschichtlichen Entwicklungsprozess auf ihn ausübte, waren ungebrochen. Er machte allerdings die Erfahrung, dass bei den Philologen von den geistesgeschichtlichen Fragen, die ihn interessierten, nicht die Rede war. In einer wahrscheinlich in den 1970er-Jahren niedergeschriebenen Notiz berichtet Snell, wie enttäuscht er am Ende der Münchener Studienzeit von den klassisch-philologischen Berühmtheiten war, deren Lehrveranstaltungen er in Berlin und München besucht hatte:

Wilamowitz begann sein Kolleg über das hellenistische Epos mit dem Satz: Von Apollonius von Rhodos sei so viel erhalten, dass das ein eigenes Kolleg verlange, er würde also von dem hellenistischen Epos außerhalb von Apollonius sprechen. Daraufhin blieb ich fort.

– Diels setzte in den ersten Stunden auseinander, wie schwer es sei zu entscheiden, ob Herodot sich im ersten Satz seiner Historien als Thurier oder als Halikarnassier bezeichnete (Jahrzehnte vorher hatte er darüber schon einen Aufsatz geschrieben), – – das habe ich mir eine Woche lang angehört. Eduard Schwartz<sup>49</sup> hielt ein Seminar über den Hermes-Hymnus, und in unseren Referaten mussten wir nachweisen, dass er aus zwei verschiedenen Stücken zusammengelittert sei. Da konnte man nur immer wieder den Kopf schütteln.

Das Proseminar von Wilamowitz scheint Bruno Snell aber dennoch fleißig besucht zu haben. Am 22. Februar schrieb er an seine Eltern: »Wilamowitz hat im Seminar die Aufgabe gestellt, »Befiehl Du Deine Wege« in griechische Distichen zu übersetzen. Drei Distichen habe ich zusammengeflickt und ihm gestern abgegeben; es war eine Hundearbeit!«

Viel wichtiger als die philologischen Lehrveranstaltungen waren für Snell in München die kunstgeschichtlichen Vorlesungen Heinrich Wölfflins (1864-1945). »Die Vorlesungen von Wölfflin haben meine Vorstellungen von geschichtlicher Entwicklung entscheidend beeinflusst«, schrieb Snell im autobiografischen Rückblick (VDuJ [Wölfflin]).

Wölfflin brachte unmittelbar zur Anschauung, wie die Kunst von der Frührenaissance zum Rokoko den notwendigen, gesetzmäßigen Gang vom Linearen zum Malerischen geht, und ließ spüren, wie das nicht nur etwas wie das Sichentfalten einer Blume von der strengen Knospe bis zur üppigen Blüte ist, sondern zusammenght mit dem »Geist der Zeit«.

In seiner Betrachtung der Stilentwicklung in der Kunst benutzte Wölfflin den Begriff der »Entwicklung« und setzte mit seiner geschichtlichen Untersuchung, welche den »Geist der Zeit« mit einbezog, den weitgehend noch in Geltung stehenden Begriff des Klassischen außer Kraft. Unter dem Aspekt der Entwicklung war eine zu ewig gültiger Klassik versteinerte Kulturepoche nicht denkbar. Ließ sich möglicherweise auch in den Sprachkunstwerken des »klassischen« Altertums ein »notwendiger, gesetzmäßiger Gang« unterschiedlicher, aufeinander aufbauender Phasen erkennen? Snell lag daran, solche Gesetzmäßigkeiten aufzudecken. Die Wahrnehmung, die er 1917 in der Lagerbibliothek



Bruno Snell in München, Oktober 1925

Literatur erproben wollte, war er sich dessen bewusst, dass der Wechsel des Sujets auch eine methodische Anpassung an den Gegenstand nötig machen würde. Er ging mit Wilhelm von Humboldt davon aus, dass in den sprachlichen Gestaltungen der antiken Autoren originelles Denken und individueller sprachlicher Ausdruck in einer Weise miteinander verschmolzen waren, so dass das jeweils Neue notwendigerweise die Züge des Individuellen haben musste. Das Fortschreiten in eine neue Entwicklungsphase ließ sich nach seiner Meinung deshalb mit einer anonymen Typologie nicht ausreichend erfassen. Das Neue war die individuelle Leistung in einem geistesgeschichtlichen Prozess, es war die Leistung dessen, in dessen Schriften sich das Neue zuerst zeigte. Deswegen sprach Snell später auch nicht von der »Entwicklung« aufeinander folgender Phasen, sondern von »Entdeckungen«, die dem jeweiligen Autor zuzuordnen waren und geistesgeschichtlich erklärt werden mussten. In Anbetracht der Forschungsprobleme, die damals seine Berliner, Münchener und auch Göttinger Lehrer (mit Aus-

auf der Isle of Man gemacht hatte, schien eine regelmäßige Entwicklung anzudeuten und nahezulegen. Was er bei Wölfflin in der Vorlesung hörte, ließ sich möglicherweise auch mit manchem in Zusammenhang bringen, was er in Leiden bei dem Philosophen Bolland über das Geschichtsbild Hegels gelernt hatte. Snell war in der Münchener Zeit bereits auf dem Wege zu Gedanken, die er dann in seiner Habilitationsschrift ausführen sollte.

Allerdings sprach Wölfflin in seinen kunstgeschichtlichen Analysen von einer »Kunstgeschichte ohne Namen« und suchte das Problem der Stilentwicklung in einer allgemeinen Stiltypologie zu erfassen.<sup>50</sup> Wenn Snell Wölfflins Gedankengänge auf dem Gebiet der antiken

nahme des Privatdozenten Hermann Fränkel) beschäftigten, konnte Snell zweifellos für seine »Vorstellungen von geschichtlicher Entwicklung« mehr bei Philosophen und Kunsthistorikern lernen als bei den Philologen.

## Promotion in Göttingen im Oktober 1922

Nach zwei Münchener Semestern kehrte Snell wieder nach Göttingen zurück. Auch in Göttingen zeigte sich bald, dass die Fragen, die im Rahmen der Klassischen Philologie behandelt wurden, meist nur in beschränktem Umfang zur Klärung von Snells geistesgeschichtlicher Problemstellung beitragen konnten.

In dem ersten Kolleg, das ich bei Max Pohlenz in Göttingen besuchte, sagte er, die wesentliche Arbeit an Homers Ilias sei durch Wilamowitz geleistet, aber im Einzelnen könne man doch noch weiterkommen. Im Buch sowieso ließe Wilamowitz den Dichter A bis Vers 376 dichten, aber man könne doch wahrscheinlich machen, dass auch der Vers 377 noch vom Dichter A stamme. Das vertrieb mich nicht nur aus dem Hörsaal, sondern nahm mir die Lust, mich jemals mit solcher Homer-Analyse zu beschäftigen. Ins Seminar von Pohlenz bin ich lieber von vornherein nicht gegangen.<sup>51</sup>

Snell gehörte in Göttingen einer Gruppe von »aufsässigen Studenten« an, ehemalige Kriegsteilnehmer – Gerhard Kraher und Manfred Hausmann – waren darunter, die von dem trockenen Positivismus des 19. Jahrhunderts nichts mehr wissen wollten. Gerhard Kraher (1890-1931) habilitierte sich 1925 in Göttingen im Fach Archäologie,<sup>52</sup> Hausmann (1898-1986) machte sich seit Mitte der 1920er-Jahre als Schriftsteller einen Namen.<sup>53</sup>

Über Pohlenz schrieb Snell später: »Wenn doch nur nicht das, was er behandelte, so interessant und wichtig gewesen wäre, und das, was er wusste (und er wusste viel), nötig, um Vernünftiges zu leisten.« »So blieb nichts als zu lernen und aus dem, was man lernen konnte, etwas Besseres zu machen«, das hieß, Antworten auf Fragen zu finden, zu welchen die Klassische Philologie in ihrer problematischen Situation zwischen Klassizismus und Historismus damals kaum einmal vordrang. So war es auch in Göttingen nicht Snells eigentliches Studienfach, welches die übergreifenden Fragen ansprach und behandelte, die ihn erst zur Klassischen Philologie gebracht hatten, es war die Philosophie, welche auf die geistesgeschichtlichen Probleme, die Snell beschäftigten,

einging und weiterhelfen konnte. Bereits bei seinem ersten Aufenthalt in Göttingen, bevor er sich auf das Freicorps-Intermezzo einließ, hatte Snell in einem Brief vom 1. März 1919 an seinen Vater die Vorlesung von Georg Misch als besonders interessant hervorgehoben. So besuchte er jetzt statt der philologischen Lehrveranstaltungen bei Pohlenz die Vorlesung und das Platon-Seminar von Misch. Dort lernte er dann auch die spätere Schriftstellerin Herta Schröder (1896-1970) kennen, mit der er seit 1925 bis zu ihrem Tod verheiratet war.

Mischs Philosophie stand in der Nachfolge von Wilhelm Dilthey, und durch ihn lernte Snell Diltheys Gedankengut kennen. Dieser hatte 1883 seine »Einleitung in die Geisteswissenschaft« veröffentlicht<sup>54</sup> und in der Auseinandersetzung mit Kants »Kritik der reinen Vernunft« eine »Kritik der historischen Vernunft« entwickelt<sup>55</sup>. Die »historische Vernunft« sollte nicht als Begriff für einen spezialisierten Teilbereich der menschlichen Vernunft verstanden werden, vielmehr sollte in diesem Ansatz die geschichtliche Bedingtheit aller menschlichen Vernunft und allen menschlichen Erkennens zum Ausdruck kommen. Nicht die reine Vernunft trat somit der Geschichte als ihrem Erkenntnisobjekt gegenüber, sondern die Vernunft selbst sollte geschichtlich verstanden werden; sie versuchte, als geschichtliche Vernunft sich Klarheit über sich selbst zu verschaffen. Vernunft war endliche menschliche Vernunft und stand somit selbst immer schon in einem eingeschränkten Lebenszusammenhang.

Diltheys Ziel war, die Vielfalt der Gegenstände und Disziplinen der Geisteswissenschaften mit Hilfe einer gemeinsamen Erkenntnisethode zusammenzuführen und von den Naturwissenschaften abzusetzen, welche die physische Welt erklärten. Dem Erklären der Naturwissenschaften stellte Dilthey den Begriff des Verstehens gegenüber, der nach seiner Ansicht dem Charakter der Geisteswissenschaften besser entsprach:<sup>56</sup> »Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir«, denn das Seelenleben tritt uns – anders als die Natur – nicht als ein fremder Erkenntnisgegenstand gegenüber. Allerdings könne die historische Vernunft »die Totalität des Lebens« nur ausschnittshaft erfassen. Deshalb, so lehrte Dilthey, sei der adäquate Begriff für die Totalität das »Leben«, hinter das »Leben« lasse sich nicht »zurückgehen«. Der Begriff Leben bezeichnet zugleich den Gegensatz zu einem intellektualistischen Weltverständnis.



Geschichte meint bei Dilthey Geistesgeschichte. Die Aufgabe der Geisteswissenschaften ist es, die »geschichtliche Welt« mit ihrem komplizierten Geflecht von Ausdrucksformen (»Objektivationen«) menschlichen Geistes in einem hermeneutischen Verfahren begrifflich zu erfassen. Insofern gehören die Geisteswissenschaften zu den Erfahrungswissenschaften. Geschichte vollzieht sich in einer Abfolge von »Objektivationen«, in überdauernden Ausdrucksformen des »Lebens« oder, wie Dilthey formulierte, in den »Realisierungen des Geistes in der Sinnenwelt«<sup>57</sup>. Objektivationen des Geistes sind demnach allesamt durch Menschen – durch Wort oder Tat – entstanden, sie sind nicht naturgegeben. Zu ihnen gehören auch »Wirkungszusammenhänge verschiedener Personen zu gemeinsamer Leistung«, also »Wirtschaft, Recht, Philosophie, Kunst, Religion«<sup>58</sup>, und nicht zuletzt sind die Sprache und die literarischen Ausdrucksformen »gemeinsame Leistungen«. Solche Objektivationen waren für Dilthey keineswegs Ausdruck einer »allgemeinen Vernunft«, vielmehr waren sie Ausdrucksformen des »Lebens in seiner Totalität« einschließlich der »Macht des Irrationalen in ihm«<sup>59</sup>. Vor allen anderen symbolischen Ausdrucksformen aber erkannte Dilthey der Sprache und ihren literarischen Gestaltungsmöglichkeiten eine besondere Bedeutung zu, sie sollten die Grundlage sein für die geistesgeschichtliche Interpretation<sup>60</sup>. Hier war der Ansatzpunkt benannt, den Snell für seine eigene philologische Arbeit suchte.

Es war bereits erwähnt worden, dass der Göttinger Doktorand Bruno Snell bei seiner Arbeit über den Sprachgebrauch in der vorplatonischen Philosophie Rat und Hilfe bei Wilhelm von Humboldt suchte. In seiner Einleitung zum Kawi-Werk hatte Humboldt festgestellt: »Erst bei genauerer Erwägung, aber dann klar und deutlich findet man den Charakter der verschiedenen Weltauffassung der Völker an der Geltung der Wörter haftend.«<sup>61</sup> Die Sprache ermöglicht die kollektive Bewusstseinsbildung der Menschen und ist zugleich ihre Ausdrucksform. Der Wandel des Denkens und der »Weltansicht« ist deshalb an den Entwicklungsschritten der Sprache und an den literarischen Texten ablesbar. Wenn Humboldts Theorie richtig war, konnte die geistesgeschichtliche Besonderheit im Sprachgebrauch der vorplatonischen Philosophie mit philologischen Mitteln nachvollzogen und dargestellt werden. Zugleich stand ein solches Verfahren im Einklang mit Diltheys Ansichten zu Aufgabe und Möglichkeiten der Geisteswissenschaften und den

Hegel'schen Gedanken zur geschichtlichen Entwicklung. Diesen Zusammenhang hat Snell später in kaum zu übertreffender Kürze zusammengefasst in der Formulierung: »Geistesgeschichte: Philosophie aus der Sprache heraus.«<sup>62</sup>

Am 9. Juli 1922 konnte Snell seiner Cousine stolz berichten: »Meine Doktorarbeit ist seit kurzem fertig. [...] Im Oktober mache ich mein mündliches Doktorexamen, bald darauf hoffentlich Staatsexamen.« Seine Fragestellungen in seiner Dissertation über »Ausdrücke des Wissens in der vorplatonischen Philosophie« mussten im Rahmen dessen, was damals in der zünftigen Philologie üblich war, als ungewöhnlich erscheinen. Snell verweist in seinen Erinnerungen auf eine zur gleichen Zeit in Göttingen angefertigte Dissertation zu den Begriffen Logos, Mythos und Ainos, die sich in üblicher Weise darauf beschränkte, festzustellen, ob ein Wort an einer bestimmten Textstelle dieser oder jener im Lexikon vorgegebenen Bedeutung zuzuordnen war. Eine derartige Untersuchung konnte ja durchaus zu einem besseren Verständnis einzelner Textpassagen beitragen. Doch Snells Anspruch war viel weiter gefasst. Er ging in seiner Fragestellung von Humboldt und Dilthey aus und entwarf ein nach geistesgeschichtlichen Gesichtspunkten vermessenes Problemfeld, bei dessen Bearbeitung die Philologie eine praktische Funktion übernehmen sollte. Der jeweilige sprachliche Ausdruck war als Bewusstseinsform zu verstehen, »als äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker«, wie es bei Humboldt in der Passage hieß, die Snell seiner Dissertation als Motto voranstellte.

Für manchen Fachvertreter überschritt Snells philosophische Problemstellung eine Grenze; das Behandeln derartiger Fragen war nach ihrer Ansicht nicht mehr Philologie. Allerdings war es gerade diese fachliche Selbsteinschränkung, die Snell auch in seinen späteren Arbeiten nicht zulassen wollte. Dabei hätte er sich auf die frühe Tradition der Klassischen Philologie berufen können, auf August Böckh (1785-1867), der seit 1811 an der neugegründeten Berliner Universität lehrte. Dieser nannte als Aufgabe der Philologie das »Erkennen des vom menschlichen Geist Producierten, d. h. des Erkannten.«<sup>63</sup> Das »Erkannte« bezog sich dabei nicht nur auf den gedanklichen Gehalt, sondern auch auf die »Taten« der Menschen, somit auf alle in den überlieferten Zeugnissen ausgedrückten Sachverhalte der antiken Lebenswelt, die von Menschen bewirkt worden waren. Der Totalitätsanspruch (*cognitio totius anti-*

quitatis) der Altertumswissenschaft machte die Klassische Philologie bei Böckh zu einer historischen Wissenschaft. Nun meinte aber »Erkennen« keineswegs ein wissenschaftliches Verhalten, das sich auf das Sammeln und Systematisieren von aufgefundenen Objekten oder Sachverhalten beschränkte. Böckh erschien es wichtig, dem Erkannten »in dem eigenen Denken einen Platz anzuweisen und es mit dem Erkannten selbst auf gleiche Stufe zu stellen, was durch die Beurtheilung [...] geschieht. In dieser Beurtheilung liegt das Denken des Philologen.«<sup>64</sup> In dem »Urteilen«, in dem Anweisen eines Platzes im eigenen Denken und somit der Bezugnahme auf die eigene Gegenwart, sollte sich die Philologie als »lebendige« Wissenschaft erweisen. Dazu benötigt die Philologie nach Böckhs Ansicht allerdings das Gegenüber der Philosophie; es sollte keine Grenzziehung geben zwischen dem Besonderen der Philologie und dem Allgemeinen der Philosophie. »Philologie und Philosophie bedingen sich wechselseitig. [...] Die Philosophie geht vom Begriff aus, die Philologie vom zufällig Vorhandenen«, schrieb er.<sup>65</sup>

Snell wollte bedeutungsverwandte Wörter in einem »Wortfeld«, wie es dann später in der Sprachwissenschaft hieß, systematisch untersuchen. Es ging ihm darum, Prozesse zu beschreiben, die sich in der frühgriechischen Sprache anbahnten und in eine neue Phase der Geistesgeschichte überleiteten. So sollten die Übergänge zu neuen Auffassungen (individuellen »Entdeckungen«) erkennbar werden, die sich mit dem Begriff der allgemeinen Entwicklung (»Stilwandel«) nicht mehr angemessen erfassen ließen. Bei dem damaligen Göttinger Privatdozenten Hermann Fränkel (1888-1977) lernte Snell, dass sich frühgriechisches Denken von dem späteren deutlich unterschied. In seiner 1921 erschienen Habilitationsschrift über »Die homerischen Gleichnisse« hatte Fränkel gezeigt, dass der archaische Denk- und Darstellungsstil keineswegs lediglich ein defizitäres Vorstadium der modernen Denkweise darstellte, sondern als eigenständige Ausdrucksform seiner Epoche verstanden werden musste. Den Übergang zwischen solchen unterschiedlichen Phasen der Geistesgeschichte wollte Snell in seiner Arbeit an der Sprache aufspüren und darstellen.

Zuständig für die Annahme der Doktorarbeit war der Göttinger Klassische Philologe Max Pohlenz (1872-1962). Pohlenz teilte Snell aber freundlich mit, dass die von ihm eingereichte Untersuchung keine philologische Arbeit darstellte, sondern eher in den Bereich der Philo-

sophie falle. Er sehe sich nicht imstande, eine solche Arbeit anzunehmen. Enttäuscht ging Snell daraufhin zu dem Philosophen Georg Misch, der ihn aus seinem Platon-Seminar kannte. Misch sagte, dass Snells Untersuchungen streng genommen keine philosophische Dissertation darstellen, doch werde er sie akzeptieren. (»Philosophie ist das nicht, aber wenn *der* sie nicht haben will, nehme ich sie«, referiert Snell Mischs Stellungnahme in VDuJ [Pohlenz]). Auf diese Weise wurde Snell im Oktober 1922 nicht in seinem eigentlichen Studienfach promoviert, sondern in Philosophie; Griechisch und Latein waren Nebenfächer.

Nach Abschluss der Promotion (die Promotionsurkunde datiert vom 31. Januar 1923) hat Snell im Februar 1923 auch das Staatsexamen in den Fächern Griechisch, Latein und Englisch in Göttingen abgelegt. Am 23. Februar berichtet er seinem Vater darüber:

Das Examen ist nun glücklich überstanden. Die mündliche Prüfung in Griechisch und Lateinisch ist gut verlaufen, – alles andere war ein rechter Reinfeld. [Fritz] Röder [1875-1951] soll gesagt haben, er hätte nie jemanden geprüft, der so gut Englisch spräche, aber auch keinen, der so wenig Ahnung von [der englischen] Literaturgeschichte hätte.

## »Probekandidat« an der Matthias-Claudius-Schule in Hamburg-Wandsbek – Die Reise nach Russland – Habilitation in Hamburg geplant

Unter dem »Kabinett der Wirtschaft« des Reichskanzlers Wilhelm Cuno (1876-1933), des parteilosen Generaldirektors der Hamburg-Amerika-Linie (Hapag), strebte die Inflation in den Jahren 1922/23 ihrem Höhepunkt zu. Am 11. Januar 1923 erfolgte der Einmarsch französischer und belgischer Truppen ins Ruhrgebiet, weil Deutschland die fälligen Reparationsleistungen nicht erbracht hatte. Im August 1923 kam es zu massiven Streiks. Wie die weitere Zukunft aussehen würde, war auch für Bruno Snell noch unklar, doch zeichnete sich bereits ab, dass er weiterhin wissenschaftlich arbeiten wollte.

Am 28. Juni 1923 schrieb Snell an seine Cousine:

Seit Anfang Mai bin ich Probekandidat am Gymnasium in Wandsbek. Ich wohne in einem Studentenheim der Stadt Hamburg in Barmbek. Es sind hier im Ganzen 100 Studenten untergebracht. Jeder hat sein kleines Zimmer, das er selbst in Ordnung halten muss. Der größte Vorteil ist, dass man hier sehr billig wohnt. Für die Schule habe ich bisher noch wenig zu tun. Selbständigen Unterricht gebe ich noch nicht, sondern hospitiere nur. So bleibt mir Zeit, noch für mich selbst zu arbeiten. Ich höre auch noch ein Kolleg in Hamburg.

Für die Zeit der Schulferien im Oktober 1923 schloss sich Bruno Snell einer Gruppe von Göttinger Landwirtschaftsstudenten an, welche die »Allrussische Ausstellung für Landwirtschaft und Heimarbeit« in Moskau besuchen wollten. Zu diesen gehörte auch sein Bruder Werner, der die Mitreisemöglichkeit vermittelte. In seinen erhaltenen Aufzeichnungen beschrieb Snell seine Eindrücke und Erlebnisse während des 24-tägigen Aufenthalts von Mitte Oktober bis Anfang November 1923 in Petrograd (Sankt Petersburg), wo die Gruppe etwa 14 Tage verbrachte, und Moskau, dort hielt man sich etwas mehr als eine Woche auf. Snell wollte seinen Bericht ursprünglich in einer Zeitung veröffentlichen,

doch ist über eine solche Publikation nichts bekannt. Der besondere Reiz und auch der historische Wert seiner Darstellung liegt darin, dass hier einer der frühesten Reiseberichte eines ausländischen Beobachters über die Verhältnisse in der noch jungen Sowjetunion erhalten ist. Älter sind die Beschreibungen von Alfons Paquet, die sich allerdings auf die Vorgänge im Moskau von 1919 beschränken.<sup>66</sup> Der Artikel des Althistorikers Eduard Meyer in der »Deutschen Rundschau«<sup>67</sup> über die Feier des 200-jährigen Jubiläums der Russischen Akademie der Wissenschaften in Leningrad im September 1925<sup>68</sup> erschien zwei Jahre nach Snells Reise. Meyers Bericht betont zudem aktuelle politische Aspekte in der Zeit zwischen Rapallo-Vertrag und Locarno, wobei der Schwerpunkt auf die Interessengemeinschaft zwischen Deutschland und Russland gelegt wird. Die Angaben des Jugendstilmalers Heinrich Vogeler (1872-1942) geben Eindrücke vom Juli 1926 wieder (»Die Welt am Abend«, Berlin, 3. August 1926), und die eindrucksvollen Reportagen des »rasenden Reporters« Egon Erwin Kisch (1885-1948),<sup>69</sup> die ausführlichste Beschreibung der frühen Sowjetunion aus eigener Anschauung, gehen zurück auf die Zeit zwischen Dezember 1925 und Mai 1926. Auch diese Schilderungen beruhen also auf Besuchen der Sowjetunion und sind zwei bis drei Jahre nach Snells Darstellung abgefasst.

Neben allerlei Kritik im Einzelnen versuchte Snell in seinem Bericht, die guten Absichten zu verstehen und zu würdigen, die das sowjetrussische Experiment leiteten. Die »Allrussische Ausstellung für Landwirtschaft und Heimarbeit« stand im Zusammenhang mit der Landwirtschaftskampagne 1922 und sollte mit ihrem Überblick über die territoriale Vielfalt der Produktionsmethoden und den erreichten Stand der landwirtschaftlichen Technik die Bauern für die Politik der Regierung gewinnen und von den Vorteilen der Genossenschaften und der Kollektivwirtschaft überzeugen. Lenin selbst hatte die Ehrenpräsidentschaft über die Ausstellung übernommen. Snell schilderte das bunte Bild der aus allen Teilen des großen Reiches kommenden Ausstellungsbeiträge in einem eigenen Abschnitt:

In Moskau war jetzt die große »Allrussische Ausstellung für Landwirtschaft und Heimarbeit«.<sup>70</sup> In erstaunlich kurzer Zeit sind auf einem über 1 km langen Feld südlich der Moskwa die vielen Gebäude entstanden. Studenten haben fleißig dabei mitgeholfen und

Studenten arbeiteten auch den ganzen Sommer über in den Büros der Ausstellung. Der Stil der Ausstellungshallen ist ausgezeichnet, dem Holze, aus dem sie erbaut sind, angepaßt: sie wollen nichts anderes scheinen, als was sie sind. Und man hat es verstanden, genügend Abwechslung in die Formen der Gebäude zu bringen, man hat sie auch durch Farben, durch Fahnen oder durch Plastik geschmückt, man hat Anlagen dazwischen angelegt, die größtenteils auch irgendwie belehren sollen – und so bot das Gelände ein frohes und buntes Bild. Aus allen Teilen der S.S.S.R. [Vereinigung [[Sojus]] sozialistischer Sowjet-Republiken] hatten die Einwohner die Erzeugnisse ihres Landes herbeigebracht und boten sie zum Verkauf: aus Sibirien, aus Turkestan, aus dem Kaukasus-Gebiet, aus Buchara und Chiwa und anschaulich zeugten sie von der Weite des neuen russischen Reiches. In einer großen, orientalisch geschmückten Holzhalle boten Verkäufer in langen seidenen Mänteln und bunten Kappen Teppiche, seidene Tücher und östlichen Hausrat an. Neben einem persischen Wohnhaus war das Zelt eines Nordsibiriers aufgebaut. Und das war der erste Zweck dieser großen Ausstellung: die Schätze der Sowjet-Staaten zu zeigen. Die zweite Absicht war, dem russischen Bauern klarzumachen, wie er die primitive Bewirtschaftung seines Ackers mit Hilfe moderner Technik und Wissenschaft verbessern kann. Versuchsfelder waren angelegt, um die Wirkung künstlichen Düngers zu zeigen, Proben des Bodens aus allen Gegenden waren ausgestellt und ihre beste Bewirtschaftung demonstriert, eine bäurische Musterwirtschaft war aufgeführt mit elektrischen Anlagen, – eine moderne Molkerei, Schlachtereier, Tabakfabrik, Holzsägereien –, Floßbauten wurden in Betrieb gehalten, landwirtschaftliche Maschinen wurden demonstriert (für sie war eine etwas abseits gelegene ausländische Abteilung aufgebaut, die auch von den größten deutschen Firmen beschickt war), und daneben, als Gegensatz, wurden die primitiven Geräte gezeigt, mit denen der russische Bauer noch heute sein Land bestellt. Alle Wände waren mit eindringlichen, von Künstlern gezeichneten graphischen Darstellungen geschmückt, die auch wieder auf zwei Sätze gestimmt waren: Sie sollten zeigen, wie die Produktion der letzten Jahre gewachsen war, oder sie stellten dar: so sieht es heute aus, und so kann es aussehen, wenn ihr euch die Fortschritte der modernen

Technik zunutze macht. Den ganzen Sommer über hat die russische Regierung große Sonderzüge mit Bauern aus dem ganzen russischen Reich herbeigeholt, um so für den Fortschritt in der Landwirtschaft zu werben.<sup>71</sup>

Noch unter dem Eindruck der vielfältigen Impressionen der Russlandreise fand Snell sich am Ende der Schulferien wieder im Matthias-Claudius-Gymnasium in Wandsbek ein, um seine Referendarausbildung fortzusetzen. Allerdings scheint ihn die Tätigkeit an der Schule nicht ganz ausgefüllt zu haben. Bereits im Dezember wirkte er bei einer Aufführung des »Prometheus« von Aischylos mit, als Choreut in dem von Vilma Mönckeberg (1892-1985) einstudierten Sprechchor. Es handelte sich dabei um eine Vorstellung des »Kammertanztheaters«, das der bedeutende Tanzpädagoge und Tanztheoretiker Rudolf von Laban (1879-1958) 1923 in Hamburg gegründet hatte.<sup>72</sup> Snells Schwester Gertrud war Tänzerin und der Laban-Schule eng verbunden. Rudolf Maack (1902-1983), der Kritiker für Tanzinszenierungen der großen Hamburger Zeitungen, hat die Aufführung von Aischylos' »Prometheus« vom Dezember 1923, die in der Ernst-Merck-Halle stattfand, besprochen. Er bezeichnete es als »größte und gewagteste Unternehmen« Labans. Der Tragödie hinzugefügt waren ein Vorspiel vom Raub des Feuers und ein Nachspiel. Prometheus, an den Felsen geschmiedet, »schrie seine Verzweiflung in den großen Raum, umwimmelt von zappelnden und wogenden Menschenleibern, Labans Bewegungschören, und beklagt von Vilma Mönckebergs rhythmisch gezügelten Sprechchören, die als dunkle Masse an den Flanken der Bühne kauerten. Die Geräuschkulisse stammte von Laban selbst.« Den fünf Aufführungen im Dezember folgten wegen des



Gertrud Snell, 1924



großen Interesses noch zwei weitere. »Der tiefste Eindruck ging von der geformten Sprache aus. Die Bewegungschöre konnten ihm nichts Gleichwertiges entgegensetzen«, berichtete Maack.<sup>73</sup> Snell selbst merkte in einem Brief vom 19. Dezember 1923 an seine Cousine kritisch an: »Leider kam bei der Aufführung nicht die ganze Größe heraus, die der Anlage nach beabsichtigt war, – aber das Ganze war doch ein außerordentlich imposanter Versuch, eine antike Tragödie wieder lebendig zu machen.« Noch im Oktober 1954 schrieb Snell an den 1938 nach London emigrierten Laban, anknüpfend an einen Besuch in dessen Tanzschule in Manchester anlässlich einer Englandreise: »Ich hatte damals die lebhafteste Überzeugung, dass viele Dinge, die Sie interessierten, auch für jemand, der sich mit Sprache beschäftigt, von größter Bedeutung sind.«<sup>74</sup>

Am 3. April 1924 legte Snell das Assessorexamen für die Fächer Griechisch, Latein und Englisch ab; ein Jahr der Referendarzeit war ihm erlassen worden. Um weiterhin Kontakt mit der Wissenschaft zu halten, bewarb Snell sich um ein Reisestipendium am Deutschen Archäologischen Institut in Rom. Für dieses war Wilamowitz als Gutachter tätig und hatte somit die ungedruckte Dissertation Snells zu beurteilen. Als die Entscheidung auf sich warten ließ, wurde Snell bei Wilamowitz selbst vorstellig und erkundigte sich nach seinen Ausichten. Am 10. April 1924 schrieb er an seine Eltern:

Gestern war ich bei Wilamowitz, der mich gleich sehr huldvoll und freundlich damit begrüßte, daß ihn meine Dissertation »ganz außerordentlich gefreut« hätte. Sie müßte unbedingt gedruckt werden, und zwar wollte er sie in den von ihm herausgegebenen, in zwangloser Folge erscheinenden »Philologischen Untersuchungen«<sup>75</sup> bei Weidmann unterbringen.

In den »Philologischen Untersuchungen« erschien Snells Arbeit 1924 als 29. Band.<sup>76</sup> Damit war er erneut in die Reihen der Philologen aufgenommen. Der Weg in die klassisch-philologische Wissenschaft und die Geistesgeschichte, der fast schon versperrt schien, war wieder möglich.

Am 27. April 1924 schrieb Snell an seine Cousine: »Ich werde mich jetzt in Hamburg habilitieren. Im Laufe des nächsten Jahres hoffe ich

mit meiner Habilitationsschrift fertig zu werden.« Bereits im Januar hatte er mit Pfeiffer, dem Ordinarius für Griechisch, über die beruflichen Aussichten gesprochen. »Er machte mir Mut und sagte, für das Katheder wäre kaum Nachwuchs da« (Brief an die Eltern vom 14. Januar 1924).

Nach dem Ende der Referendarausbildung war Snell zunächst auf die Unterstützung durch die Eltern angewiesen und gab Nachhilfestunden. Am 20. Mai 1924 berichtet er unter der Adresse: Hamburg, Landwehr 27 II:

Habe gestern Nachmittag gleich meine Tätigkeit bei Vermehrens angefangen. Der Junge macht einen netten und frischen Eindruck. Als erstes habe ich ihm das Briefmarkensammeln beigebracht und versuche nun weiter, das bisher verachtete Album bei ihm in Ansehen zu bringen. Wir haben angefangen, Marken einzukleben und von da aus werde ich ihn nun zunächst einmal in die Geheimnisse der Geographie einweisen. Ich werde wohl vier Mal in der Woche den Unterricht abhalten.

Im selben Brief schreibt er über einen Besuch an der Universität Göttingen:

Pohlentz war außerordentlich freundlich und nahm mich sichtlich ernster. Sehr nett war Fränkel, bei dem ich Sonntag Nachmittag war. Er hat mir eine Menge Anregung zu meinen Arbeiten gegeben und wird mir auch gern weiter helfen. Er und Pfeiffer sind doch die, mit denen mich am meisten gleiche Absichten verbinden.

In dieser Zeit schloss Snell die Übersetzung von Platons »Symposion« ab, in der Hoffnung, einen Verlag dafür zu finden.<sup>77</sup> Er musste aber zunächst seinen Vater bitten, ihn finanziell zu unterstützen. »Da ich meine Symposion-Übersetzung noch einmal abschreiben lasse, um ein Exemplar davon zurückbehalten zu können, brauche ich etwas Geld.«<sup>78</sup> Die Veröffentlichung der Übersetzung sollte zur finanziellen Entlastung in wirtschaftlich schwierigen Zeiten beitragen, und schwierig waren die Zeiten weiterhin, auch wenn die Einführung der Rentenmark im November 1923 die Hyperinflation bereits etwas eingedämmt

hatte. Zugleich zeigt aber – neben dem profanen Zweck des Gelderwerbs – die Wahl des »Symposions« für eine Übersetzung Snells weiterhin lebhaftes Interesse an der fortschreitenden Entfaltung des griechischen Denkens. Der zukünftige Leser sollte aufmerksam werden auf den neuen Enthusiasmus des Philosophierens, der im platonischen Dialog und eben im »Symposion« seinen Ausdruck fand. Während die berühmten Sieben Weisen im 6. Jahrhundert glaubten, in rationaler Erklärung der physikalischen Weltzusammenhänge unmittelbar auf die Wahrheit zugreifen zu können, gab Sokrates (469-399 v. Chr.) im ausgehenden 5. Jahrhundert den Anspruch auf, ein »sophós«, ein Weiser, zu sein. Wenn die »sophía«, die Weisheit, sich nicht im Sturm erobern ließ, musste Sokrates, der ja zugab, nichts zu wissen, sich mit der »Liebe zur Weisheit« begnügen – der »philo-sophía«. Die Philosophie aber lehrte: Niemand ist im Besitz der Wahrheit, sie lässt sich deshalb auch nicht monologisch vortragen, sondern sie vollzieht sich annäherungsweise im Gespräch, im dialogischen Prozess.

Wenige Tage später informierte Bruno Snell seinen Vater über eine vielversprechende Anfrage: »Heute kam ein Brief von Prof. Willfarth [?] aus Göttingen mit der Anfrage, ob ich Interesse für eine Lektorenstelle an einer italienischen Universität hätte. Ich habe sofort geantwortet.« Mitte August hatte Snell noch keine weiteren Informationen über seine Aussichten, die genannte Lektorenstelle zu bekommen. Aber am 21. Dezember heißt es – wenige Tage vor der Hochzeit mit Herta Schröder – in einem Brief an die Eltern, er habe die Mitteilung erhalten, »wir sollten nur ruhig schon nach Pisa fahren«.

## Lektor für Deutsch in Pisa – Habilitation in Hamburg 1925 – »Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter« am Deutschen Archäologischen Institut in Athen

Ab dem 1. Januar 1925 war Snell als Lektor für Deutsch an der Scuola Normale Superiore in Pisa tätig. Am 9. März war die »Aischylos-Arbeit« zu einem »vorläufigen Abschluß gekommen«, am 23. März musste er allerdings feststellen: »ich habe noch ziemlich viel auf dem Hals: einige Rezensionen, noch viel von meiner Aischylos-Arbeit, die Heraklit-Übersetzung für Heimeran, Sanskrit, Italienisch u. s. w.« In den März fällt auch der Plan zu einem Umzug nach Florenz. »Für die »kunst-historische Bildung« ist der Übergang von Pisa nach Florenz [...] ein folgerichtiges Weitergehen«, schrieb Snell. In Pisa wurde in den letzten Tagen vor dem »großen Ansturm in Florenz« noch alles Sehenswerte »aufgestöbert«: »So haben wir heute in den letzten Zimmern des Museo Civico, bis zu denen wir bisher noch nicht vorgedrungen waren, ein sehr schönes Bild von Peter Breughel entdeckt.« Zum 1. Mai zogen Herta und Bruno Snell nach Florenz. Das nicht weit entfernte Pisa, wo Bruno weiterhin seiner Tätigkeit nachging, ließ sich von dort aus leicht erreichen. »Unsere Wohnung hier ist wieder recht zu unserer Zufriedenheit ausgefallen. Wir sehen von unseren Fenstern aus auf die alten Bäume der Orti Oricellari, die da wohl schon gestanden haben, als sich hier die Mitglieder der Platonischen Akademie versammelten« (Brief an seine Eltern vom 6. April 1925).<sup>79</sup> Bruno fuhr drei Mal in der Woche nach Pisa, um dort seine Lehrveranstaltungen abzuhalten. Am 6. April berichtete er:

Von den Kunstschatzen hier haben wir bisher, wenn auch nicht an Quantität sehr viel, so wenig Schöne mit rechter Ruhe und Freude angesehen. [...] Augenblicklich bin ich mit Eifer bei der Heraklit-übersetzung; Heimeran hat endlich auch den Vertrag geschickt; ich will die Übersetzung gründlich und ganz von Grund aus neu machen, – dazu muss ich mich in das Jonisch Herodots und der Hippokratiker einarbeiten, – und dann wird noch allerlei Neues auch auf diesem etwas abgegrastem Gebiet herauskommen.

Herta Snell schrieb indessen auf der neu erworbenen Schreibmaschine die »Aischylos-Arbeit« ab. »Dann kann ich hoffentlich bald ein Exemplar an Pfeiffer schicken«, kündigte Snell am 9. März an. Mit Giorgio Pasquali, dem bedeutenden Klassischen Philologen, der in Florenz lehrte,<sup>80</sup> war der Kontakt schnell hergestellt. Herta berichtete am 23. April: »Pasquali kümmert sich sehr viel um Bruno, er ist bis jetzt sicher schon 10 mal bei uns gewesen. Abends kommt er plötzlich eilfertig herein, redet eine Stunde lang unentwegt u. geht dann ebenso plötzlich und eilfertig wieder fort.«

Am 9. Mai beschrieb Snell seinen Eltern eine internationale Veranstaltung in Florenz:

Hier ist jetzt eine Internationale Büchermesse, und zu deren Ausschmückung veranstalten die verschiedenen Länder »Kulturwochen«. Die nächste Woche sind wir Deutschen an der Reihe.<sup>81</sup> Am Montag spricht Wilamowitz über den Wert der Ausgrabungen der letzten 50 Jahre für unsere Kenntnis der antiken Geschichte. Mittwoch redet Thomas Mann (immer mal wieder über Goethe und Tolstoi) und Sonnabend spielt das Klingler-Quartett.<sup>82</sup>

Snells Aufgabe war es, Wilamowitz von der Bahn abzuholen und in sein Hotel zu bringen. In einem Nachtrag vom Sonntag, den 10. Mai, schrieb Snell:

Wilamowitz war diese Nacht nirgends zu finden. Aber als Pasquali und ich mittags wieder auf der Bahn waren, tauchte er plötzlich unerwartet auf: er hatte heute Morgen die Station verschlafen und war noch ein bißchen romwärts gefahren. Ein wenig mitgenommen von den zwei durchreisten Nächten war er doch, aber 4 Stunden später war er schon wieder sehr erholt.

Pasquali war mehrere Jahre in Deutschland gewesen und beherrschte die deutsche Sprache.<sup>83</sup> Daher übernahm er bei dem auf Deutsch gehaltenen Vortrag von Wilamowitz die Rolle eines Simultanübersetzers. In seinen Erinnerungen berichtet Snell:<sup>84</sup>

Wilamowitz sprach in Florenz außer im Rahmen der Internationalen Wochen auch vor den Studenten der Klassischen Philologie, und

zwar auf Deutsch. Pasquali übersetzte ihn Satz für Satz ins Italienische, – das ging recht schief. Wilamowitz begann pathetisch und streckte den zitternden Zeigefinger nach vorn: »Ich bin nun ein alter Mann«, und Pasquali fiel auf saloppe Art ein: »Ha detto che è vecchio adesso ...«

In Snells Erinnerungen erfahren wir auch einige Details über das nicht ganz unproblematische Zusammentreffen von Wilamowitz und Thomas Mann in Florenz:<sup>85</sup> Thomas Mann hatte sich wiederholt positiv zur Republik geäußert, zuletzt noch im April 1925. Der kaisertreue »Junker« Wilamowitz stand auf der anderen Seite des politischen Spektrums und war angeblich sogar bei der Vorbereitung des Kapp-Lüttwitz-Putsches vom 13. März 1920 als Kultusminister in einer Regierung der extremen Rechten im Gespräch gewesen. Snell berichtet:

Empört war Wilamowitz über die Lesung Thomas Manns. Thomas Mann hatte sich kurz vorher für die Deutsche Republik ausgesprochen. Wilamowitz sah darin fast Verrat. Thomas Mann las, nicht gerade sehr glücklich, aus seinem Essay über Goethe und Tolstoi. Die Zeit langte nur für den ersten Teil, der manche Gemeinsamkeiten aufzeigte. Der zweite Teil, der die Unterschiede zur Sprache brachte fiel unter den Tisch, und Wilamowitz war sehr irritiert, dass Tolstoi wie Goethe gewesen sein sollte. Aber man applaudierte lebhaft, und Thomas Mann las als Zugabe aus seinem »Felix Krull« die Szene, wie der junge Krull die Schule schwänzen will, sich durch Autosuggestion den Puls beschleunigt und Fieber simuliert. »Mit solchen Gaunergeschichten will der nun deutsche Kulturpropaganda treiben!« rief Wilamowitz recht vernehmlich.

Vom 1. Juni bis zum 1. Oktober arbeitete Snell als »wissenschaftlicher Hilfsarbeiter«, also Assistent, am Deutschen Archäologischen Institut in Rom. Seine Aufgabe war es, das Archiv zu ordnen. In seinem aus Rom an den Dekan der Hamburger Philosophischen Fakultät, den Romanisten Bernhard Schädel, gerichteten Schreiben von 25. Juli 1925 bat Snell um Zulassung zur Habilitation. Der Bitte wurde stattgegeben. Pfeiffer stellte Snell sogar in Aussicht, dass er nach der Habilitation »in Hamburg finanziell sichergestellt sein werde« (Brief an die Eltern am

8. Juli 1925). Jetzt galt es, »eine ausführliche Inhaltsübersicht über meine Habilitationsschrift« anzufertigen. Für den Vortrag vor der Fakultät und die öffentliche Vorlesung waren je drei Themen zu benennen, »ich hoffe, daß für den Vortrag vor der Fakultät ›Der Aufbau des Platonischen Symposions‹ und für die öffentliche Vorlesung ›Die Sprache Heraklits‹ gewählt wird, – und Pfeiffer schrieb mir auch so, daß ich das wohl erwarten darf« (Brief an die Eltern vom 18. Juli 1925). Im Oktober teilte Snell den Eltern mit, dass er vielleicht schon Mitte Oktober wieder nach Deutschland zurückkehren werde, da er in Rom nicht zu seinen eigenen Arbeiten komme: »Ich muß überhaupt ehrlich sagen, daß ich mich allmählich wieder recht auf Ruhe und Bücher freue. Das emsige Herumlaufen und Ansehen kann ich doch auf die Dauer garnicht recht vertragen.«

Die Philosophische Fakultät der damaligen Hamburgischen Universität nahm die Arbeit an. Mitglieder der Habilitationskommission waren bedeutende Wissenschaftler: die Klassischen Philologen Rudolf Pfeiffer (1889-1979)<sup>86</sup> und Friedrich Klingner (1894-1968)<sup>87</sup> sowie der Philosoph Ernst Cassirer (1874-1945).<sup>88</sup> Sie kamen zu dem Urteil, dass in der Arbeit »die Umrisse einer selbständigen geistigen Persönlichkeit« zu erkennen seien. In seinen Erinnerungen berichtet Snell: »Ernst Cassirer hatte als Mitglied der Habilitationskommission offenbar meine Dissertation gelesen. Er sprach mich an, und zu meinem großen Erstaunen nahm er sowohl, was ich da geschrieben hatte, wie mich selbst ernst.«<sup>89</sup> Als Thema für den Vortrag vor der Fakultät, einer »Probenvorlesung«, am 21. November wurde ausgewählt: Charaktere des späten Euripides.<sup>90</sup> Am Mittwoch, dem 2. Dezember 1925, fand Snells Antrittsvorlesung im Hörsaal M des Hauptgebäudes der Universität über »Die Sprache Heraklits« statt. Die lateinischen Stilübungen hielt Snell bereits seit dem 12. November ab. Am 5. Januar begann er mit seiner Vorlesung über Platons »Symposion«.

Im Wintersemester 1926/27 war Snell für sieben Monate, vom 1. September 1926 bis zum 1. April 1927, als »wissenschaftlicher Hilfsarbeiter« an der Bibliothek des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen, Phidias-Straße 1, angestellt, das von Ernst Buschor<sup>91</sup> geleitet wurde. Der Hamburger Gräzist Rudolf Pfeiffer und der Althistoriker Erich Ziebarth (1868-1944) hatten sich für Snells Beurlaubung eingesetzt.<sup>92</sup> Klingner hatte den Ruf nach München nicht angenommen, und so konnte



»Dr. phil. Bruno Snell / Dr. phil. Herta Snell geb. Schraeder [sic]« (Beschriftung auf der Rückseite des Fotos), Italien 1925 [?]

Pfeiffer auf die Unterstützung Snells verzichten. Das Handelsschiff »Ostsee« der Levante-Linie legte am 19. August in Antwerpen ab und brachte Bruno und Herta Snell in 16 Tagen kostenlos nach Athen, ein Entgegenkommen der Reederei.

Die erste Begegnung mit Griechenland schilderte Snell seinen Eltern in dem Brief vom 3. September, gleich nach seiner Ankunft in Piräus:

Schon um  $\frac{1}{2}$  6 wurden wir vom Kapitän geweckt, um zuzusehen, wie wir um das Kap Malea herumfahren. Die Luft war so prachtvoll klar, daß man deutlich die Küste von Kreta sehen konnte. Tagsüber verschwamm der Horizont etwas im Sonnendunst, aber trotzdem konnte man die Inseln und Berge ringsum so scharf sehen, wie man das selbst in Italien nicht erlebt. Wir haben mit Fleiß Ausschau gehalten nach allen bemerkenswerten Plätzen. Gestern Abend war der Taygetos das erste, was wir von Griechenland sahen. Heute kamen wir an der Bucht von Nauplia vorüber, in deren





»Im Kanal von Korinth. Rückkehr von Delphi. Aufgenommen von Berve« (Beschriftung auf der Rückseite des Fotos), November 1926. Snells Briefe an die Eltern berichten von vielen Unternehmungen mit dem Althistoriker Helmut Berve

Winkel man Argos, Tiryns und Mykene ahnt. Auf Aegina waren die Ruinen des Aphaia-tempels deutlich zu erkennen, ehe uns die Ufer von Salamis und Attika aufnahmen. Und das war das herrlichste, wie sich allmählich vor dem Hymettos immer deutlicher die Akropolis hervorhob, bis man schließlich den Parthenon in seinen auseinandergerissenen Hälften und mit allen einzelnen Säulen erkannte.

Am 20. September 1926 schrieb Snell nach Hause: »Die herrliche Landschaft nimmt mich zunächst doch noch sehr viel mehr gefangen als alle alten Trümmer und geschichtlichen Erinnerungen.« Mit dem Althistoriker Helmut Berve (1896-1979) wanderte Snell bis zur Bahnstation Schimatari an der Grenze zwischen Attika und Bötien

zu Fuß über Aulis nach Chalkis. Wie es in Griechenland immer wieder überraschend ist, daß alles so klein beieinanderliegt, so ist man

auch am Euripos, dem Meerarm zwischen Euböa und dem Festland erstaunt, wie eng der ist. Eine kleine Brücke führt in einem Bogen hinüber nach Chalkis, an der Stelle wo schon in der Antike eine Brücke war. Und die beiden Häfen von Aulis, deren einer die Griechenflotte vor der Ausfahrt nach Troja zurückhielt und in dem Iphigenie geopfert wurde, sind so winzige Buchten, daß man kaum glaubt, an den Stellen zu sein, die man von früh an kennt. Aber das rings von Bergen umschlossene, jetzt noch tief blaue Meer, diese Festigkeit und Geschlossenheit der Landschaft ist so schön, daß man dies erste Erstaunen bald vergißt.

Am 19. April kehrten Bruno und Herta Snell nach Hamburg zurück. Sie erwartete die erfreuliche Nachricht, dass Bruno im Sommersemester 1927 für eine Assistentenstelle vorgesehen war – mit einer Verpflichtung zu sechs Stunden Stilübungen. Doch eine neue Wohnung war nicht leicht zu finden. Snell schrieb seinen Eltern: »Ich habe mir hier heute eine Studentenbude gemietet, am Grindelhof, ungefähr 5 Minuten von der Universität, direkt gegenüber vom Studentenheim, wo man gut zu Mittag oder zu Abend essen kann.« »Herta ist seit Sonnabend Nachmittag hier und wohnt bei Friedburgs. Abends ißt sie bei mir auf meiner Bude, mittags wollen wir zusammen auswärts essen, – sonst werden wir uns wohl nicht viel sehen« (25. April 1927). Zum 1. Mai war endlich eine Wohnung gefunden, in der Hoheluftchaussee 117<sup>IV</sup>. Herta und Bruno Snell lebten dort mehrere Jahre. 1928 wurde Barbara geboren, 1932 Cornelia. Am 1. Mai 1931 erfolgte der Umzug in die Alte Rabenstraße.

Dass Snell seit seiner Jugend ein besonderes Interesse an der Malerei hatte, wurde bereits erwähnt. Die Kunstschatze Italiens – vor allem in Florenz – hatten dieses Interesse, das seine Frau teilte, noch intensiviert. Man könnte anhand der Briefe Snells wahrscheinlich zeigen, dass Snell jedes Mal, wenn er in eine ihm noch fremde Stadt kam, als erstes die dortige Gemäldesammlung aufsuchte. In Hamburg brachte ihn sein lebhaftes Interesse an der Kunst der zeitgenössischen Moderne in Kontakt mit den Künstlern, die diese Richtung vertraten. 1919 hatte sich eine Anzahl von Malern, aber auch einigen Bildhauer und Literaten zur »Hamburger Sezession« zusammengeschlossen. Man setzte sich von konventionelleren Stilrichtungen ab und sah sich als eine Gruppie-

rung avantgardistischer Künstler. Die Hamburger Sezession war Anfang der 1930er-Jahre der Mittelpunkt des Hamburger Kulturlebens und wurde mit Ausstellungen, Vorträgen und nicht zuletzt Künstlerfesten in der Öffentlichkeit bekannt. Ihre Mitglieder beteiligten sich in den 1920er-Jahren alljährlich maßgeblich an der Organisation der Hamburger Künstlerfeste. Von 1928 bis 1933 veranstaltete die Sezession dann jährlich ein eigenes Faschingsfest unter dem Titel »Zinnober« im Curio-Haus an der Rothenbaumchaussee. Dabei gab es auch Beiträge, in denen die »deutsche Spießermertalität« oder Zeitereignisse ironisch-kritisch kommentiert wurden. Zielscheibe des Spotts wurden mit zunehmender politischer Bedeutung die Nationalsozialisten, ihr Militarismus und ihr borniertes Kunstverständnis.<sup>93</sup> Snell hat seit 1924 – sofern er in Hamburg war – regelmäßig an den Künstlerfesten teilgenommen. Ein besonderer Treffpunkt Hamburger Künstler war um 1930 das Atelier der Bildhauerin Anne-Marie Vogler (1892-1954),<sup>94</sup> mit der das Ehepaar Snell damals befreundet war. Bei ihr lernte Snell einige bekannte Hamburger Künstler und Künstlerinnen der Sezession kennen: Karl Kluth (1898-1972), Gretchen Wohlwill (1878-1962), Anita Rée (1885-1933), Willem Grimm (1904-1986), auch die Schauspielerin Maria Wimmer (1911-1996) war dort anzutreffen. In engerem Kontakt stand Snell vor allem mit Kurt Löwengard (1895-1940), der 1939 emigrieren musste,<sup>95</sup> Rolf Nesch (1893-1975),<sup>96</sup> der 1933 Deutschland verließ und nach Norwegen auswanderte, Anita Rée, von der ein Bild in Snells Wohnung hing, und Eduard Bargheer (1901-1979),<sup>97</sup> alle Mitglieder der Hamburger Sezession. Auch mit der 1936 nach Hamburg übergesiedelten Kluth-Schülerin Charlotte Voss (1911-1999) und mit dem zurückgezogen lebenden Fritz Flinte (1876-1963) stand Snell in Verbindung.<sup>98</sup>

In seiner Münchener Studienzeit hatte Snell sich im Zusammenhang mit Wölfflins Vorlesung recht intensiv mit der Geschichte der Kunst beschäftigt und dann in kritischer Auseinandersetzung mit Wölfflins Auffassung den Weg zu einem eigenen Verständnis des Fortschreitens in der Geistesgeschichte gefunden. In Hamburg nun traf er auf einen Kreis von Kunsthistorikern um den Bankierssohn Aby Warburg (1866-1929),<sup>99</sup> die nach neuen Methoden in der kulturhistorischen Betrachtung von Kunst suchten. Sie vertraten eine Auffassung, welche in Erweiterung von Wölfflins Begriff der »Entwicklung« die Stilentwicklung mit komplexen kulturhistorischen Vorgängen verband. An diesem An-

satz zeigte sich Snell sehr interessiert, zumal sich gewisse Ähnlichkeiten zu seinen eigenen geistesgeschichtlichen Überlegungen ergaben. Aby Warburg, der Begründer der »Kulturwissenschaftlichen Bibliothek«, hatte die Nachwirkung der Antike in der Kunst des Mittelalters und der Renaissance erforscht. Dabei ging er nicht auf die übliche Form- und Stilgeschichte ein, sein Interesse richtete sich auf die Bildinhalte. Ihm und den an der Bibliothek Warburg tätigen Forschern ging es darum, herauszufinden, wie religiöse, soziale oder politische Ideen die Formen künstlerischen Ausdrucks veränderten. Dabei wurden auch die Beziehungen zwischen literarischen Zeugnissen und Werken der bildenden Künste untersucht, um Aufschlüsse über die Geschichte der Kultur zu erhalten. Aus der Bibliothek Warburg erwuchs eine bedeutende kunsthistorische Schulrichtung, die bis 1933 in Hamburg ihre kurze Blütezeit erlebte.

Viele Mitglieder der Philosophischen Fakultät waren der Bibliothek Warburg wissenschaftlich und gesellschaftlich verbunden. Man besuchte die hochgeschätzten und beliebten Vorträge dort, zu denen auch bekannte auswärtige Wissenschaftler eingeladen wurden, und fand in der liberalen Atmosphäre des Instituts ein Forum für Diskussion und Gedankenaustausch. Snell verfolgte die hier entstehende kunsthistorische Forschung mit großem Interesse. Mit den Kunsthistorikern Friedrich Saxl (1890-1948), der die Bibliothek Warburg leitete, Edgar Wind (1900-1971) und Erwin Panofsky (1892-1968) war Snell befreundet. Jahrzehnte später, in einem Brief an Eric M. Warburg, den Neffen des Bibliotheksgründers, machte Snell noch einmal deutlich, worin er die Bedeutung von Aby Warburgs Studien sah. Sie seien über den Rahmen der Kunstgeschichte hinaus von größter Bedeutung für die Geisteswissenschaft gewesen. Vor allem sei die Rezeption fremden oder älteren Kulturgutes nicht mehr »nur als die gewissermaßen mechanische Übernahme bestimmter Elemente aufgefasst, sondern in einen weiten geistesgeschichtlichen Zusammenhang« eingeordnet worden. Snell hebt den Begriff der »Pathosformel« hervor, »der besagt, dass Menschen anhand von geprägten Gesten zum Bewusstsein von ihrem Inhalt und dadurch zu einer Adaptation kommen können. So hat er verständlich gemacht, dass auch weit über ein intellektuelles Lehren hinaus Inhalte übernommen werden können, und zumal für die irrationalen Bestandteile der Kultur ist dies von entscheidender Bedeutung.«<sup>100</sup>



Eduard Bargheer: »Bei Panofsky«, um 1933/1934, Aquarell auf Papier, 33 × 42 cm. Von links nach rechts: Fritz Warburg, Dora Panofsky, Erwin Panofsky, Bruno Snell

Besonders rege war der Austausch mit Erwin Panofsky, seit 1926 Ordinarius für Kunstgeschichte an der Hamburger Universität, mit dem Snell seit dem Mai 1931 im selben Haus in der Alten Rabenstraße 34 wohnte. An ihm bewunderte Snell nicht nur sein stupendes Wissen, sondern ebenso seine Schüttelreime und witzigen Bemerkungen.

## Die Welthafenstadt Hamburg und die Klassische Philologie

Noch heute definiert sich Hamburg in seiner Verfassung von 1952 als »Welthafenstadt« und kann dabei zurückblicken auf eine lange Tradition als Hansestadt, Handelsstadt, Hafenstadt und Kaufmannsstadt. Universitätsstadt wurde Hamburg allerdings erst 1919. Die »Hamburgische Universität« war eine der jüngsten in Deutschland – die älteste, die Heidelberger Universität, bestand seit 1386 –, und sie musste anfänglich gegen Widerstand und gegenläufige Interessen durchgesetzt werden.

Die Bedeutung des Hafens war mit der Gründung des Deutschen Kolonialreichs 1884 noch gewachsen, und mit dem Besitz der Kolonien stieg zunehmend auch das Bedürfnis nach praktischem Wissen, das in den Kolonien verwendet und verwertet werden konnte. Das »mise en valeur« der Kolonien, die »Inwertsetzung«, stand in der Endphase des europäischen Kolonialismus im Mittelpunkt. Dem trug 1908 die Gründung des Kolonialinstituts in Hamburg Rechnung. Der Kolonialismus sollte gemäß wissenschaftlichen Richtlinien strukturiert werden. Gleichzeitige Pläne, die sich die Errichtung einer Universität in Hamburg zum Ziel setzten, stießen auf Unverständnis und Ablehnung, nicht nur in der Bürgerschaft; das Vorhaben galt als zu kostspielig. Auch meinten viele, dass die Gründung einer Universität unvereinbar mit den kolonialen Interessen der Stadt sei und in einem grundsätzlichen Widerspruch zur hansischen Tradition stehe. Noch 1917 wurde ein von den Befürwortern einer Universitätsgründung vorgeschlagenes Konzept, das versuchte, in einer Kompromisslösung Kolonialwissenschaft und Lehrerausbildung zu verbinden, von einem »Kreis Hamburger Akademiker und Großkaufleute« scharf angegriffen. Wortführer waren die Professoren Ludolph Brauer (1865-1951) und Bernhard Schädel (1878-1926). In dem von Brauer und Schädel vorgelegten »Organisationsplan« hieß es:

Die Einführung des Staatsexamensbetriebes in der Philosophischen Fakultät wäre der Totengräber der Auslandsforschung. [...] Indem die Philosophische Fakultät, nicht unter Führung von »Grüblern« und spintisierenden, weltfremden Spezialisten für einige Teilgebiete

menschlichen Wissens, sondern von Weltkundigen, in häufigem Kontakt mit dem Ausland selbst geschulten Gelehrten [...] eine lebendige Forscherarbeit modernen Inhalts zur Durchführung bringt [...], wird sie unbekümmert durch zunftmäßige, der Enge des Binnenlandes entstammende Anschauungen [...], die geisteswissenschaftliche Arbeit für die Zwecke des *praktischen Lebens* als solchen nutzbar machen und damit, weltpolitisch gesprochen, eine hohe vaterländische Aufgabe erfüllen.<sup>101</sup>

Es war leicht einzusehen, dass die dem »Binnenland entstammende« Klassische Philologie nicht für die Zwecke der kolonialen Praxis »nutzbar« gemacht werden konnte und deshalb zu einer kolonialen »Auslandskunde« nichts beitragen konnte. So fehlte die Klassische Philologie nicht zufällig in dem von Bauer und Schädel vorgelegten »Organisationsplan«. Zweifellos zählten für sie die Vertreter der Klassischen Philologie zu den »Grüblern« und spintisierenden, weltfremden Spezialisten«. Knapp 30 Jahre später war es allerdings einigen der hier als »Spintisierer« Geschmähten zu verdanken, dass die Hamburger Universität funktionsfähig blieb; und einer von ihnen, der Klassische Philologe Bruno Snell, vertrat nach dem gemeinsamen Schiffbruch von Nationalismus und Nationalsozialismus als Rektor die Sache der Universität und der Stadt wirkungsvoll im Sinne eines europäisch orientierten Humanismus.

Eine Wende in der Debatte um die Universitätsgründung brachte die Niederlage im Ersten Weltkrieg und die Ausrufung der Weimarer Republik. Mit dem verlorenen Krieg waren auch die deutschen Kolonien verloren.<sup>102</sup> Damit hatte das Kolonialinstitut seine bisherige Funktion eingebüßt, doch konnten die wissenschaftlichen Institute und die 23 Professoren des Kolonialinstituts in die neue Hamburgische Universität eingegliedert werden.<sup>103</sup> Am 28. März 1919 beschloss die nach dem neuen, demokratischen Wahlrecht gewählte Bürgerschaft die Gründung der Universität. Bei der Planung suchte man die Analogie zur »mittleren preußischen Universität«, und in diesem Rahmen fand auch die Klassische Philologie ihren Platz. Durch das Gesetz vom 31. März 1919 bewilligte die Bürgerschaft zwei ordentliche Lehrstühle für Klassische Philologie. Für die Aufbauphase des Seminars für Klassische Philologie in der Rothenbaumchaussee 5 suchte die Philosophische Fa-

kultät – wie ausdrücklich betont wurde – besonders erfahrene und profilierte Fachvertreter. Nach weniger als zwei Monaten konnte der Latinist Otto Plasberg (1869-1924) berufen werden, der bisher in Straßburg gelehrt hatte, dort aber nach dem Waffenstillstand von Compiègne im November 1918 vertrieben worden war. Bereits am 2. Juni 1919 nahm Plasberg an der Fakultätssitzung teil. Nach dem frühen Tod Plasbergs waren mit seinem Nachfolger Friedrich Klingner, mit Karl Reinhardt (1886-1958), der im Wintersemester 1919/20 das Ordinariat für Gräzistik übernahm, sowie Rudolf Pfeiffer und Ernst Kapp (1888-1978), die ihm folgten, bedeutende Vertreter der Klassischen Philologie in Hamburg tätig.



## Snells Berufung auf das Ordinariat für Klassische Philologie in Hamburg

Friedrich Klingner erhielt im Frühjahr 1930 einen Ruf nach Leipzig, den er zum September 1930 annahm, so dass er für das Wintersemester 1930/31 nicht mehr zur Verfügung stand. Im August 1930 stellte daraufhin die Philosophische Fakultät eine Berufungsliste auf. An erster Stelle stand Giorgio Pasquali von der Universität Florenz, gefolgt von Hermann Fränkel (1888-1977), seit 1925 außerplanmäßiger Professor an der Universität Göttingen. An dritter Stelle wurde der Hamburger Privatdozent Bruno Snell benannt. Über die Aussichten, Pasquali nach Hamburg holen zu können, äußern sich die Verfasser der Laudatio auffallend zurückhaltend:<sup>104</sup> »Es spricht manches dafür, dass er unter Umständen nicht abgeneigt wäre, ins deutsche Sprachgebiet zurückzukehren.« Die näheren Umstände, unter denen diese Liste zustande kam, enthüllt ein Brief von Heinrich Landahl, damals Direktor der Lichtwarkschule und Mitglied der Hochschulbehörde, an den Senator Paul de Chapeaurouge, aus dem hervorgeht, dass Fränkel ursprünglich an erster Stelle gestanden hatte.<sup>105</sup> Der Grund für die Änderung der Rangfolge war der Umstand, dass Hermann Fränkel Jude war. Angesichts des 1930 sprunghaft ansteigenden Zulaufs zur NSDAP glaubte man Rücksicht nehmen zu müssen auf die antisemitischen Tendenzen in der öffentlichen Meinung. Die Lösung des Konflikts schien die Fakultät nun darin gefunden zu haben, dass sie Pasquali, der bis zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht im Spiel war, für die erste Stelle benannte, in der nicht unberechtigten Hoffnung, dass dieser nicht nach Hamburg kommen werde. Man konnte hoffen, dass dann die Berufung des zweitplatzierten Hermann Fränkel geringere Beachtung finden und weniger Staub aufwirbeln werde.

Tatsächlich lehnte Pasquali ab. Am 12. Februar 1931 traf seine telegrafische Absage ein. Der Ruf hätte nun an Fränkel als den Zweiten auf der Liste gehen müssen. Abweichend von dem üblichen Verfahren wurde Fränkel aber übergangen und stattdessen Bruno Snell zum ordentlichen Professor für Klassische Philologie ernannt. Diese Entscheidung fiel im Hamburger Senat, der sich so über den zunächst von der Behörde bestätigten Vorschlag der Fakultät hinwegsetzte.

Die politische Situation hatte sich durch die Wahlen am 14. September zugespitzt. 1930 war der Stimmenanteil der NSDAP von 2,6 Prozent im Jahr 1928 auf nunmehr 18,3 Prozent angestiegen (von 12 auf 107 Mandate), die NSDAP war die zweitstärkste Partei im Reichstag. Bei den Hamburger AStA-Wahlen 1931 wurde der Nationalsozialistische Studentenbund mit 39,5 Prozent mit Abstand die stärkste Gruppierung (1930 waren es noch 19 Prozent gewesen). Damit hatte sich die politische Lage seit der Beschlussfassung der Fakultät am Ende des Sommersemesters 1930 deutlich verändert. Das Eingreifen des Senats in die Berufungsliste der Fakultät war die Reaktion auf das zunehmende Bedrohungspotenzial im politischen Umfeld der anstehenden Berufung. Nicht zuletzt waren öffentlichkeitswirksame Protestaktionen der nationalsozialistischen Studenten zu befürchten. Selbstverständlich sollte die politische Erpressbarkeit nicht offen zutage treten. Deshalb wurden fingierte Sachargumente in den Vordergrund geschoben, welche die ganz unübliche Übergehung des zweiten Listenplatzes und die Nichtberücksichtigung Fränkels begründen und rechtfertigen sollten. Die vorgeschobene Behauptung, Fränkel sei »als Dozent weniger geeignet«, widersprach eindeutig den sehr lobenden Ausführungen über Fränkels Lehrerfolg in der Laudatio der Fakultätsliste. Auch Snells eigene Erinnerungen an seinen Göttinger Lehrer waren ausgesprochen positiv: »Wir trafen uns oft bei ihm abends zu gemeinsamer Lektüre und Diskussion – er war der einzige meiner Universitätslehrer, der außerhalb des Seminars mit seinen Studenten zusammentraf.«<sup>106</sup>

Bereits im Herbst 1930 schien der Aufstieg der NSDAP unaufhaltsam, und der Antisemitismus war ein Kernpunkt in der von den Nationalsozialisten vertretenen Politik. Eine Provokation sollte unbedingt vermieden werden, zumal der Anteil der jüdischen Mitglieder in der Philosophischen Fakultät schon vor der anstehenden Berufung als unverhältnismäßig groß galt.<sup>107</sup> Um die politische Skandalisierung einer von der Sache her gerechtfertigten Berufung zu vermeiden, um nicht am Ende gar unter den Druck der Straße zu geraten, sahen die politisch Verantwortlichen in Hamburg nur den Ausweg der Anpassung an die Situation. Dabei machten sie die antisemitische Ideologie des politischen Gegners zur Maxime des eigenen Handelns. Man stand damals noch mehr als zwei Jahre vor der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler, der »Machtergreifung« am 30. Januar 1933, dem »Tag von Potsdam«

vom 21. März 1933 mit den Protagonisten Hitler und von Hindenburg in der Garnisonskirche von Potsdam und der Zustimmung zum »Ermächtigungsgesetz« im Reichstag vom 24. März 1933. Es ist überraschend, dass bereits zu diesem relativ frühen Zeitpunkt, als vielleicht noch anderes möglich war, führende Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und der Verwaltung, die durchaus nicht mit den Nationalsozialisten sympathisierten, sich selbst »gleichschalteten« und damit das Verhaltensmuster vorgaben, das 1933, als man kaum noch anders handeln konnte, in der ganzen Gesellschaft zur Anwendung kam, einschließlich der Parteien, Verbände, Vereine und Universitäten.

Bereits am 21. Februar 1931 bat der Leiter der Schulbehörde, Albrecht von Wrochem, Snell zu sich und teilte ihm seine bevorstehende Ernennung mit.<sup>108</sup> Snell berichtete seinem Vater am 26. Februar von dem Gespräch und der neuen »Nachricht«: »[...] vorläufig darf aber noch gar nicht darüber gesprochen werden! [...] Sehr leid tut mir Hermann Fränkel, der wieder so schmäählich übergangen ist. – Aber wir freuen uns natürlich gewaltig, dass wir so endlich aus der Unsicherheit und dem Warten heraus sind!« Und Herta Snell schrieb am 26. Februar an ihre Schwiegermutter: »Darüber, dass Bruno dieses Glück den verhassten Nazis verdankt, haben wir herzlich gelacht.«

Zweifellos war Bruno Snell 1930 gegenüber seinem akademischen Lehrer Hermann Fränkel »the second best man«, wie es Panofsky im November 1934, inzwischen nach Princeton emigriert, in einem Empfehlungsbrief für den in einer Notlage befindlichen Fränkel schrieb, der ebenfalls aus Deutschland vertrieben worden war. Dies stimmte überein mit der Rangordnung der Berufsliste, entsprach aber auch Snells Selbsteinschätzung.<sup>109</sup> Als Fränkel sich nach dem Krieg – übrigens vergeblich – um eine Berufung nach Göttingen bemühte, weil sein geringes Ruhegehalt kaum für den Lebensunterhalt ausreichte, setzte sich Snell mit einem Brief vom 15. Juni 1954 bei dem Kurator der Universität Göttingen für ihn ein. Darin bezeichnete er es im Rückblick auf die Vorgänge des Hamburger Berufsverfahrens als einen »Skandal«, dass »ein so hervorragender Forscher und Lehrer« wie Fränkel »nicht berufen wurde, während jüngere und weniger Ausgewiesene, zu denen auch ich gehörte, der ich Schüler Hermann Fränkels war, einen Lehrstuhl erhielten«. <sup>110</sup> In seinen Erinnerungen (VDuJ [Hölk]) bezeichnet Snell Fränkel als einen seiner wichtigsten Lehrer: »Ich hätte gern

3. 3. 31.

Liebe Mutter:

Erst heute ist die Nachricht bekommen,  
dass ich offiziell zum Ordinarius ernannt  
bin. Damit ist die Sache also publik.

Viele herzliche Grüße, auch an  
Cornelia, und schönsten Dank für Dein  
freundliches Karte!

Dein Bruno.

Brief Snells an seine Mutter vom 3. März 1931 (»[...] dass ich offiziell zum Ordinarius ernannt bin.«)

bei ihm promoviert über die Begriffe des Wissens bei den Griechen.« Das war damals nicht möglich, Fränkel war Privatdozent. Im Vorwort seiner Dissertation<sup>111</sup> bedankte sich Snell ausdrücklich auch bei Fränkel.

Am 1. April 1931 ernannte der Hamburger Senat Bruno Snell offiziell zum Nachfolger Friedrich Klingners. Entsprechend der Ausrichtung des Lehrstuhls auf das Lateinische hätte Snell in erster Linie die Lateinische Philologie vertreten sollen. Der Gräzist Ernst Kapp und Snell einigten sich aber dahingehend, dass Kapp im Lateinischen wie im Griechischen primär die Prosaschriften behandelte, Snell die Dichtung. Kapp und Snell haben dann in den 13 Semestern des gemeinsamen Wirkens am Seminar für Klassische Philologie in Hamburg zwölf Philologische Seminarveranstaltungen gemeinsam durchgeführt; ab dem Sommersemester 1935 war es durchweg so, dass jeder von beiden am Seminar des anderen beteiligt war.

Angesichts der unterschiedlichen wissenschaftlichen Arbeitsgebiete und Temperamente der Gräzisten an der Hamburger Universität – Reinhardt in den Jahren 1919 bis 1922, Pfeiffer 1923 bis 1927, Kapp 1927 bis 1937 und dann Snell ab 1931 – ist es bemerkenswert, dass sie alle dem Versuch einer Reidealisierung der griechischen Antike, wie sie der sogenannte »Dritte Humanismus« im ersten Drittel des 20. Jahrhun-

derts anstrebte,<sup>112</sup> mit äußerster Skepsis begegneten (wie übrigens später auch dem Nationalsozialismus) und damit gegenüber begeisterungsfähigeren Kollegen eine besondere Position innerhalb des Faches (und unter dem Nationalsozialismus dann ebenfalls innerhalb der Universität) einnahmen.

## Die »Entliberalisierung der bürgerlichen Mitte« und Werner Jaegers »Dritter Humanismus«

In den »Goldenen Zwanziger Jahren« der Weimarer Republik zwischen 1924 bis 1928 konnte sich nach der Eindämmung der Hyperinflation durch die Einführung der Rentenmark 1924 eine Gegenwelt etablieren, die sich vom Militarismus und Klassizismus der Wilhelminischen Ära abhob. Der von einer künstlerischen Avantgarde getragene kulturelle Aufbruch strahlte auf die verschiedenen Bereiche des öffentlichen Lebens aus und fand seinen Widerhall in der Massenkultur. Ein neues Lebensgefühl prägte die Stimmung in der Hauptstadt Berlin und verlieh ihr das Flair einer modernen Weltstadt. Andererseits standen der neue extrovertierte Lebensstil und die bunte Vielfalt von Expressionismus, Dadaismus und Surrealismus in scharfem Gegensatz zu der am Neohellenismus geschulten Innerlichkeitskultur des gebildeten Bürgertums. Jazz, Großkinos, in denen seit 1926 Tonfilme liefen, Radios – 1928 setzte sich der Röhrennetzempfänger durch –, aber auch die Mode, etwa der Bubikopf als Emanzipationshaarschnitt, und das Frauenwahlrecht trugen zur Verunsicherung bei und wurden als zerstörerische Einflüsse einer seelenlosen, technisch und materiell orientierten Welt verurteilt, die den traditionellen deutschen Werten und den gewohnten Vorstellungen von humanistischer Erziehung und Bildung diametral entgegenstanden.

Werner Jaeger (1888-1961), der junge Ordinarius für Klassische Philologie an der Berliner Universität, stellte in seiner Eröffnungsrede anlässlich der Tagung »Das Gymnasium« am 6. April 1925 in Berlin die Frage: »Können wir daran denken, Humanität und Bildung in die gegebene Welt hineinzupflanzen?« Die »graue Wirklichkeit« schien eher dagegen zu sprechen:

[...] welcher Mensch, der Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, kann auch nur einen Augenblick im Zweifel sein, dass wir nach einer kurzen Hochblüte und Renaissance am Ende des 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts der »Amerikanisierung« mit Riesenschritten entgegengehen? Der Prozentsatz der Bevölkerung, der an dem angestammten geistigen Besitzstand unserer Nation wirklich

inneren Anteil hat, nimmt im Zeichen der fabrikmäßigen Massenproduktion von Populärwissenschaft und der Einführung von Kino, Rundfunk und Taschenmikroskop auf der Schule von Jahr zu Jahr ab. Die mächtigsten Wirtschaftsschichten unseres Volkes, Arbeitermassen und Großkapital sind mit den wohlbekannten Ausnahmen unserer humanen Kultur im Wesen fremd, ja ihr teilweise feindselig. Der mittlere Bürgerstand aber, bei dem diese Interessen erblich und wenn auch nicht ohne Schwankungen bis vor kurzer Zeit am sichersten geborgen waren, wird zwischen den groben Mühlsteinen der modernen Wirtschaft zerrieben.<sup>113</sup>

Die Massengesellschaft »einer geistesmüden Periode«, <sup>114</sup> eine Kritik an der Weimarer Demokratie, war dafür verantwortlich, dass das Bildungsbürgertum – Jaeger spricht vom »mittleren Bürgerstand« –, der eigentliche »Geistesadel der Nation«, sich nicht in der erhofften Weise durchsetzen konnte und »seine Kraft in kleinlichen Alltagsnöten [verzettelt]«. <sup>115</sup>

Jaegers »Dritter Humanismus« sollte Abhilfe schaffen. Er rief zur Erziehung der Jugend im Sinne der griechischen Bildung auf. Aus der »Wiedergeburt der griechischen Bildungsidee« sollte eine neue deutsche Nationalbildung entstehen, die auf »echter Bildung«, <sup>116</sup> der »Bildung des Menschen zum Menschen« <sup>117</sup> beruhte, die den »angestammten geistigen Besitzstand unserer Nation« bewahrte, gegen die unerwünschte »Amerikanisierung« und gegen den zerstörerischen Einfluss der Demokratie, die für die beklagten Übelstände verantwortlich gemacht wurde.

Das Bildungsbürgertum machte zwar nur etwas weniger als ein Prozent der Gesamtbevölkerung aus, verfügte aber auch weiterhin über erheblichen Einfluss. Der gehobenen gesellschaftlichen Stellung der Professoren, Gymnasiallehrer, Richter, akademisch ausgebildeten höheren Beamten, Ärzte, Rechtsanwälte, Pfarrer sowie Journalisten, Schriftsteller und Künstler (sie alle hatten das Humanistische Gymnasium besucht) verdankte es »seinen Einfluss als ›Meinungsmacher‹« und seine Stellung »als noch immer respektierte Elite«, <sup>118</sup> die sich jedoch als Verlierer des Krieges sah. Von einer »Sinnkrise« war die Rede, die auch mit dem Verlust der Monarchie zusammenhing, der man sich verbunden gefühlt hatte. In der hierarchischen Ordnung des Kaiserreichs hatte das Bildungsbürgertum eine Position innegehabt, die gesellschaftliches

Prestige und politische Macht garantierte. In der konservativen Kulturdebatte der 1920er-Jahre wurde der Verfall der autoritär geordneten Lebenswelt, in der man aufgewachsen war, auf den politischen Systemwechsel zurückgeführt (den man – »im Felde unbesiegt« – ebenso wenig akzeptieren wollte wie die Kriegsniederlage) und auf die neuen destruktiven und demoralisierenden Tendenzen in Kunst und Kultur, von denen auch Jaeger 1925 sprach.

Hinzu kam der nationale Gesichtspunkt: Das national-liberale Bildungsbürgertum hatte sich seit der Reichsgründung 1871 dem Reichsnationalismus zugewandt als der neuen Integrationsideologie. Diese Denkweise trug 1914 bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges wesentlich zur Kriegsbegeisterung bei und beflügelte die Fantasien von einer beherrschenden Stellung des Deutschen Reiches in Europa, den Traum von der Großmacht Deutschland. Die Kriegsniederlage von 1918 war aus der Sicht des gebildeten Bürgertums nicht zuletzt eine verstörende Niederlage der deutschen »Kultur« im Kampf gegen die oberflächliche »Zivilisation« der westlichen kapitalistischen Demokratien. In ihren Augen war der Krieg auch ein »Kulturkrieg« gewesen. Das Eindringen der westlichen »Zivilisation«, des »Amerikanismus«, empfand man als eine nationale Kränkung und moralische Demütigung über die Kriegsniederlage und den Versailler Vertrag hinaus.<sup>119</sup> Eine Erlösung von solcher Heimsuchung schien vielen allein durch radikale Mittel möglich.

Es bedurfte nach der scheinbaren Stabilisierungsphase der Jahre 1924 bis 1928 nur noch der tiefen Weltwirtschaftskrise vom Oktober 1929 bis 1932, um das demokratische System, das sich zunehmend zu einer »Republik ohne Republikaner« entwickelte, in eine tiefe Krise zu stürzen. Das Ansehen des Parlaments, der »Schwatzbude«, schwand in dem Maße, in dem die Parteien sich in der verfahrenen Situation der Finanzkrise unfähig zeigten, gemeinsame Lösungen zu entwickeln. Zugleich wuchs die Akzeptanz völkisch-nationaler Vorstellungen und radikaler rechtskonservativer Ideologien. Am 27. März 1930 trat das zweite Kabinett Müller zurück, die letzte parlamentarische Mehrheitsregierung der Weimarer Republik. Hindenburg und seine Berater hatten bereits den Plan für eine bürgerlich rechtsgerichtete Regierung vorbereitet, die auf der Grundlage einer Notverordnungsvollmacht des Reichspräsidenten nach §48 der Weimarer Verfassung unabhängig vom Parlament



regieren konnte.<sup>120</sup> An jenem 27. März 1930 begann »die Auflösungsphase der ersten deutschen Demokratie«. <sup>121</sup>

Nationalistische Publizisten und Intellektuelle prägten in den letzten Jahren der Weimarer Republik den Begriff des »autoritären Staates«. <sup>122</sup> Sie waren die Sturmvögel, die das heraufziehende Unheil ankündigten und zugleich doch mehr: Sie waren auch die Vorbereiter dessen, was danach kam. »Dinge erklärt man nicht aus Ideen, doch fügen sich Geschick und Missgeschick nicht zur Kette der Ereignisse ohne sie«, schrieb Helmuth Plessner in seinem 1934 entstandenen Buch, das den Untertitel »Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes« trägt. <sup>123</sup>

Wenige Beispiele mögen einen Eindruck vermitteln von jenem nationalistischen Gegenentwurf zur Weimarer Republik, der die »Desertion der ›bürgerlichen Mitte‹ aus ihren angestammten liberalen und konservativen Parteien (DDP, DVP, DNVP) zu den rechten Splitterparteien« und dann ab 1930 zur NSDAP noch beschleunigte. <sup>124</sup>

Hans Zehrer (1899-1966) gab die Monatszeitschrift »Die Tat« heraus, deren Aufstieg symptomatisch ist für die zunehmende Anzahl und wachsende Aktualität antidemokratischer Schriften nach 1928. In dem von Zehrer und dem »Tat«-Kreis von 1929 bis 1933 propagierten »autoritären Staat«, der mit »hektischer literarischer und aktivistisch-bündischer Betriebsamkeit« (Sontheimer) herbeigeführt werden sollte, trat an die Stelle der Herrschaft von interessegeleiteten Parteien eine neue staatstragende Elite, welche Autorität und Obrigkeit wieder in ihre Rechte einsetzen sollte. Der Staat wurde repräsentiert durch eine souverän entscheidende Führerpersönlichkeit an seiner Spitze. <sup>125</sup> Die Freiheit des Einzelnen – und damit war nicht die individualistische Freiheit gemeint – bestand nach diesem Staatsverständnis in der Unterordnung und Einordnung in das Ganze. Auch der »jungkonservative« Journalist Walther Schotte (1886-1958) setzte sich 1932 für einen »starken Staat« ein. Parlament und Wahlen waren überflüssig. Eine »kommende Oberschicht« sollte die entscheidungsunfähigen Massen lenken. Aus dieser Führungselite sollte der zukünftige Führer hervortreten. Seine Qualifikation war nach Schotte allein schon dadurch gewährleistet, dass er von dieser Elite getragen und unterstützt wurde. Ein solcher Staat war frei von den konkurrierenden Sonderinteressen der Parteien und nach Schottes Vorstellung gerecht in sich. <sup>126</sup>

Wie weit derartige Ansichten um sich griffen, zeigte der Appell einer Gruppe deutscher Hochschullehrer vom 29. Oktober 1932 anlässlich der Reichstagswahl vom 6. November 1932. Die Unterzeichner unterstützten die von der DNVP getragene Regierung Papen mit einem Aufruf zu einer »überparteilichen Staatsführung«:

Wir unterzeichneten Hochschullehrer begrüßen mit Freuden, dass durch das Eingreifen des Herrn Reichspräsidenten im Reiche und in Preußen die parteipolitisch gebundenen Regierungen durch überparteiliche Regierungen ersetzt worden sind, die den festen Willen haben, das deutsche Volk von den schmachvollen Fesseln von Versailles zu befreien [...]. Die immer mehr sich verstärkende Entwicklung zum politischen Radikalismus betrachten wir mit großer Sorge. Deutschland muss bewahrt werden vor sozialistischen Experimenten und befreit werden von der Vorherrschaft der Parlamente.<sup>127</sup>

Übertroffen wurden solche rein theoretisch-rhetorischen Positionierungen von Edgar Julius Jung (1894-1934), einem Desperado des rechten politischen Randes, der von der Theorie bereits zu gewaltbereiter revolutionärer Praxis überging. Jung, der Kopf des konservativ-katholischen »Jung-Kreises« und Wortführer der »Konservativen Revolution«, schrieb 1932: »Um die Verknüpfung der Welt mit einer höheren Ordnung zu erhalten, muss der Konservatismus heute zerstören und kann gegenüber dem rechnerischen und nihilistischen Wertempfinden und dessen politisch institutioneller Entsprechung in der Demoplutokratie nur revolutionär sein.«<sup>128</sup>

Gemeinsam ist den hier vorgestellten Entwürfen des »autoritären Staates« der Antiparlamentarismus und eine hierarchische Führerordnung. Der starke Staat sollte das Allgemeinwohl durch den Ausgleich der partiellen Interessen garantieren, so dass »Parteiengezänk« nicht mehr stattfindet. Eine Elite, »eine sozial-ethisch hochstehende Minderheit, die in sich die seelisch-geistige Höchstform des Volkes verkörpert«, »hochwertige Menschen, die sich für das Ganze verantwortlich fühlen, weil sie das Allerlebnis in sich tragen«,<sup>129</sup> sollten dem zu solcher Entscheidung unfähigen Volk die politische Entscheidung abnehmen. Der Staat, repräsentiert durch einen Führer, ist, solcher Denkart folgend, politisch autonom.

Auch das Bildungsbürgertum, das traditionell zum liberalen Kernbereich der Gesellschaft gehörte, zeigte sich anfällig für Tendenzen, die zur »Entliberalisierung der bürgerlichen Mitte« beitrugen.<sup>130</sup> Werner Jaeger hatte mit seinen Vorstellungen von einem »Dritten Humanismus«, der den humanistischen Erziehungsnormen ihre frühere Geltung zu verschaffen suchte, festen Fuß gefasst im bildungsbürgerlichen Milieu. Er war seit Mitte der 1920er-Jahre zu der Überzeugung gekommen, dass die Mittelschicht den politischen Problemen angesichts der gegenwärtigen kulturellen und politischen Krise nicht ausweichen dürfe. Gerade in einer Zeit des Verfalls müsse in der weiterhin vorbildhaften »griechischen Bildungsidee« der Anteil der politischen Erziehung stärker betont werden. Eine solche Erziehung, die zu einer neuen politischen Ordnung führen sollte, die von platonischem und dorischem Geist beherrscht war, lag nach Jaegers Ansicht im nationalen Interesse. Der Staat, der hier angestrebt wurde, wies freilich ganz ähnliche Struktureigenschaften auf wie die Staatsmodelle der eben vorgestellten Theoretiker des »autoritären Staates«. Dem aus dem »mittleren Bürgerstand« herangebildeten »Geistesadel der Nation« sollte die ungebildete Masse untergeordnet sein, die von der Politik ausgeschlossen war. An der Spitze des Staates stand der »geistige Führer«.

Die Bezeichnung »Dritter Humanismus« wurde um 1900 im George-Kreis geprägt. Werner Jaeger griff sie mit seinem von der griechischen Klassik ausgehenden Bildungsbegriff auf. Nach dem Humanismus der Renaissance des 14. Jahrhunderts in Italien folgte der »Dritte Humanismus« der mit Winckelmann einsetzenden Griechenbegeisterung der Goethe-Zeit. Jaeger vertrat seine Vorstellungen offensiv und einflussreich über Vorträge, Zeitschriften und Tagungen und fand dabei Unterstützung im Altphilologenverband und in großen Teilen der Gymnasiallehrerschaft. An den deutschen Universitäten verfügte er über ein weit gespanntes Netzwerk von ehemaligen Schülern und Kollegen, die mit seinen Vorstellungen sympathisierten. Er war der »Regulator« der Altertumswissenschaft, wie es sein Schüler Wolfgang Schadewaldt formulierte. Auch in interessierten Kreisen des Bürgertums fand die Rückkehr zur griechischen Klassik, die sich nach Jaegers Vorstellungen in immer neuen Renaissance selbst erneuerte, viel Resonanz; für sie war »Bildung« seit dem 19. Jahrhundert stets mit der griechischen Klassik verbunden gewesen. Die Wiedergeburt der Antike und ihrer überhisto-

rischen Werte versprach Ordnung und Geborgenheit in einer durch Kriegsniederlage und Wirtschaftskrise erschütterten Lebens- und Bildungswelt. Jaeger hatte die kulturpolitische und gesellschaftliche Relevanz dieser Thematik früh erkannt und konnte die Lehrerschaft der Gymnasien, die Universität und weitere Kreise des Bildungsbürgertums als natürliche Verbündete im Kampf gegen den Kulturverfall in Deutschland betrachten.

Die Rede zur Eröffnung der Tagung »Das Gymnasium« am 6. April 1925 in Berlin – wir hatten eingangs bereits daraus zitiert – hielt der damals 36-jährige Werner Jaeger, den eine Blitzkarriere bereits 1921 als Nachfolger von Wilamowitz auf das renommierte Berliner Ordinariat für Klassische Philologie getragen hatte. Er sprach über »Antike und Humanismus«, <sup>131</sup> »Die Griechen sind das Bildungsvolk der Menschheit geworden«, <sup>132</sup> führte er aus. Sie schufen die Norm setzende »zeitlose griechische Bildungsidee«, <sup>133</sup> die »paideia«. Der Humanismus sei »keine vorübergehende Kulturererscheinung, sondern ein dauerndes Aufbauprinzip der abendländischen Kultur«. <sup>134</sup> Die Renaissance des Griechentums bestimmten die Epochengliederung der europäischen Geschichte. <sup>135</sup> Mit diesen Ausführungen stellte er statt der auf das 18. Jahrhundert zurückgehenden Vorstellungen von der ästhetischen Vorbildlichkeit der Antike ein pädagogisch-anthropologisches Moment in den Vordergrund, eine erzieherische Norm.

»Gelehrsamkeit ist nicht Humanismus«, erklärte Jaeger. »Was den Philologen und Altertumsforscher wissenschaftlich interessiert, hat keineswegs alles humanistischen Wert«. <sup>136</sup> Der Humanismus stehe hoch über den Niederungen wissenschaftlicher Kleinarbeit, er sei vielmehr ein »geschichtlich-übergeschichtliches Prinzip«. <sup>137</sup> Das »griechische Bildungserlebnis« sollte nach Jaeger durch den historischen Gegenstand hindurch zur Ideenschau führen. Durch das »griechische Bildungserlebnis«, die Paideia, werde »das gebildete Individuum [...] zu einer Verschmelzung seiner besonderen Natur mit der allgemeinen Form des Menschen geführt«. <sup>138</sup> Jaeger sprach von der »Bildung des individualisierten Ichs zu überindividuellem Menschsein«. <sup>139</sup>

Zur Lösung des Problems sollte das Humanistische Gymnasium einen wichtigen Beitrag leisten. Es sei der Bildungsauftrag des deutschen Gymnasiums, »der deutschen Jugend am Gegenbild der antiken Kultur die Idee einer deutschen Nationalbildung lebendig einzuprägen«. <sup>140</sup>

In diesem Auftrag sah Jaeger die nationale Aufgabe der Zeit. Auch für das erniedrigte, im Krieg besiegte Deutschland war mit der griechischen Paideia ein Aufschwung zu neuer Größe möglich. Wie bei den Römern sollte in Deutschland eine am griechischen Vorbild geschulte »Bildungsaristokratie« die geistige und politische Führungsschicht bilden, die der »kommenden Oberschicht« Schottes und Zehrsers staatstragender Elite entsprach.<sup>141</sup> Diese neue Aristokratie sollte aus dem »mittleren Bürgerstand« erwachsen, an den sich Jaeger mit seiner Ansprache wandte.

Der »brausende Beifall«, der Jaeger 1925 für seine Rede gesendet wurde, zeigte die Hoffnungen, die der Vortragende bei den Tagungsteilnehmern weckte. Nicht zuletzt wurde von den Anwesenden begrüßt, dass das »gymnasiale Glaubensbekenntnis«, von dem der Berichterstatter später sprach, so deutlich ausgefallen war.<sup>142</sup> Das Gymnasium würde im »Dritten Humanismus« wieder die Monopolstellung in der Jugendausbildung einnehmen, die es um die Jahrhundertwende verloren hatte, als ihm das Realgymnasium mit den gleichen Qualifikationsbefugnissen zur Seite gestellt wurde. »Die »deutsche Seele« sollte wieder »den Inhalt der griechischen Geisteswelt als ein ideales Ganzes in sich aufnehmen«<sup>143</sup> und sich die »Norm des Menschen«, seine »Wesenform«, durch »Bildung« zu eigen machen.<sup>144</sup>

Die pluralistische Gesellschaft der Weimarer Republik schien Jaeger nicht gerade die Voraussetzungen für eine Renaissance der »griechischen Bildungsidee« zu bieten. Seiner Ansicht nach konnte Humanismus nur im Zusammenspiel mit einer autoritär agierenden Staatsführung gelingen. Was der Republik fehlte, war der »bestimmende Repräsentant«, die Autorität des »geistigen Führers«.<sup>145</sup> »Den herrscherlichen Wissenden«, »der »Bildungselite«,<sup>146</sup> welche die Bildungsidee durchsetzen sollte, musste eine hierarchische Führerordnung entsprechen und jener verheißungsvolle autoritäre Staat, um segensreich wirken zu können. Diese autoritäre Ordnung zu fordern war Jaegers Beitrag zur antidemokratischen Kulturkritik der 1920er-Jahre und zur »Entliberalisierung der bürgerlichen Mitte«.

Im Sommer 1933 bot Jaeger den Nationalsozialisten in der nationalsozialistischen Zeitschrift »Volk im Werden« die Mitarbeit des »Dritten Humanismus« an. Bei der »durch die nationale Umwälzung gestellte[n] Aufgabe des Neubaus der deutschen Erziehung«<sup>147</sup> sicherte

er die Unterstützung der mit diesen Bestrebungen verbundenen Institutionen zu. In der Frage der Erziehung der zukünftigen nationalsozialistischen Führungskader, jetzt »in dem Augenblick, wo ein neuer politischer Menschentypus sich bildet«<sup>148</sup>, empfahl Jaeger das »spartanische Ideal« als Vorbild<sup>149</sup>. Der dorische Tempel mit seiner vorbildlichen »dorischen Einordnung des Einzelnen in ein streng gefügtes Ganzes«, das »großartigste Monument« des »dorischen Wesens«, war für Jaeger das Symbol der autoritären Ordnung. Er zog es im ersten Band seiner »Paideia« heran – der wenige Monate nach seinem Artikel in »Volk im Werden« erschien –, um es der Unordnung und dem »intellektuellen Virtuositentum der modernen individualistischen Zivilisation« gegenüberzustellen.<sup>150</sup> Die »Formung des politischen Menschen«, schrieb Jaeger in seinem Beitrag in »Volk im Werden«, könne am besten durch das Humanistische Gymnasium erfolgen: »[...] unsere Gymnasien [sind] der gegebene Ansatzpunkt für den Aufbau einer humanistisch-politischen Bildung« im Sinne einer »heroisch-politischen Charakterformung«<sup>151</sup>. In der Situation des Umbruchs und der Ausrichtung aller staatlichen Funktionen auf eine zentral gesteuerte nationalsozialistische Herrschaftsstruktur wollte Jaeger mit Hilfe der Nationalsozialisten eine auf die »gründliche Erlernung der alten Sprachen« aufbauende, in »echt antikem Sinn« »allgemeine Bildung« der zukünftigen nationalsozialistischen Führungsschicht bewirken<sup>152</sup> – ein absurder Vorschlag. Er hoffte wohl, dass durch eine »organische Einheit« von NS-Staat und griechischer Kultur die schlimmsten Auswüchse der Barbarei entschärft werden könnten – »ein ehrgeiziger Wahn« (Uvo Hölscher). Die Hoffnung, dass Hitler sich »zähmen« ließ (so von Schleicher), war im rechten politischen Lager beheimatet, so bei Kurt von Schleicher, Franz von Papen, im »Kabinett der Barone« vom Juni 1932, eine Hoffnung, die sich allerdings bereits Ende Januar 1933 als illusionär erwies. Jaegers Vorschläge fanden bei den Nationalsozialisten kein Interesse und wurden von dem Herausgeber der Zeitschrift »Volk im Werden«, Ernst Krieck (1882-1947), dem nationalsozialistischen Pädagogen an der Pädagogischen Akademie Frankfurt am Main, im folgenden Heft der Zeitschrift sehr deutlich abgelehnt.

Des Risikos eines Scheiterns seiner Offerte wird sich der stets sehr gut informierte Werner Jaeger bewusst gewesen sein. Eine Karriere bei den Nationalsozialisten war für ihn so gut wie ausgeschlossen; er hatte

1931 die Studentin Ruth Heinitz geheiratet,<sup>153</sup> deren Vater, der Pädagoge Dr. Georg Heinitz, jüdischen Glaubens war. Man hat den Eindruck, dass es sich bei Jaegers Aktion nur noch darum handelte, das Humanistische Gymnasium und den »Dritten Humanismus« in dem neuen Schulsystem zu verankern, das von den Nationalsozialisten zu erwarten war, ehe er sich ins Ausland zurückzog. Eine Renaissance des »griechischen Bildungsgedankens«, der »paideia«, in Deutschland schien ihm möglich, er sah die Chance dazu gerade im autoritär geführten Deutschland der Nationalsozialisten.

Schon im Jahr 1932 war Jaeger eingeladen worden, vom August bis Dezember 1934 die »Sather Classical Lectures« an der California University in Berkeley zu halten.<sup>154</sup> 1935 erfolgte der Ruf nach Chicago, wo er am 1. Oktober 1936 seine Tätigkeit aufnahm.<sup>155</sup> Ab 1939 lehrte Werner Jaeger an der Harvard University in Cambridge, Massachusetts. In den USA lebte Jaeger zurückgezogen, er setzte sich auch nicht für die »displaced German scholars« ein wie seine Kollegen in Yale oder an der Columbia University.<sup>156</sup> Offenbar vermieden es aber auch viele Emigranten, ihn um Hilfe zu bitten. Zu politischen Fragen äußerte sich Jaeger nicht: »Jaeger at Harvard showed no trace of the firebrand of his Berlin days. He was quiet, withdrawn from the public arena. [...] He became a *Stubengelehrter* who rarely attended academic conventions unless they were held in Boston.«<sup>157</sup> Er starb 1961.

## Die »Machtergreifung« am 30. Januar 1933

Am 30. Januar 1933 wurde Hitler vom Reichspräsidenten Paul von Hindenburg zum Kanzler ernannt und regierte mit einer Koalition von NSDAP, DNVP und Stahlhelm. Am 1. Februar löste Hindenburg den Reichstag auf und setzte für den 5. März 1933 Neuwahlen an. Ein unvorhersehbares Ereignis, der Reichstagsbrand am 27. Februar, der auch die nationalsozialistische Führung überraschte, beschleunigte den Übergang in die Diktatur. Der Reichstagsbrand wurde den Kommunisten zur Last gelegt, und die Nationalsozialisten behaupteten, der Brand sei nur das einleitende Fanal gewesen zu dem geplanten revolutionären Umsturz. Hindenburg unterschrieb bereits am 28. Februar die »Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat« (Reichstagsbrandverordnung), um einem angeblich bevorstehenden Staatsstreich der Kommunisten zuvorzukommen.<sup>158</sup> Diese Notverordnung Hindenburgs, die das rechtsstaatliche Prinzip außer Kraft setzte, ermöglichte es Hitler, im Wahlkampf Presse-, Versammlungs- und Redeverbote zu erlassen und die Beschlagnahmung von Propagandamaterial, die Durchsuchung von Parteibüros, die Verhaftung kommunistischer und sozialdemokratischer Politiker anzuordnen. KPD und SPD konnten praktisch keinen Wahlkampf durchführen. Die paramilitärischen Verbände der Nationalsozialisten, die SA und SS, übernahmen Aufgaben der Polizei. Die NSDAP erhielt bei hoher Wahlbeteiligung 43,9 Prozent der Stimmen. Damit war die NSDAP die stärkste Partei, hatte allerdings ihr Ziel, die absolute Mehrheit zu erreichen, verfehlt, trotz des Straßenterrors der »braunen Bataillone«. Die NSDAP musste eine Koalition mit der DNVP eingehen, die sich im Wahlkampf mit dem von Franz Seldte (1883-1947) gegründeten »Wehrverband Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten« zur »Kampffront Schwarz-Weiß-Rot« zusammengeschlossen hatte.

Der Reichstagsbrand diente der nationalsozialistischen Führung als Vorwand für das Einbringen eines Gesetzes »zur Behebung der Not von Volk und Reich«, des sogenannten Ermächtigungsgesetzes.<sup>159</sup> Für die Übertragung auch der gesetzgebenden Gewalt und damit der gesamten staatlichen Macht auf die Regierung war eine Zweidrittelmehrheit erforderlich, über welche Hitlers Koalition nicht verfügte. Die dramatische Spannung, die über der Parlamentssitzung an jenem 24. März



1933 lag, wird durch die Umstände und den Verlauf der Abstimmung deutlich. Die Sitzung fand nach dem Reichstagsbrand in der Krolloper statt. Hinter dem Rednerpult war eine riesige Hakenkreuzfahne angebracht, als handle es sich um eine Parteiveranstaltung der NSDAP. Göring fungierte als Reichstagspräsident und leitete die Sitzung. Die 81 Abgeordneten der KPD und 26 Abgeordnete der SPD waren vor der Abstimmung verhaftet worden oder auf der Flucht. Der Reichskanzler Hitler hielt seine erste Rede vor dem neu gewählten Parlament im Braunhemd der SA. Die Gegenwart uniformierter und bewaffneter nationalsozialistischer Verbände, auch im Abstimmungssaal, diente der Einschüchterung der Abgeordneten der bürgerlichen Parteien, vor allem der Zentrum-Abgeordneten, auf deren Abstimmungsverhalten es jetzt ankam. Das von der NSDAP eingebrachte »Ermächtigungsgesetz« wurde vom Reichstag mit 444 Stimmen gegen 94 Stimmen der SPD angenommen. Hitlers Plan, den Zugriff auf die Macht mit parlamentarischer Billigung zu erreichen und so zunächst den Schein der Legalität zu wahren, war aufgegangen. Während der Parlamentsdebatte sprach er selbst offen aus, dass er die Abstimmung im Parlament lediglich für eine Farce hielt: »[Wir] appellieren in dieser Stunde an den deutschen Reichstag, uns zu genehmigen, was wir auch ohnedem hätten haben können« – nämlich durch den Einsatz von Gewalt, mit einem Widerstand der Reichswehr war kaum zu rechnen.<sup>160</sup>

## Der Rechtsruck an der Universität Hamburg – Snells Stellungnahme zu Werner Jaegers »Drittem Humanismus«

Auch in Hamburg war seit dem Wahlerfolg der NSDAP vom 14. September 1930 die verstärkte Hinwendung der Wähler zur extremen politischen Rechten nicht zu übersehen. Viele glaubten, dass es nur unter einer autoritären Führung möglich sei, die schwierigen gesellschaftlichen und nationalen Probleme zu lösen. Die Universität konnte von dieser Entwicklung nicht unberührt bleiben. Der Rektor für das Jahr 1931/32, der Meteorologe Albert Wigand (1882-1932), sprach öffentlich seine Sympathien für Adolf Hitler aus und suchte die Zusammenarbeit mit der starken nationalsozialistischen Fraktion in der Studentenschaft. Der Historiker Adolf Rein (1885-1979), der spätere Rektor der Jahre 1934 bis 1938, und sein ihm politisch nahestehender Fachkollege Otto Westphal (1891-1950) unterstützten diese politische Richtung im Dezember 1932 mit ihren Thesen zu einer »politischen Universität«. <sup>161</sup> Der amtierende Rektor Leo Raape (1878-1964) schätzte Reins Papier zum Thema als so bedeutend ein, dass er über 100 Mitglieder des Lehrkörpers zu einer Aussprache über Reins und Westphals Thesen einlud. Reins Plädoyer für eine nationalsozialistische Universität wurde Ende Dezember 1932 eingehend diskutiert. Die Programmatik der Thesen lag offenbar im Trend der Zeit, Kritik kam nur von einer kleinen Gruppe der Professoren.

Die »Machtübernahme« Hitlers am 30. Januar 1933 hatte für einen Teil der Professoren an der Hansischen Universität schwerwiegende Folgen. Die pseudowissenschaftliche »Rassenlehre«, die Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt worden war, bot den Nationalsozialisten die Handhabe zu weitreichenden Maßnahmen gegen »nicht arische« Personen. Auf der Grundlage des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 verlor die Philosophische Fakultät fast ein Fünftel ihrer Mitglieder. In §3, Absatz 1 des Gesetzes, dem sogenannten Arierparagrafen, war festgelegt, dass Beamte anhand von Urkunden bis in die Generation der Großeltern hinein einen rein »arischen« Stammbaum nachweisen mussten. Nach §4 des Gesetzes konnten auch



Ernst Kapp, Februar 1937

»Beamte, die nach ihrer bisherigen politischen Betätigung nicht die Gewähr dafür bieten, dass sie jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat eintreten«, in den Ruhestand versetzt oder entlassen werden. Es handelte sich somit um ein Gesetz, mit dem politisch missliebige Personen, Juden oder »jüdisch Versippte« aus dem Beamtenverhältnis entlassen werden konnten. Durch die »Frontkämpferklausel« (§ 3,2) konnte allenfalls erreicht werden, dass die Entlassung etwas später erfolgte. Nicht eine »Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« bezweckte also das von den Nationalsozialisten erlassene Gesetz, sondern vielmehr die »Säuberung« und Gleichschaltung des Beamtenapparats.

Snell verlor seinen gesamten jüdischen Freundeskreis; auch der befreundete Kollege im Seminar für Klassische Philologie, Ernst Kapp, musste 1937 Deutschland verlassen, weil er den Nationalsozialisten politisch unbequem war. Snell pflegte seine Meinung zur sogenannten Rassenlehre der neuen Machthaber in zwei Sätzen zusammenzufassen:

Wenn man die Rasse als Grundlage des Nationalen ansieht, werden die Menschen eingezwängt in Kategorien, die für die Zoologie gültig sind, aber nicht für Menschen. Ein animalischer Esel bleibt ein Leben lang ein Esel – bei einem Menschen bleibt immer noch einige Hoffnung, dass er ein anderes Tier wird, – wenn auch vielleicht nur ein Kamel.<sup>162</sup>

In dieser Situation versuchte Snell zu erreichen, dass sich die Professoren nicht widerspruchlos mit dem Eingriff in die Belange der Universität abfanden. Er lud die bedrohten Kollegen und einige der sogenannten arischen philosemitischen Professoren in seine Wohnung ein, darunter den Anglisten Emil Wolff, den Nationalökonom Heinrich



Ernst Kapp und Bruno Snell (auf der Rückseite irrtümlich auf den Juli 1950 datiert. Wahrscheinlich ist das Foto Ende Januar 1954 in New York entstanden)

Sievekling und den Romanisten Walther Kuchler,<sup>163</sup> um über die Situation zu beraten und nach einem Ausweg zu suchen.<sup>164</sup> Im Rückblick beschrieb Snell die Hilflosigkeit gegenüber den Aktionen der Nationalsozialisten, aber auch das Unvermögen, zum Teil sogar bei den Betroffenen selbst, die neue Situation richtig einzuschätzen. So war die Gruppe der jüdischen Wissenschaftler »durchaus nicht einig«, zumal in ihrem Verhältnis zum eigenen Judentum. Einige waren entschiedene Anhänger der Assimilation, waren womöglich deutsch-national und in der evangelischen Kirche tätig, andere von sehr ausgeprägtem jüdischem Selbstbewusstsein.

Leider war unter uns, die wir allenfalls bereit gewesen wären, etwas gegen die Nazis zu tun, keine Einigkeit zu erreichen. Cassirer war während der Osterferien im Ausland und hatte von dort aus beantragt, ihn für das Sommersemester zu beurlauben. Saxl, Wind und andere drängten ihn, zurückzukommen zum Semester-Anfang. Toni Cassirer hat später in den Erinnerungen an ihren Mann geschrieben,

für wie töricht sie unseren Wunsch gehalten hätte. Wir unsererseits waren empört, dass er nicht kam. Die Zeit hat Cassirer Recht gegeben, denn auch mit seiner Hilfe hätten wir natürlich nichts erreichen können. Nur war es dann später bitter zu hören, dass *wir* nicht genug getan hätten. Es war eine Zeit, aus der mit weißer Weste nicht herauszukommen war – und genau so war es dann 1945 bei der Denazifizierung. Wer sich für irgendetwas verantwortlich fühlt, muss Westen-Flecken in Kauf nehmen. Wer sich säuberlich draußen hält ... – nein, wie kann man allen Dingen ihren Lauf lassen!<sup>165</sup>

Über den Osteuropa-Historiker Richard Salomon (1884-1966) notierte Snell (VDuJ [Salomon]) am 17. Mai 1966, dem Tag der Gedenkrede Fritz T. Epsteins (1898-1979) auf den am 3. Februar 1966 verstorbenen Salomon:<sup>166</sup>

Wenn es vor 1933 galt, dem Nazitum Paroli zu bieten, war es ihm immer wichtiger im Kirchenvorstand von Othmarschen zu bleiben. Als guter Deutsch-Nationaler und als geborener Christ hielt er sich immer fern von denen, die den Nationalsozialismus für eine größere Gefahr hielten als den Kommunismus.

Alle Versuche, einen späten, spontanen Widerstand zu organisieren – wenn schon nicht in der Universität, so doch wenigstens in ihrer größten Fakultät –, waren aussichtslos. Snell notierte:

Das Ergebnis war: zwei Privatdozenten waren bereit zu protestieren und ihre Stelle zu riskieren, der eine: Edgar Wind, – und ein anderer. Ich erzählte meiner Frau davon. Sie ging deshalb in die erste Vorlesung dieses Privatdozenten und hörte zu ihrem maßlosen Erstaunen, wie er begann mit den Worten: »In dieser großen Zeit, in der wir den herrlichen Aufbruch unseres Volkes erleben« ... oder so ähnlich [es handelte sich um den Philosophen Hermann Noack, G.L.]. Kurz, es war völlig ausgeschlossen, einen Widerstand der Universität zu organisieren, in schmachvoller Weise. Ich muss gestehen, das Allerschmachvollste war, dass ich mich eigentlich erleichtert fühlte; es war offenbar sinnlos den Helden zu spielen. Trotz-

dem hätte man natürlich etwas tun müssen, denn man war an das Regime gebunden. Stück für Stück führte dies alle seine Maßnahmen durch und man sagte sich: du hast schon so viel geschluckt, hilft da bei dem neuen Stück ein Protest?

Durch die Sonderregelung für die jüdischen Professoren, die als Frontsoldaten am Ersten Weltkrieg teilgenommen hatten, wurde eine gemeinsame Reaktion noch schwieriger. Die Vertreibung erfolgte in mehreren Etappen; die letzte erfasste ab 1937 auch die »jüdisch Versippten« und »Mischlinge«, so dass in den Zwischenzeiten Phasen der Hoffnung entstehen konnten, die eine Solidarisierung erschwerten.

Bereits Ende Dezember 1933 wurde der erste Band von Werner Jaegers großem, auf drei Bände angelegtem Werk »Paideia. Die Formung des griechischen Menschen« an die Buchhandlungen ausgeliefert.<sup>167</sup> Jaeger beabsichtigte, mit seinem Buch eine neue Begründung des griechischen Ideals zu geben, welche die Wissenschaft bisher »schuldig« geblieben war. In der Tat war es Jaegers Leistung, eine solche Rechtfertigungslehre entworfen und öffentlichkeitswirksam vertreten zu haben. 1933 schrieb er in der Einleitung:

[...] in dem gegenwärtigen Augenblick, wo unsere gesamte Kultur aufgerüttelt durch ein ungeheures eigenes Erleben der Geschichte in eine neue Prüfung ihrer Grundlagen eingetreten ist, wird der Altertumforschung als letztes und für ihr eigenes Schicksal entscheidendes Problem die Frage nach dem erzieherischen Gehalt der Antike von neuem vorgelegt. [...] Das Ziel ist, das unvergängliche erzieherische Phänomen der Antike und den für immer richtunggebenden Anstoß, den die Antike der geschichtlichen Bewegung gegeben hat, aus ihrem eigenen Wesen zu verstehen.<sup>168</sup>

Mit diesen Schlusssätzen der Einleitung deutet Jaeger an, dass er den »gegenwärtigen Augenblick« mit der Hoffnung verband, dass der »für immer« den Verlauf der Geschichte bestimmende »Anstoß«, der in der »griechischen Bildungsidee« lag, in eine neue Griechen-Renaissance führen werde. Seine eigene Aufgabe sah er darin, mit seinem Werk zur »paideia« die Entwicklung der »Altertumforschung«, aber auch den Gang der deutschen Geschichte in diesem Sinne zu beeinflussen.

Jaegers Diagnose zum Zustand der Klassischen Philologie stimmte vom Ansatz her in Vielem mit Snells Ansicht überein. So etwa, wenn Jaeger sich gegen die historicistische Strömung in der Klassischen Philologie wandte, gegen die Meister der Einzelheiten, die den Zusammenhang des Ganzen längst verloren hatten.<sup>169</sup> »Gelehrsamkeit ist nicht Humanismus«, <sup>170</sup> mit dieser Feststellung wandte sich Jaeger gegen die sterile Betriebsamkeit eines zersplitterten Spezialistentums. In seinen »Humanistischen Reden und Vorträgen« war er bemüht, das »Kraft- und Wertzentrum«<sup>171</sup> der alten griechischen Kultur wieder bewusst zu machen, das die richtungslose Vielfalt auf dem Gebiet der Altertumswissenschaft auf eine Ganzheit hin orientieren konnte. Gemeinsamkeit gab es ebenfalls bei Jaegers Kritik an der ästhetischen Interpretation der griechischen Kultur in der Goethe-Zeit und dann im 20. Jahrhundert im George-Kreis, bei der auch nach Snells Meinung die politische Relevanz der Antike für die Gegenwart zu kurz kam. Ähnlich wie Snell ging Jaeger in den 1920er-Jahren davon aus, dass die Wissenschaft vom Altertum inmitten der rasanten politischen, kulturellen und technischen Entwicklungen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts nicht eine windgeschützte Enklave zur selbstgenügsamen Rekonstruktion alter Texte sein konnte. Klassische Philologie fand für Jaeger wie für Snell in einer gesellschaftlich organisierten Welt statt und war Teil des geschichtlichen Prozesses. Wenn Jaeger allerdings davon sprach, »dass die Entscheidungen der Wissenschaft und des Geistes [...] zugleich immer politisch sind« und sich dabei auf Platon berief,<sup>172</sup> konnte Snell dieser Formulierung nur bedingt zustimmen; die Vorstellungen über den politischen Charakter von Wissenschaft lagen weit auseinander.

Nur wenige Wochen vor dem Erscheinen des ersten Bandes der »Paideia« war Jaegers Aufsatz »Die Erziehung des politischen Menschen und die Antike« in der neuen pädagogischen Zeitschrift »Volk im Werden« erschienen, wir haben oben schon darüber berichtet. Snell war entsetzt zu sehen, dass Jaeger den Nationalsozialisten das Humanistische Gymnasium andiente, um den neuen nationalsozialistischen Eliten zu einer »heroisch-politischen Charakterformung« zu verhelfen.<sup>173</sup> Wenn Snell sich zu einer ausführlichen Rezension von Jaegers »Paideia« entschloss, wobei er im engen Austausch mit dem befreundeten Kollegen Ernst Kapp stand,<sup>174</sup> dürfte Jaegers Artikel in der nationalsozialistischen Zeitschrift wohl die entscheidende Motivation dafür geliefert haben.

Solange Jaeger in seiner Bildungstheorie abstrakt-theoretisch vom »Politischen« geredet hatte und dabei in die Nachbarschaft von politischen Vorstellungen geraten war, die am rechten Rand der Gesellschaft beheimatet waren, konnte man vielleicht beschwichtigend von Ähnlichkeiten zwischen verwandten Utopien sprechen. Jetzt allerdings, wo Jaeger mit seinem Artikel in »Volk im Werden« Gemeinsamkeiten in den ideologischen Grundlagen benutzt hatte, um den Nationalsozialisten eine gemeinsame Praxis in der Ausbildung von Eliten anzubieten, war sicher, dass er die Zusammenarbeit mit den Nationalsozialisten suchte. Eine kritische Rezension zu schreiben, war allerdings nicht ganz einfach, bestand doch für den Rezensenten die Gefahr, dass seine Kritik an Jaegers platonisch-spartanischem »Bildungsgedanken« auch als grundsätzliche Gegnerschaft zum autoritär geführten Staat verstanden und als Kritik an den regierenden Nationalsozialisten gedeutet werden konnte. Ein offenes Wort war nicht möglich, Andeutungen mussten genügen.

In seiner Rezension wies Bruno Snell darauf hin,<sup>175</sup> dass die Annahme einer »Idee des Menschen«, also des Menschen schlechthin, bei den Griechen und insbesondere bei Platon unzulässig sei: »Norm und Wert liegen noch bei Platon im Göttlichen und nicht im Menschlichen.« Und was die Bildung, die »paideia« betraf, so sei der Begriff den Griechen für die im ersten Band behandelte Zeit von Homer bis zu den Sophisten fremd gewesen. Die Sophisten seien es dann im 5. bis 4. Jahrhundert gewesen, die Bildung und Rhetorik lehrten. Isokrates, der Gegenspieler Platons, nahm wie die Sophisten den Menschen zum Maß aller Dinge und empfahl den Athenern die Bildung, denn sie mache mächtig im Reden. Das Redenkönnen sei das, worin der Mensch sich vor dem Tier auszeichne. Hier beginnt die Traditionslinie der »paideia«, die vom ausgehenden 5. Jahrhundert über Cicero zu Petrarca und Erasmus und bis in die Barockzeit führt. Der Bildungsbegriff des »Dritten Humanismus« leite sich demgemäß, schrieb Snell, nicht von der griechischen Klassik oder generell von den Griechen ab, sondern von Isokrates und Cicero. Die andere Linie der »humanitas« aber, die der urbanen Menschlichkeit, die insbesondere mit Menander einsetzte und sich über Plautus und Terenz bei Cicero mit der römischen »clementia« verband, blieb von dem auf Bildung reduzierten Humanitätsbegriff Jaegers ausgeschlossen.



Vor allem griff Snell das von Jaeger gezeichnete politisch-heroische Menschenbild der Griechen, das dieser zur idealen Norm erhob, als wissenschaftlich unhaltbar und irreführend an. In dessen Darstellung werde nicht deutlich, wie Jaegers Hinweis auf die (angeblich) »heroisch«-autoritäre Staatsgesinnung der Griechen gemeint sei. Gewiss könne die griechische Kultur nicht vom politischen Leben getrennt werden, schrieb Snell. »Aber ein Humanismus mit bloßer Hexis und reinem Ethos ist unpolitisch, weil er nicht der Politik dient, – oder weil er sich jeder Politik dienstbar machen kann.«<sup>176</sup> Also auch der Politik der Nationalsozialisten? Dafür sprach recht deutlich der Artikel in »Volk im Werden«! Darüber hinaus legte das von Jaeger gewählte Vokabular nicht selten den Verdacht nahe, dass seine eigene politische Position mit den aktuellen politischen Ansichten der Nationalsozialisten vereinbar war.<sup>177</sup> Snell konnte in seiner Kritik die aktuelle politische Dimension nur andeuten, doch war sein Protest gegen Jaegers Angebot an die neuen Machthaber für kritische Beobachter des Zeitgeschehens wohl deutlich genug.

Für Snell lag das griechische Erbe Europas in Toleranz, Humanität, Aufklärung, Freiheit des Denkens und Demokratie. Durch Jaegers Angebot zur Ausbildung nationalsozialistischer Eliten sah er eben jenen europäischen Geist in Gefahr, dessen Entwicklung er selbst fasziniert in der griechischen Literatur erforschte und beobachtete. Die ideologischen Glaubenssätze, welche die Nationalsozialisten verbreiteten, und insbesondere die sogenannte Rassenlehre waren für Snell das barbarische Gegenteil jenes europäischen Erbes, sie erschienen ihm als Ungeist, gegen den man sich zur Wehr setzen musste. Es war eine Situation, in der klar wurde, dass aufklärerische Tätigkeit nicht allein in dem einmaligen Akt des Entdeckens liegen konnte, sondern auch – und zeitweilig vorrangig – in dem wieder Aufgreifen und der Bewahrung des zuvor bereits Erreichten. Tradition und Aufklärung waren keine Gegensätze.

Jaeger lag daran, den Machthabern des »Dritten Reichs« die kontinuierliche Entfaltung jener autoritären griechischen »Staatsgesinnung« zu veranschaulichen, die im Mittelpunkt seiner Betrachtungen stand, die Entwicklung »vom Heroentum der Gedichte Homers bis zu Platons autoritärem Staat der herrscherlich Wissenden«<sup>178</sup>. Im unmittelbaren Anschluss an diese ausdrücklich an das »Dritte Reich« gericht-

tete Empfehlung »griechischen Erziehertums« sprach Jaeger vom »kommenden Dritten Humanismus«. Zweifellos war er sich der Brisanz solcher sprachlichen Parallelsetzung bewusst; in der Auflage von 1954 heißt es nämlich stattdessen: »ein künftiger Humanismus«.179 Hellhörige nahmen 1933 den gefährlichen Gleichklang der Formulierungen, der auf der inhaltlichen Ebene seine Bestätigung fand, sofort wahr. Als Jaegers »Paideia« erschienen war, schickte der Kunsthistoriker Erwin Panofsky, der mit Snell im selben Haus wohnte, »über die Treppe« ein sarkastisches Bonmot an Snell: »Aia Paideia, was raschelt im Stroh?«

Snell griff Jahrzehnte später noch einmal seine Kritik an Jaeger auf und thematisierte dessen Betonung »des Politischen« in der »Paideia«:

Dies [von Jaeger angesprochene] »Politische« kennt kein Engagement, keine Verpflichtung, sondern bleibt akademische Attitüde. So wurde es denn in der Zeit des Nationalsozialismus besonders gefährlich. Doch darauf will ich nicht erneut eingehen, und es ist darüber wohl auch kein Wort mehr zu verlieren. Vielmehr ist es heute an der Zeit, daran zu erinnern, dass Jaeger mit Recht davor gewarnt hat, die Größe der Griechen ausschließlich im Literarischen und Künstlerischen zu sehen. Fraglich ist nur, ob wir dafür einer neuen Theorie und eines eigenen »Humanismus« bedürfen.<sup>180</sup>

Das Konsensfähige ließ sich in einem Satz zusammenfassen. Über das politisch Gefährliche, das 1933 in Jaegers Initiative lag, war nach fast 30 Jahren »kein Wort mehr zu verlieren«. Jaegers Begrifflichkeit, die Snell stets als pompös empfand, und die dahinterstehende Ideologie konnten als unangemessen und inzwischen überholt beiseitegelegt werden.

## Geistesgeschichte und die »Flut der Papyri«

Den Fachkollegen war der neue Hamburger Ordinarius für Klassische Philologie bisher durch seine geistesgeschichtlich orientierten Arbeiten bekannt. Seit seiner Dissertation über den Begriff des Wissens in der vorplatonischen Philosophie 1922 hatte er bei den Griechen eine Entwicklung nachzuweisen gesucht, die auf wachsende Bewusstwerdung und den Anspruch auf selbstständige Entscheidung gerichtet war. Dieser griechische Selbstfindungsprozess führte nach Snell von Homer bis zur Tragödiendichtung aus einer weitgehend von den Göttern beherrschten Welt hinaus in die selbstbestimmte, selbstbewusste Welt der athenischen Polis. Im Athen des 5. Jahrhunderts sei zuerst der Versuch unternommen worden, »nach eigenem Denken und nach einer gültigen Norm das Überkommene zu bessern. Der [menschliche] Geist entwirft eine neue politische und gesellschaftliche Ordnung.«<sup>181</sup> Den Verlauf eines solchen auf geistige Autonomie gerichteten Prozesses suchte Snell Stufe für Stufe nachzuweisen. Die kommunikative Vernunft, die in der Argumentationsstruktur der Tragödie zum Ausdruck kam, war zugleich das entscheidende Element, das zur Entstehung der athenischen Demokratie führte. Die Demokratie in Athen verlangte »in ihrer einzigartigen Besonderheit einen Umbruch des ganzen politischen Denkens«.<sup>182</sup> Das Bewusstwerden der Fähigkeit zu eigener Entscheidung fand – Snell hatte das in seiner Habilitationsschrift von 1925 ausgeführt<sup>183</sup> – seinen sprachlichen Ausdruck zuerst in der Tragödie, bei Aischylos. Dass dies damals ein neuer und damit für die damaligen Zuschauer interessanter Vorgang war, zeigt die hervorgehobene Thematisierung des Entscheidungsprozesses in der attischen Tragödie, zuerst in den »Hiketiden« des Aischylos, die wahrscheinlich 463 v. Chr. aufgeführt wurden.

In den »Hiketiden« ist die Handlung aufs Äußerste reduziert. Sie besteht lediglich in der Begegnung zwischen Pelasgos, dem König von Argos, und den Danaiden, die den Chor bilden. Pelasgos sieht sich vor die Entscheidung gestellt, ob er der religiösen und satzungsmäßigen Verpflichtung zum Schutz schutzbedürftiger Verfolgter nachkommen soll.<sup>184</sup> Falls er sich dafür entscheidet, muss er den Krieg mit den mächtigen Ägyptern in Kauf nehmen. Wenn er die Bitte um Schutz ablehnt,

beschwört er den Zorn des Zeus herauf, der die Stadt mit gleicher Heftigkeit treffen würde wie ein Krieg mit den Ägyptern. Pelasgos erkennt schnell, dass jede der Optionen Schaden für Argos bedeutet. Er sieht die Unvermeidbarkeit des Unglücks für seine Stadt, eines Leids, das er mit seiner Wahl, wie immer sie ausfallen mag, herbeiführen wird. Der ganze Hauptteil der »Hiketiden« dient der dramatisch gestalteten Darstellung eines nur im Inneren der Beteiligten ablaufenden Klärungsprozesses. Erst bei Aischylos fand Snell Belege dafür, dass »im Menschen selbst Willensentscheidungen [...] ihren Ursprung haben.«<sup>185</sup> Aischylos suchte die »zugespitzten Situationen,<sup>186</sup> weil ihm nicht so sehr am Geschehen, sondern am Handeln liegt, und weil sich ihm das Wesentliche im menschlichen Handeln im Akt der Entscheidung darstellt«.

Eigene Entscheidungen zu treffen, bedeutete auf divergierende Ansprüche zu reflektieren, auch komplizierten ethisch-politischen Herausforderungen in eigener Verantwortung zu begegnen. Eben diese Fähigkeit war es, welche den Athenern eine neue Gesellschaftsordnung ermöglichte, eben sie war die Grundlage des »griechischen Wunders«. Selbst die bildende Kunst trug diesem Emanzipationsvorgang Rechnung, sie »wurde nicht mehr von göttlich legitimierten Traditionen getragen, sondern musste selbst für die Begründung aufkommen«. »Die neue Kunst ist anthropozentrisch.«<sup>187</sup> In Athen war »der Herr Demos«, wie Aristophanes sagte, »zu Hause auf der Pnyx« (»Die Ritter«, Vers 43), dem Zentrum des demokratischen Politikgeschehens. Dort war die argumentative Ausdrucksform, welcher sich die Tragödie im dramatischen Spiel bediente, unmittelbare Wirklichkeit. Dort bewies der Athener sein politisches Selbstbewusstsein und seine Kompetenz in praktischen Entscheidungssituationen.

Diese Ergebnisse der Snell'schen Untersuchungen hatte die Fachwelt zur Kenntnis genommen, wenn auch nicht gerade überall mit Zustimmung. Über seinen Göttinger Lehrer, den damaligen Privatdozenten Hermann Fränkel, dem Snell viel verdankte, schrieb Albrecht Dihle 1997, die mangelnde Zustimmung für Fränkels Forschungsergebnisse könne in Zusammenhang gestanden haben mit dem »schlichten Unvermögen eines großen Teils der Fachgenossen, seine neuartigen, zukunftsweisenden [...] Fragestellungen zu verstehen«, und Bruno Snell sei es ähnlich ergangen.<sup>188</sup> Das mag zutreffen, vor allem aber können geistesgeschichtliche Beweisführungen eine Zustimmung nicht erzwingen, wie

dies bei mathematischen oder formal-logischen Aussagen möglich ist, der jeweiligen individuellen Vorprägung, den Denkgewohnheiten und dem Beharrungsvermögen des Fachkollegen bleibt viel Einfluss eingeräumt.

Anfang der 1930er-Jahre wies Alfred Körte (1866-1946) Snell darauf hin, dass er doch die nach neuen Funden nötige Edition der Bakchylides-Gedichte im Rahmen der »Bibliotheca Teubneriana« übernehmen könne.<sup>189</sup> Körte selbst hatte 1905 die damals neu gefundenen Papyri zur hellenistischen Komödie des Menander in vorbildlicher Weise herausgegeben. Bedeutende Fragmente des Bakchylides-Textes waren auf Papyrusfetzen unterschiedlichen Umfangs erhalten. So brachte die Arbeit an den Papyri für Snell, der auf diesem Gebiet bisher noch keine Erfahrung sammeln konnte, neue Herausforderungen mit sich.<sup>190</sup>

Mit dieser Textausgabe nahm Snell zum ersten Mal ein traditionelles philologisches Arbeitsgebiet in Angriff. Gleich nach Abschluss der Bakchylides-Edition im Jahr 1934 begann er damit, die Tragödienfragmente zu sammeln und zu bearbeiten, ein Projekt, das ihn – mit Unterbrechungen – bis in die letzten Lebensjahre beschäftigte. Zunächst schob sich jedoch die Vorbereitung einer neuen Pindar-Ausgabe bei Teubner dazwischen. Vor allem wurde das Projekt umfangreicher, als Snell zunächst geglaubt hatte, denn es »kam die Flut der neuen Papyri«.<sup>191</sup> Doch der fertig gesetzte Text wurde 1943 bei der Bombardierung Leipzigs zerstört. Am 28. Januar 1944 berichtete Snell seiner Frau: »Teubner schreibt, der Satz meines Pindar sei zerstört – aber da habe ich ja die Korrekturbogen, – das Bakchylides-Manuskript jedoch sei gerettet, – gottlob!« Das Manuskript war 1943 druckfertig gewesen. Erst 1953 konnte Snells Pindar-Ausgabe im Druck erscheinen.<sup>192</sup>

Die Beschäftigung mit den lyrischen Texten und Versmaßen von Bakchylides und Pindar führte Snell dann auch zur Ausarbeitung seiner zuerst 1955 erschienenen »Griechischen Metrik«.<sup>193</sup> Im Nachwort weist Snell auf die wichtigen Anregungen hin, die er Ernst Kapp, dem befreundeten Hamburger Kollegen, verdankte.

## Klassische Philologie in Hamburg nach 1933 – Der politische Witz als Ausdruck des Nicht- Einverstandenseins

Mit der Zustimmung des Parlaments zum »Ermächtigungsgesetz« am 24. März 1933 war die Durchsetzungsfähigkeit der nationalsozialistischen Regierung unter Beweis gestellt. Die Regierung Hitler war jetzt nicht mehr an die Verfassung gebunden, die Gewaltentrennung faktisch aufgehoben. Mit dem Gesetz »Zur Sicherung der Einheit von Staat und Partei« vom 1. Dezember 1933 wurde die NSDAP in einem zweiten Schritt zur »Trägerin des deutschen Staatsgedankens« aufgewertet, was das Ende der formal noch existierenden parlamentarischen Demokratie und den Übergang zum zentral gesteuerten Einparteiensstaat bedeutete. Viele in Deutschland stimmte diese Entwicklung zu einer »handlungsfähigen« Regierung Hitler optimistisch, nachdem nun schon längere Zeit nur mit Notverordnungen regiert werden konnte. Die atemberaubende Schnelligkeit, mit der die Nationalsozialisten nach der »Machtübernahme« neue Fakten schufen, fand bei vielen Bewunderung. Weiter blickende Beobachter sahen nur ihre trüben Ahnungen bestätigt. Bereits am 22. März 1933 wurde das Konzentrationslager Dachau für politische Gegner errichtet, die in »Schutzhaft« genommen wurden.<sup>194</sup> Am 8. März war es zu Aktionen der SA und SS gegen jüdische Geschäfts- und Warenhäuser gekommen, am 28. März rief die Parteileitung der NSDAP zum »Judenboykott« am 1. April auf.<sup>195</sup> Das »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom 7. April 1933 zeigte nicht nur an den Universitäten, wohin die Reise ging.

Proteste gegen die Entlassung jüdischer Kollegen waren zwecklos; Snell hatte in Hamburg einen Versuch unternommen und war schon in den Anfängen gescheitert. Einige Universitätslehrer versuchten, sich Hitler anzuschließen. Martin Heidegger (1889-1976), der wohl Prominenteste unter den Professoren, die das »Dritte Reich« öffentlich befürworteten, sah in Hitler den großen Einsamen, den Führer der Nation, der über allen Parteien stand.<sup>196</sup> Bei der Übernahme des Rektorats der Universität Freiburg im Breisgau am 27. Mai 1933 forderte er in seiner Rede einen geistigen Neuanfang an den Universitäten. Heidegger

beschwor die »Herrlichkeit« und die »Größe *dieses* Aufbruchs« und schloss die Rede mit der pathetischen und recht freien Übersetzung eines Platon-Zitats (Platon, »Politeia« 497 d 9): »Alles Große steht im Sturm.«<sup>197</sup> Im Sinne einer solchen Mobilmachung der Universität führte Heidegger das Führerprinzip in Freiburg ein und arbeitete an der Gleichschaltung der Universitäten mit.<sup>198</sup> Wolfgang Schadewaldt (1900-1975) war seit 1929 Gräzist in Freiburg; Jaeger hatte ihn bereits 1926 nach Freiburg vermitteln wollen, obwohl seine Habilitation noch nicht abgeschlossen war, denn, so Jaeger: »Er ist reif.«<sup>199</sup> 1933 war Schadewaldt der »wichtigste Sprecher« des neuen Rektors Heidegger,<sup>200</sup> der ihn am 15. Oktober 1933 zum Dekan der philosophischen Fakultät ernannte. Höhepunkt von Schadewaldts öffentlichem Eintreten für den »neuen Staat« war seine Rede »Der neue deutsche Student«, die er am Ende des Sommersemesters 1933 vor Studenten hielt. Aus ihr konnte der Berufungsausschuss in Leipzig herauslesen, »wie sehr der Redner vom Geiste des Nationalsozialistischen durchdrungen ist«.<sup>201</sup> Nach nur einjähriger Amtszeit war von all dem keine Rede mehr. Heidegger legte im April 1934 das Rektorat nieder. Auch Schadewaldt trat vom Dekanat zurück und wurde bald darauf nach Leipzig berufen. Die Altertumswissenschaft in Freiburg mit Wolfgang Aly (1881-1962), NSDAP-Mitglied seit 1931, Hans Bogner (1895-1948) und Hans Oppermann (1895-1982), beide traten 1937 in die NSDAP ein, nahm allerdings mit ihrem offenen politischen Bekenntnis zum Nationalsozialismus wie mit ihren wissenschaftspolitischen Ambitionen eine Sonderstellung unter den deutschen Klassischen Philologen ein; ihr Ziel war, eine nationalsozialistische Altertumswissenschaft zu begründen.

Doch gab es auch Beispiele entschiedener Ablehnung. Kurt von Fritz (1900-1985) verweigerte 1934 den Diensteid auf den »Führer und Reichskanzler Adolf Hitler«, wurde entlassen und emigrierte.<sup>202</sup> Karl Reinhardt (1886-1958) richtete am 5. Mai 1933 ein Schreiben an den Kultusminister, in dem er mitteilte, dass er sich gegenwärtig nicht in der Lage sehe, sein »Lehramt sinngemäß zu verwalten«.<sup>203</sup> Da der Kultusminister eine »Unterbrechung der Lehrtätigkeit« ablehnte, wählte Reinhardt den Weg in die »innere Emigration«. Rudolf Pfeiffer (1889-1979) war mit einer Jüdin verheiratet und musste im Juni 1937 den Staatsdienst verlassen. Er emigrierte nach England und lehrte von 1938 bis 1951 am Corpus Christi College in Oxford.

Wenn Snell von seinem eigenen Seminar über die Zeit des Nationalsozialismus sprach, pflegte er im Hinblick auf die Verhältnisse in den übrigen Bereichen der Universität stets zu betonen,

dass es völlig anders war im Seminar für Klassische Philologie, dessen Direktor von 1927 bis 1937 Ernst Kapp war. Da war vom Dritten Reich nichts zu spüren. Niemand sagte ›Heil Hitler‹, niemand hob zum Gruß die rechte Hand. Das hatte zur Folge, dass sich Dozenten und Studenten in enger Freundschaft zusammenschlossen und auch von auswärts mancher kam, der vor allem an einer sauberen Wissenschaft interessiert war.<sup>204</sup>

Diese friedliche Enklave der Wissenschaft und oppositionell gewendeter Humanität inmitten einer Welt des politischen Fanatismus wurde mit der Entlassung Kapps zum 31. Oktober 1937 aufgrund des »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom 7. April 1933 zerstört. Ernst Kapp folgte zunächst im Januar 1937 einer Einladung nach Oxford und emigrierte dann im August 1939 in die USA. Mit dem gleichen Schreiben, in dem Kapps Versetzung in den Ruhestand vom Reichs- und Preußischen Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung mitgeteilt wurde, erging an die Philosophische Fakultät die Aufforderung, »wegen der Wiederbesetzung der Professur für Klassische Philologie Ersatzvorschläge in der üblichen Zahl einzureichen«. Zunächst suchte die Fakultät einen Klassischen Philologen, der auch das Mittellatein abdecken konnte; dem Privatdozenten für mittellateinische Philologie Hans Liebeschütz war im Frühjahr 1934 als Jude die Lehrbefähigung entzogen worden.<sup>205</sup> Da sich niemand fand, der diesen Anforderungen hätte genügen können, einigte man sich schließlich auf den damals 35-jährigen Latinisten Ulrich Knoche (1902-1968). Dieser hatte im Herbst 1935 eine Professur für Klassische Philologie in Göttingen vertreten – die Kurt Latte (1891-1964) als »Halbjude« hatte räumen müssen – und war dort im Sommer 1937 zum planmäßigen Extraordinarius ernannt worden.

Knoche überzeugte durch seine wissenschaftliche Leistung. Unter den wenigen Latinisten, die damals zur Verfügung standen,<sup>206</sup> hätte sich kaum ein besserer finden lassen. Zudem hatte er den Ruf eines hervorragenden akademischen Lehrers, den er später auch in Hamburg



unter Beweis stellte. Doch als er im Sommersemester 1939 nach Hamburg kam, passte er nicht recht in die politische Idylle des Hamburger Seminars für Klassische Philologie, in der »vom Dritten Reich nichts zu spüren« war. Anders als vormals Kapp oder Snell hob Knoche sehr wohl den Arm zum »Deutschen Gruß«, wenn er das Seminar betrat. So war Snells Verhältnis zu ihm von Anfang an ambivalent. Er schätzte Knoche als Wissenschaftler, hielt ihn aber für einen ausgemachten »Nazi« und vermied möglichst den Kontakt mit dem neuen Kollegen, der, oft unsicher und ungeschickt in seinem Auftreten, sicherlich auch nicht immer das richtige Wort fand. Im Kreis der ausnahmslos oppositionell eingestellten Altertumswissenschaftler (neben Snell der Althistoriker Hans Rudolph und der Archäologe Eugen von Mercklin) fand Knoche wenig Kontakt. Wenn er sich um die Gunst der Mächtigen bemühte und den Kontakt zu der nationalsozialistischen Gruppe und den nationalsozialistischen Funktionsträgern in der Fakultät suchte, geschah dies wohl zum Teil aus Opportunismus, zum Teil aber auch unter dem Eindruck der eigenen Isoliertheit. Wolf-Hartmut Friedrich, der 1938 in Hamburg habilitiert wurde, erinnerte sich daran, dass ihm damals das Verhalten Knoches wie »das eines streberischen Klassenprimus« erschien, »der es mit den Lehrern hält, es aber mit den Mitschülern nicht ganz verderben will«. <sup>207</sup> Schon nach wenigen Semestern, am 12. Mai 1941, wurde Ulrich Knoche zur Wehrmacht einberufen. Wie bereits in den Jahren 1937 bis 1939 nach Kapps Zwangsemeritierung vertrat Snell bis über das Ende des Krieges hinaus wieder allein die Klassische Philologie – Griechisch und Latein – in Hamburg.

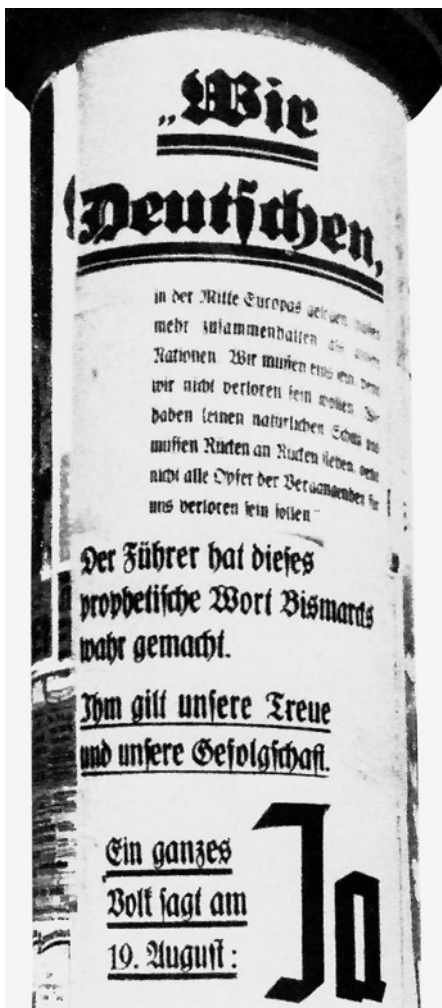
Man darf davon ausgehen, dass auch unter der scharfen ideologischen Führung der Nationalsozialisten die Universität im Selbstverständnis der Professoren bis zu einem gewissen Grad immer noch ein Ort eigener Maßstäbe war (es sei denn, es ging um Fragen der »Rasse«) und dass die Kollegialität der Professoren ein engeres Band darstellen konnte als die Parteigenossenschaft. »Die Geschlossenheit des Standes müsse gewahrt bleiben«, schrieb Ulrich Knoche. <sup>208</sup> So verhalf Gustav Adolf Rein, Rektor der Hansischen Universität der Jahre 1934 bis 1938, der maßgeblichen Anteil an der Gleichschaltung der Hochschule und der Einführung des »Führerprinzips« hatte, dem politischen Gegner Bruno Snell nach einigen Schwierigkeiten doch zur Genehmigung einer Forschungsreise ins Ausland. Snell hatte die Einladung zum »5. Internati-

onalen Kongress für Papyrologie« erhalten, der vom 30. August bis 3. September 1937 in Oxford stattfinden sollte. Er war aufgefordert, über »Neues aus den Pindarpapyri« zu berichten. Jetzt musste er eine Ablehnung befürchten. Da die Zeit drängte, suchte Snell am 22. Januar 1937 den Rektor zu einem klärenden Gespräch auf, das aber offenbar nicht den gewünschten Erfolg brachte.<sup>209</sup> Noch am selben Tage richtete Snell einen persönlichen Brief an Rein. Snells Brief bewirkte, dass dieser den Antrag mit einer eigenen positiven Bewertung an das Ministerium weiterleitete:<sup>210</sup>

Da ich Professor Snell persönlich als Ehrenmann genau kenne, stelle ich die Bedenken, dass er in keinem aktiven Verhältnis zur politischen Bewegung steht, zurück; ja, ich befürworte die Genehmigung der Reise, da durch das Verbot der Reise, zu der Devisen kaum erforderlich sein werden, auch wenn die Begründung der Absage nicht ausgesprochen wird, im Rahmen der oben berührten wissenschaftlichen Belange eine Schädigung des deutschen Interesses zu erwarten wäre.

Dennoch war der politische Druck auf diejenigen, die »in keinem aktiven Verhältnis zur politischen Bewegung« standen, hoch und für Personen, die wie Bruno Snell gelegentlich leichtsinnige Äußerungen machten, durchaus nicht ungefährlich.<sup>211</sup> Knoche schrieb in seinem langen Rechtfertigungsbrief für sein Verhalten unter dem Nationalsozialismus an Snell am 12. Juni 1946: »Denken Sie doch bitte einmal daran, wie tatkräftig und erfolgreich ich mich für Sie eingesetzt habe, als die Partei Sie wegen des berühmten ›Spottes über nationalsozialistische Symbole‹ kaltstellen wollte!«

Gab es unter diesen Umständen eine Möglichkeit, sein Nicht-Einverständnis zum Ausdruck zu bringen, ohne sich und seine Angehörigen zu gefährden? Eine spezifische Äußerungsform war der politische Witz, der schon vor 1933 gepflegt worden war, damals vor allem als jüdischer Witz. Jetzt diente er der mehr oder minder verdeckten Verständigung unter oppositionell Eingestellten und brachte in pointierter Verkürzung Überlegungen und Beobachtungen zum Ausdruck, deren Verbreitung oder offene Diskussion unter der Diktatur des Regimes sonst undenkbar war. Der politische Witz konnte die

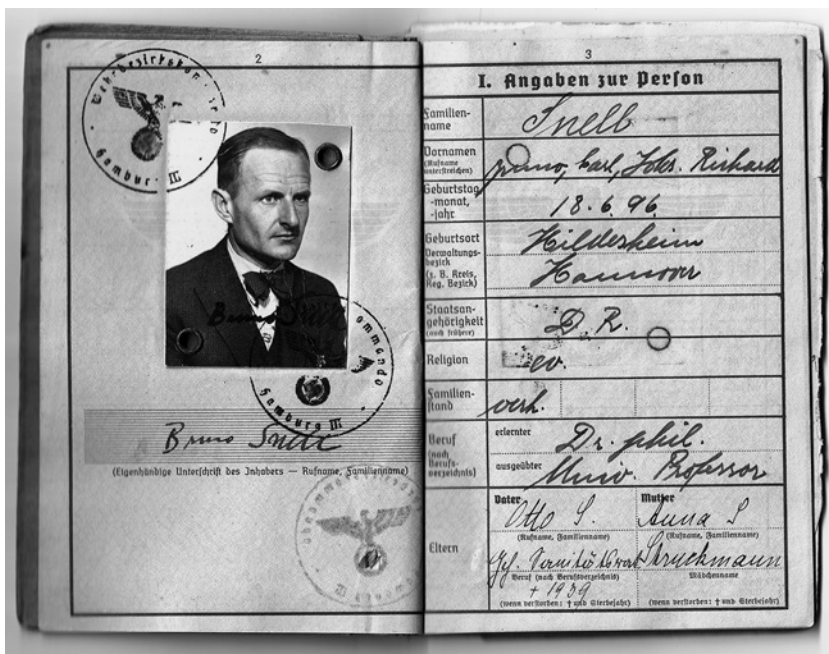


Aufruf zur Wahl Hitlers zum Reichspräsidenten  
am 19. August 1934

finsternen Zeiten für einen Moment erträglicher machen; trotz des politischen Drucks war eine Distanzierung möglich.

Eine besondere Genugtuung lag natürlich darin, einen Witz über das Regime in aller Öffentlichkeit zu präsentieren, ihn zugleich aber durch die Besonderheit seiner Formulierung unangreifbar zu machen. Dieses Kunststück gelang Snell 1935 in einem wenig mehr als eine Druckseite umfassenden wissenschaftlichen Beitrag zu drei Textstellen in den »Metamorphosen« des Apuleius,<sup>212</sup> in denen das »unmelodische Schreien« des Esels eine Rolle spielte. Snell wies nach, dass an der betreffenden Stelle dem lateinischen Text des Apuleius ein griechischer Witz zugrunde liegt. Als nämlich der in einen Esel Verwandelte bemerkt, dass er eines Kapitalverbrechens beschuldigt wird, will er in griechischer Sprache rufen: »ὐ τοῦτο ἐποίησα« (Nein, ich habe das nicht getan!). Er bringt aber trotz allen Bemühens nur immer wieder die griechische Negation »ου – ου« hervor, was im Griechischen als der typische Eselsruf wiedererkannt werden konnte, entsprechend dem deutschen »I-ah«. »Es stellt sich also heraus«,

schrrieb Snell, »dass das einzige wirkliche Wort, das ein griechischer Esel sprechen konnte, das Wort für ›nein‹ war« – damit war die philologische Pointe bereits ausgesprochen, aber Snell setzte noch eine weitere hinzu: »während die deutschen Esel immer nur ›ja‹ sagen.« Wer hätte das leugnen wollen?



Snells »Wehrpass«, ausgestellt im Jahr 1940. Snell wurde nie zum Militär einberufen, weil 1935 eine leichte Form von Diabetes mellitus bei ihm diagnostiziert wurde

Schon aus der allgemeinen Aussage dieses Nachsatzes mochte der deutsche Leser eine nicht unbedingt schmeichelhafte Mitteilung herauslesen. Aber es gab noch einen zweiten, aktuellen und explizit politischen Bezugspunkt: Im Sommer 1934 prangten an allen Litfaßsäulen Plakate mit dem Aufruf: »Ein ganzes Volk sagt am 19. August ja!«<sup>213</sup> Es ging um die nachträgliche »Volksbefragung« zu einem bereits am 2. August erlassenen Gesetz, demgemäß nunmehr nach dem Tod Hindenburgs das Amt des Reichspräsidenten mit dem des Reichskanzlers zusammengeführt wurde. Weit über 80 Prozent der Deutschen sagten »ja« zu Hitler als »Führer und Reichskanzler«.

Snell erklärte später, dass es diese Situation war, »deretwegen ich den letzten Satz (und den ganzen Aufsatz) schrieb«.<sup>214</sup> Der Wortlaut war so gewählt, dass man ihm keine »volksverhetzende Propaganda« hätte nachweisen können, aber das Risiko eines bösen Verdachts vonseiten damals maßgeblicher Stellen bestand schon und damit die Ge-

fahr einer Rache bei gegebener Gelegenheit. Der Herausgeber des »Hermes« – es war Wolfgang Schadewaldt –, der den von Snell beabsichtigten Hintersinn mit Sicherheit erkannte, zeigte dieselbe Risikobereitschaft wie Snell, indem er den Aufsatz drucken ließ.

## Während des Krieges: Opposition in kleinem Kreis und Vorbereitung auf die Zeit nach Hitler

Bereits vor Ausbruch des Krieges war Snell zu der Ansicht gekommen, dass es wichtig sei, Vorbereitungen zu treffen für die Zeit nach Hitler. Bonmots und Witze mochten kurzfristig über manchen Ärger hinweghelfen, doch um nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes, auf den Snell hoffte, beim Aufbau eines neuen Deutschlands mithelfen zu können, war eine konstruktive Oppositionshaltung nötig. Es mussten Vorkehrungen getroffen werden, um in einer zukünftigen demokratisch verfassten und humanistisch geprägten Gesellschaft tätig werden zu können. Es galt, die unerfreuliche Gegenwart der Hitler-Diktatur zu ignorieren, die Planung der Zukunft musste schon jetzt, in den Jahren 1937/38, beginnen. An die Gründung neuer Organisationen war nicht zu denken, aber eine bereits existierende unverdächtige Einrichtung des Hamburger Bürgertums wie die Deutsch-Griechische Gesellschaft (DGG) konnte in eine breitere Öffentlichkeit wirken und – wie Snell es später der britischen Besatzungsmacht gegenüber formulierte – nützlich sein »to propagate the tendency of European humanism«. <sup>215</sup> Die DGG war bereits 1914 am Vorabend des Ersten Weltkrieges von monarchistisch-konservativ eingestellten Kreisen der Wissenschaft (Byzantinistik), Wirtschaft und Diplomatie in Deutschland und Griechenland gegründet worden. Auch der Archäologe Georg Karo (1872-1963), damals Direktor des Kaiserlichen Deutschen Archäologischen Instituts in Athen, war beteiligt. <sup>216</sup> Die Hamburger Ortsgruppe entstand 1918 noch kurz vor dem Ende des Ersten Weltkrieges. Die DGG wirkte in der Folgezeit als eine Interessengruppe zur Förderung des deutsch-griechischen Handels- und Kulturaustauschs. So war es auch noch am 2. März 1938, als Bruno Snell den Vorsitz der Hamburger Deutsch-Griechischen Gesellschaft übernahm. Unter ihm rückten vor allem geisteswissenschaftlich relevante Themen in den Mittelpunkt des Interesses, ein Wechsel, der von den Mitgliedern aus dem Hamburger Bürgertum begrüßt und mitgetragen wurde. Aus der beschaulich-bürgerlichen Gesellschaft mit vorwiegend kommerziellen Interessen entwickelte sich angesichts der Bedrohung vertrauter kultureller Werte eine Gemeinschaft Gleichgesinnter, die mit der NS-

Diktatur nicht einverstanden waren. Die öffentlichen Vorträge fanden breite Zustimmung bei einer traditionsbewussten und kulturbehafteten Gruppe Hamburger Bürger und wurden zu gesellschaftlichen Ereignissen in einer tristen Zeit. Snell ließ besonders die Dichtung und die Künste zu Wort kommen, die bereits Dilthey als seismographische Medien des Geistes galten, in denen sich das jeweils Neue als neue Bewusstseinsform ankündigte. Wie zu erwarten, legte Snell in der Deutsch-Griechischen Gesellschaft einen deutlichen Schwerpunkt auf die griechische Antike. Ausgehend von der griechischen Geistesgeschichte sprach er von jenem die Nationen übergreifenden Prozess des Geistes, der die europäischen Staaten verband. Solche Gedanken entsprachen dem weltoffenen hanseatischen Traditionsverständnis und entwickelten eine immunisierende Wirkung gegenüber den rüden Parolen der nationalsozialistischen Wortführer.<sup>217</sup> Bereits der Begriff »Geist« konnte als oppositionelle Vokabel gelten, während der Nationalsozialismus und seine Vertreter als Verkörperung des Ungeistes – anfangs noch im Sinne von mangelnder Bildung – angesehen wurden. Ein 1942 von der Deutsch-Griechischen Gesellschaft veranstalteter Rezitationsabend mit Sappho-Versen, vorgetragen von der Schauspielerin am Hamburger Schauspielhaus Maria Wimmer, wurde wahrgenommen als Aufruf zur Humanität in Zeiten gegenwärtiger Barbarei. Allein schon das rezitierte Wort, der Vortrag der Verse Sapphos, konnte als eine Manifestation des Geistes gelten und wurde von einem hellhörigen Publikum als oppositionell verstanden.<sup>218</sup>

Vernehmlicher wurde das »in tyrannos« allerdings, wenn Helmut Gmelin (1891-1959), Schauspieler am Hamburger Schauspielhaus, am 23. März 1942 die »Antigone« des Sophokles mit großem Erfolg im Haus der Patriotischen Gesellschaft rezitierte.<sup>219</sup> In der Folge wurde auch deutlich, dass man sich bei den nationalsozialistischen »Aufpassern« mit solchen Aktionen nicht gerade beliebt machte. Noch im März 1945 wurde Gmelin in Untersuchungshaft genommen, bald aber wieder frei gelassen.<sup>220</sup> Snell berichtete im Gespräch, es sei in der Zeit des Hitler-Regimes sehr nützlich gewesen, dass auch der griechische Konsul und andere Griechen, teils Geschäftsleute wie der Zigarettenfabrikant Constantinos Kyriazi (1891-1962),<sup>221</sup> an den Treffen und Vorträgen der DGG teilnahmen, »denn die Auswärtige Politik im ›Dritten Reich‹ war, dass man die Beziehungen zu Ausländern möglichst nicht

stören wollte. Jetzt konnten wir in der DGG viele Veranstaltungen machen, die frei von Nationalsozialismus waren und hatten einen gewaltigen Zustrom von Zuhörern.«<sup>222</sup>

Im Herbst 1943 war anlässlich des 25-jährigen Jubiläums der DGG eine Vortragsreihe geplant, welche »das sich wandelnde Nachleben der Antike an den bedeutungsvollen Etappen der abendländischen Entwicklung aufzeigen« sollte.<sup>223</sup> Es war geplant, in 15 Vorträgen an konkreten Beispielen zu zeigen, wie frühe Ausformungen des von den Griechen entdeckten Geistes in unterschiedlichen Phasen der europäischen Geistesgeschichte neue Bedeutung erlangten. Trotz der Bombardierung Hamburgs im Juli/August 1943 und der Zerstörung weiter Teile der Stadt wurde die geplante Reihe im Wesentlichen durchgeführt, auch wenn nicht alle der vorgesehenen Lesungen stattfanden.<sup>224</sup> Im Dezember 1944 gründete Snell die Zeitschrift »Antike und Abendland«. Die Veröffentlichung der Vortragsmanuskripte unter diesem programmatischen Titel stieß allerdings auf viele Schwierigkeiten, die in der »Ungunst der Zeiten« begründet waren. »Dieser Band ist ein Bruchstück dessen, was er hätte werden sollen«, schrieb Snell im Vorwort vom Dezember 1944.<sup>225</sup> Die Publikation erschien noch im Februar 1945 in 200 Exemplaren im Marion von Schröder Verlag in Hamburg, finanziert von der DGG, konnte allerdings »über die Buchläden der näheren Umgebung Hamburgs infolge der kriegerischen Ereignisse kaum hinauskommen«, wie Snell im Vorwort des zweiten Bandes der Zeitschrift anmerkte. Das änderte sich allerdings, nachdem die Anfangsschwierigkeiten und die Folgen der Währungsreform 1948 überwunden waren. »Antike und Abendland«, inzwischen bei De Gruyter verlegt, versteht sich auch heute noch als »Forum für eine fächerübergreifende Diskussion von Themen aus dem Bereich der Antike und ihrer Wirkungsgeschichte«; 2022 erschien der 68. Band.

Als am 1. September 1939 mit dem Überfall auf Polen der Zweite Weltkrieg begann, verflohen bei den Oppositionellen die letzten Hoffnungen auf ein schnelles Ende des nationalsozialistischen Regimes. Der weit überwiegende Teil der Bevölkerung unterstützte Hitlers Politik, und als die ersten »Blitzkriege« gewonnen wurden, erreichte Hitler den Höhepunkt seiner Popularität. Opposition fand im kleinen Kreis statt. Snell gehörte einer Gruppe Hamburger und Lübecker Professoren an, »die sich abwechselnd in ihren Privatwohnungen tra-



fen«,<sup>226</sup> doch verfolgten die Teilnehmer auf ihren Treffen keine konkreten politischen Ziele, es handelte sich nicht um eine Widerstandsgruppe. Einige Professoren hatte sich zusammengefunden, »die Wissenschaft in Freiheit und unabhängig von politischen Eingriffen halten wollten«. <sup>227</sup> Man verstand sich als einen Kreis oppositioneller Wissenschaftler, die gegenseitige Sympathie zusammengeführt hatte, nicht ein politisches Programm. Snell sagte mir im Gespräch, man habe »sich gemeinsam geärgert und geschimpft, aber keine Pläne gemacht«. Zu diesem Kreis liberaler Professoren<sup>228</sup> gehörten neben Bruno Snell und Emil Wolff der Iberoromanist Rudolf Grossmann (1892-1980),<sup>229</sup> der Astronom Otto Heckmann (1901-1983),<sup>230</sup> der Pädagoge Wilhelm Flitner (1889-1990),<sup>231</sup> der Mathematiker Erich Hecke (1887-1947),<sup>232</sup> der Völkerkundler Franz Termer (1894-1968),<sup>233</sup> der Psychiater Hans Bürger-Prinz (1897-1976)<sup>234</sup> sowie aus Lübeck der Mediziner Karl Hansen (1893-1962) und der Physiker und Studiendirektor Ernst Zimmer (1887-1965). Dieser »liberale« Kreis existierte mindestens seit Dezember 1943.<sup>235</sup> Zuletzt erwähnt wird er in einem Brief Snells an seine Frau vom 14. Januar 1944: »Morgen Nachmittag haben wir unser Klübchen bei Bürger-Prinz.« Wahrscheinlich hat der Kontakt aber länger bestanden.

## »Unsere Wohnung ist völlig ausgebrannt« (25. Juli 1943)



Hamburg, Kriegsende Mai 1945. Trümmerlandschaft, aus einem Zug gesehen

Die »Operation Gomorrha« legte mit alliierten Luftangriffen zwischen dem 24. Juli und dem 3. August 1943 mehr als die Hälfte der Hamburger Wohnhäuser in Trümmer. 34.000 Menschen starben Schätzungen zufolge in dem Feuersturm, der durch die Brandbomben ausgelöst wurde. Auch Snells Wohnung wurde in der Nacht zum 25. Juli getroffen; die Familie hatte er rechtzeitig im Allgäu untergebracht. Am 29. Juli 1943 schrieb er aus Hamburg eine Postkarte an seine Schwester, die sich in Trenthorst bei Preetz in Holstein aufhielt:

Liebe Gertrud! Unsere Wohnung ist völlig ausgebrannt, mit Charlotte Voss<sup>236</sup> Hilfe habe ich aber einiges gerettet (wenig genug!). Das war in der Nacht von Sonnabend auf Sonntag.<sup>237</sup> Am Sonntag Abend brannte das Seminar, konnte aber gerettet werden, – obwohl der Brand am Montag Morgen und in der Nacht von Montag auf Dienstag wieder aufflackerte. Ich bin gestern Abend, nachdem ich meine Sachen notdürftig bei Bierichs untergebracht habe, hier-



Hamburg, Kriegsende 1945. Der zerstörte Hafen. Die Werftanlage auf Steinwerder



Das Universitätsgebäude, von der Rothenbaumchaussee aus gesehen, 1945

her nach Langenhorn<sup>238</sup> zu Wisplers gegangen, wo es im Vergleich zu Hamburg geradezu idyllisch ist. Dürfte ich aber wohl nach Trenthorst<sup>239</sup> kommen? Ich weiß nicht, ob ich nach Göttingen<sup>240</sup> durchkäme und kann auch nicht so weit von hier fortgehen, weil ich noch wieder hierher zurückkommen können muss.– Hoffentlich seid Ihr wohlauf.

Mit dem Hausrat verbrannte in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli 1943 Snells wertvolle Bibliothek,<sup>241</sup> so dass er zunächst auf die Seminarbibliothek angewiesen war. In die Zeit von Dezember 1943 bis Januar 1944 fiel aber auch der Umzug des Seminars für Klassische Philologie und des Seminars für Alte Geschichte von der Rothenbaumchaussee 5 zum Bornplatz 2, dem heutigen Allende-Platz,<sup>242</sup> so dass der Bücherbestand des Seminars in dieser Zeit nicht benutzt werden konnte.<sup>243</sup>

In dieser Situation mochte eine Vertretung im neutralen Ausland vom Oktober 1944 bis Juli 1945 verlockend erscheinen. Am 6. Juni 1944 schrieb der Dekan der Philosophischen Fakultät, der Romanist Fritz Krüger (1889-1974), an den zum Kriegsdienst eingezogenen Latinisten Ulrich Knoche: »Herr Snell ist gefragt worden, ob er während des nächsten Studienjahres [...] in Lissabon die Klassische Philologie vertreten will. Die Staatsverwaltung steht der Sache sympathisch gegenüber aus kulturpropagandistischen Gründen.« Knoche sollte dann nach Hamburg zurückkehren und die Klassische Philologie vertreten.<sup>244</sup> Aber der Plan, Knoches Freistellung vom Militärdienst zu erreichen, erwies sich als undurchführbar.

Auch in Königsberg war Snell Anfang Januar 1944 im Gespräch. Doch in Anbetracht der Lage an der Ostfront kamen doch sogleich Bedenken: »Wenn Du nur vor einem Ruf nach Königsberg verschont bleibst! Das wäre doch einfach fatal! Man kann doch nicht mehr so weit östlich gehen«, schrieb Herta Snell am 15. Januar 1944.

Wesentlich konkreter und aussichtsreicher waren die Gespräche mit Hans Drexler,<sup>245</sup> dem Klassischen Philologen und Rektor der Universität in Göttingen, den Snell noch aus dem Studium kannte. Am 27. Januar 1944 berichtete Snell seiner Frau:

Gestern bekam ich von Drexler, der jetzt Rektor in Göttingen ist, einen Brief, er bäte mich sehr dringend, ihn in Celle zu treffen, da



Das 1908 errichtete Gebäude des Fuhrunternehmens J.A.Schlüter (das Foto zeigt daneben Mehrfamilienhäuser der Gründerzeit, die im Krieg zerstört wurden) wurde 1928 von der Stadt aufgekauft und 1929/30 für den Universitätsbetrieb umgebaut (Fotos: vor 1914). Im zweiten Stock war die Klassische Philologie untergebracht



er mich unbedingt in einer Beratungsangelegenheit sprechen möchte. Nach Andeutungen, die Hofmann<sup>246</sup> seinerzeit im Ministerium in Berlin machte, wollen sie [Karl] Deichgräber, den Gräzisten in Göttingen, nach Frankfurt abschieben, und mich dafür nach Göttingen setzen. Die ganze Sache ist natürlich furchtbar streng geheim, – aber Du hast bei diesen Plänen ja schliesslich auch ein Wort mitzureden. Göttingen ja immerhin noch lieber als Königsberg, – aber Hamburg aufzugeben würde mir doch sehr schwer fallen. Was in Göttingen lockte, wären für meine Philologie: eine unzerstörte Bibliothek, eine nettere Fakultät und ein anständiges Seminar.

Der Gedanke, dass wir womöglich bald wieder eine eigene Wohnung hätten und zusammenziehen könnten, macht mich geradezu hüpfen.

Doch bereits Anfang Februar 1944 wurde Frankfurt durch Bombenangriffe stark zerstört. In einem Brief vom 9. Februar an Herta resümierte Snell: »Von Göttingen habe ich noch nichts wieder gehört, – da gestern schon wieder ein Angriff auf Frankfurt war, wird Deichgräber wohl kaum mehr Lust haben, dorthin zu gehen und die ganze Geschichte fällt ins Wasser.« Die Berufung nach Göttingen kam nicht zustande, Snell blieb in Hamburg, Klopstockstraße-Fontenay 6.



Das Seminar für Klassische Philologie der Universität Hamburg befand sich in dem Gebäude Rothenbaumchaussee 5 (Foto: 2003). Im Dezember 1943 erfolgte der Umzug in den »Perdestall« am Bornplatz 2

## Die Gründung des »Archivs für griechische Lexikographie« im Dezember 1944

Snell sah, dass die Anzeichen für den baldigen Zusammenbruch des Hitler-Regimes gegen Ende des Jahres 1944 zunahmen. Seine Ungeduld ist deutlich: Endlich sollte das Neue beginnen, auch in der Wissenschaft. Zugleich aber spielte noch eine andere Überlegung bei der Gründung des »Archivs für griechische Lexikographie« eine Rolle. Es gab das Gerücht, dass die alliierten Sieger die auf das Führerprinzip ausgerichtete Hansische Universität als nationalsozialistische Institution sogleich schließen würden. Ein Forschungsinstitut dagegen, wie das Archiv, wäre nach Snells damaliger Einschätzung von einer Schließung nicht betroffen gewesen.<sup>247</sup> Mit der »Einrichtung eines Archivs für griechische Lexikographie als besondere Abteilung am Seminar für Klassische Philologie« hoffte Snell, das Ende des nationalsozialistischen Regimes gut zu überstehen. Der an die »Staatsverwaltung, Hochschulwesen« gerichtete Antrag vom 9. Februar 1945 begann mit der lapidaren Feststellung: »Der Staatsverwaltung teile ich mit, dass ich am Seminar für Klassische Philologie ein Archiv für griechische Lexikographie gegründet habe.«<sup>248</sup>

Der Plan zu einem solchen Archiv lässt sich auf eine frühe Anregung der Britischen Akademie zurückführen. Bereits 1904 und 1913 wurde auf Tagungen der Internationalen Assoziation der Akademien über den Vorschlag beraten. Ernst Kapp hatte Snell Mitte der 1930er-Jahre auf die Notwendigkeit eines solchen Forschungsvorhabens aufmerksam gemacht.<sup>249</sup> Im Gespräch mit Snell hatte Kapp bereits jenen »älteren Plan« entwickelt, der davon ausging, dass das Zettelmaterial für einen »Thesaurus Linguae Graecae« als einer »Studien- und Auskunftsstelle« gesammelt werden sollte, wobei eine Publikation zunächst nicht vorgesehen war. Snell hoffte, auf diese Weise »im Laufe der Jahrzehnte den gesamten griechischen Sprachschatz zu erfassen«. Im Gegensatz zu dem Unternehmen eines »Lateinischen Thesaurus« in München sollte das griechische Projekt wegen des etwa um das Zehnfache größeren Wortbestandes in literarische Einzelgebiete eingeteilt werden. Man plante, die daraus erwachsenden Speziallexika dann in Teillieferungen zu drucken. Die (nachträgliche) Genehmigung des Projekts

durch die Hamburger Behörde erfolgte am 3. April 1945, wenige Wochen vor Kriegsende.<sup>250</sup> Als erster Teilbereich wurde die Sprache des frühgriechischen Epos in Angriff genommen, auch den (nicht ausgeführten) Plan eines Speziallexikons zu Aischylos erwähnte Snell in seinem Schreiben an die Hochschulverwaltung vom 9. Februar 1945. Offenbar wollte er das lexikographische Material und den sich darin abzeichnenden differenzierten Bedeutungswandel von Wörtern für weiterführende geistesgeschichtliche Untersuchungen nutzbar machen. An einem Hippokrates-Lexikon arbeitete man seit dem April 1945. Am 1. Oktober 1947 wurde das Archiv für griechische Lexikographie als Institut der Universität Hamburg mit einem eigenen Etat ausgestattet.<sup>251</sup> Aus den Arbeitsberichten der ersten Jahre bis 1950 geht hervor,<sup>252</sup> dass Snell bemüht war, weitere lexikographische Arbeiten zu anderen Autoren, die zum Teil von Einzelnen neben der beruflichen Tätigkeit betrieben wurden, im Sinne des Plans zu einem umfassenden griechischen Thesaurus mit dem Hamburger Archiv zu verbinden und nach allgemeinen Richtlinien zu vereinheitlichen. Bereits im Februar 1948 hat er im Anschluss an seine Forschungsreisen nach England und in die Schweiz Georg Picht (1913-1982) in Hinterzarten bei Freiburg aufgesucht,<sup>253</sup> der ein Platon-Lexikon plante. Es wurde verabredet, dass in Verbindung mit dem Archiv für griechische Lexikographie in Hamburg ein wissenschaftliches Speziallexikon zu den platonischen Schriften hergestellt werden sollte. 1949 berichtete Snell im »Gnomon«, dass das von Picht geleitete Platon-Archiv »am 1. Oktober mit Unterstützung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft [Vorgängerin der Deutsche Forschungsgemeinschaft] mit den Vorbereitungen zu einem Platon-Lexikon begonnen« habe.<sup>254</sup>

Snell war von Anfang an daran gelegen, auch Mitarbeiter aus dem Ausland zu gewinnen; am Ende des Berichtsjahres 1949/50 waren es 22. Hier erwiesen sich seine internationalen Kontakte zu Fachgenossen als hilfreich. Der Plan eines Homer-Lexikons fand auch außerhalb des deutschen Sprachraums ein positives Echo, ebenso wie der Gedanke eines Thesaurus Linguae Graecae. Die Fédération Internationale des Associations d'Études Classiques (FIEC) stellte bei der UNESCO den Antrag auf eine finanzielle Unterstützung, verband damit aber die Auflage, ein internationales Kuratorium zu benennen. Am 22. September 1950 konnte Snell der Hochschulabteilung der Schulbehörde mit-



teilen,<sup>255</sup> dass das Archiv für Griechische Lexikographie in Zukunft von der UNESCO finanziell unterstützt und auf Wunsch der FIEC den Namen eines Thesaurus Linguae Graecae führen werde. Eine Kommission ausländischer Gelehrter<sup>256</sup> werde dem Thesaurus Linguae Graecae zur Seite stehen und die Verwendung der Mittel überwachen.

Was Snell 1944 mit seiner Initiative ins Werk setzte, war ein Projekt lexikalischer Kleinarbeit im monumentalen Maßstab des 19. Jahrhunderts, ein wissenschaftliches Unternehmen ganz im Stile Theodor Mommsens, der Anfang der 1890er-Jahre mit seinem Gutachten wesentlichen Anteil an der Gründung des »Thesaurus Linguae Latinae« (ThLL) hatte. Dennoch war das Programm, das Snells Vorhaben zugrunde lag, modern und neu und unterschied sich in seinen Leitgedanken durchaus von den wissenschaftlichen Riesenbauten der Gründerzeit. Doch war es angesichts der von Snell befürchteten Schließung der Universität von Vorteil, an die traditionellen und populären Vorstellungen von großer Forschung anzuknüpfen. Ein Homer-Lexikon allein hätte nicht auf den gleichen Respekt hoffen können. Was das neue Unternehmen von ähnlichen des 19. Jahrhunderts, etwa den ThLL, unterschied, führte Snell selbst in der Darstellung seines Vorhabens in der »Glotta« 1953 aus: »Alle von der modernen Sprachwissenschaft und Philologie gewonnenen methodischen Grundsätze (Wortfeldforschung, innerhomerische Wortgeschichte im Sinne Leumanns, Strukturprobleme) werden in Anwendung gebracht.«<sup>257</sup> Es ging Snell keineswegs darum, lexikalisch fixierte Wortbedeutungen an bestimmten Textstellen zu verifizieren und in Kolonnen von Textbelegen zusammenzufassen. Vielmehr sollten – ausgehend von einer genauen Interpretation der Texte – die sich abzeichnenden Wortfelder in ihrer Differenzierung dargestellt und der Bedeutungswandel von Wörtern in ihrem Umfeld untersucht werden, um dann, soweit dies möglich war, das geistesgeschichtliche Moment in dem Entwicklungsprozess der Sprache aufzudecken.<sup>258</sup>

## Die kampflöse Besetzung Hamburgs am 3. Mai 1945 durch britische Truppen – Treffen zur »Reorganisation der Universität« am 6. Mai 1945

Am 14. April erfolgte der letzte schwere Luftangriff der britischen Luftwaffe auf Hamburg. Bei diesem Angriff wurde das Hauptgebäude der Universität so stark beschädigt, dass es danach lange Zeit nicht mehr genutzt werden konnte.<sup>259</sup> Am 18./19. April 1945 erreichten britische Truppen die Elbe bei Lauenburg. Nach dem Selbstmord Hitlers am 30. April übernahm sein Nachfolger, Großadmiral Karl Dönitz, den Oberbefehl im Norden. Am 1. Mai 1945 gab Dönitz, der sich bis dahin gegen eine Kapitulation der »Festung Hamburg« ausgesprochen hatte, nach Intervention von Rüstungsminister Albert Speer seine Einwilligung zu einer kampflösen Übergabe. Am 3. Mai um 18 Uhr erfolgte der Einmarsch britischer Truppen, um 18.25 Uhr übergab der Kampfkommandant Generalmajor Alwin Wolz die Hansestadt an den britischen General Douglas Spurling, fünf Tage vor der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 8. Mai, die am 7. Mai gegenüber Eisenhower in Reims und am 8./9. Mai im sowjetischen Hauptquartier in Berlin-Karlshorst erfolgte. Die britische Militärregierung ernannte am 14. Mai Rudolf Petersen zum Bürgermeister.<sup>260</sup>

Bereits am Sonntag, dem 6. Mai 1945, um 10.45 Uhr trafen sich die Professoren der »demokratischen Gruppe«<sup>261</sup> im Seminargebäude am Bornplatz 2, dem heutigen Allende-Platz: neben Emil Wolff und Snell der Pädagoge Wilhelm Flitner und der Völkerrechtler Rudolf Laun. Das Treffen fand im »Rektoratszimmer« des seit 1941 amtierenden Rektors, des Pharmakologen Eduard Keeser, statt.<sup>262</sup> Anwesend waren außerdem der Betriebswirt Curt Eisfeld sowie die Juristen Eduard Bötticher, seit dem 1. Mai 1944 Dekan der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät, und Hans Peter Ipsen, um mit juristischem Rat zur Verfügung zu stehen. Abgesehen von dem Rektor der Hansischen Universität Keeser handelte es sich um einen Kreis von Personen, die aktiv an der »Reorganisation der Universität« mitarbeiten wollten. Die Versammelten einigte sich darauf, dass die Fakultäten »nach Beratung« bereits am 7. Mai dem noch amtierenden Rektor »neue Dekane«

vorschlagen sollten, die dann von diesem »ernannt« wurden. Man wollte in dieser Übergangszeit »unter förmlicher Beachtung des geltenden Rechts zugleich materiell nach altem Recht« verfahren, wie es im Protokoll heißt.<sup>263</sup> Das »alte Recht« sollte allerdings auch wieder das zukünftige werden, Wolff hatte sich schon zu Beginn der Sitzung »für eine Rückkehr zum status ante 30.1.1933« ausgesprochen. Allen Teilnehmern war bewusst, dass es bei der Besprechung um erste Maßnahmen für einen Neuanfang ging. Insofern ist es berechtigt, »die Anfänge der ›Universität Hamburg« [...] auf die Tage zwischen der kampflosen Besetzung Hamburgs am 3. Mai und der Kapitulation des ›Dritten Reiches am 8./9. Mai« zu datieren,<sup>264</sup> auch wenn die Hansische Universität offiziell erst im November in Universität Hamburg umbenannt wurde.

Bedrängender noch als die Fragen des Neubeginns war eine andere Sorge, welche an diesem Sonntagmorgen die Gruppe bisheriger Oppositioneller und die Funktionsträger des im Zusammenbruch begriffenen NS-Regimes an jenem Sonntagmorgen zusammenführte. Man befürchtete die Schließung der Universität.<sup>265</sup> Wilhelm Flitner wies darauf hin, dass »die jetzt zu treffenden Maßnahmen [...] der Vorbereitung des Zeitpunkts [dienten], an dem über die Weiterführung oder Schließung der Universität zu entscheiden sein werde«.<sup>266</sup> In der Tat ordnete die britische Militärregierung die Schließung aller Universitäten in ihrem Bereich an, doch begrenzte sie diese Maßnahme, anders als von den Teilnehmern des Treffens befürchtet, auf das Sommersemester 1945.

Aus der damaligen Einschätzung der Lage heraus kam es den Teilnehmern der Zusammenkunft vom 6. Mai 1945 darauf an, möglichst schnell politisch unbelastete Persönlichkeiten an die Spitze der akademischen Beschlussgremien zu bringen, die in der Lage waren, die Universität glaubwürdig gegenüber der Militärregierung zu vertreten und eine Schließung abzuwenden. Snell und Laun wurden als zukünftige Dekane der Philosophischen und Staatswissenschaftlichen Fakultät, Flitner und Eisfeld als Prodekane »in Aussicht« genommen, Wolff, der bereits 1918, vor der Gründung der Hamburger Universität, an das damalige Kolonialinstitut berufen worden war und 1923/24 das Amt des Rektors der Universität bekleidet hatte, sollte eine Funktion an der Universitätsspitze übernehmen.<sup>267</sup> Snell berichtete später von



Wiedereröffnung der Universität Hamburg am 6. November 1945. Feierstunde in der Musikhalle

den vorausgegangenen Bemühungen, Wolff zur Übernahme des Rektorats zu bewegen:

Ich erinnere mich noch des sonnigen Mai-Nachmittags 1945, als sich einige Mitglieder verschiedener Fakultäten, die durch ein schwieriges System von Boten zusammengeholt waren, auf der südlichen Terrasse eines Hauses am Harvestehuder Weg trafen, zu einer Zeit, als man nicht telephonieren und als man nur zu Fuß durch Hamburg kommen konnte, und wo wir Emil Wolff zuredeten, wieder das Rektorat zu übernehmen.<sup>268</sup>

Bereits am folgenden Tag, am 7. Mai 1945, wurden in der ersten Sitzung der Philosophischen Fakultät Bruno Snell zum Dekan und Wilhelm Flitner zum Prodekan gewählt. Am 12. Mai fand die erste Sitzung des neuen Akademischen Senats statt, in der die neu benannten Dekane und Prodekane über die aktuelle Situation berieten.

## Entnazifizierung, »revolutionäre Aktionen« und »Renazifizierung«

Nach Ansicht der Teilnehmer der Beratung am 6. Mai befand sich die Universität in einer ihre Existenz gefährdenden Lage, in der innere Konflikte nur zu einer weiteren Schwächung führen konnten. Man war sich deshalb schnell darin einig, dass »»revolutionäre« Aktionen zur Reinigung des Lehrkörpers im ausschließlichen Gesamtinteresse der Universität zu unterbleiben« hätten.<sup>269</sup> Maßnahmen zur Entnazifizierung des Lehrkörpers sollten der Militärregierung vorbehalten bleiben. Die Aufgabe eines interfakultativen Ausschusses war es, anhand eines internen Fragebogens entsprechende Daten zu sammeln und diese der Militärregierung zur Verfügung zu stellen, »sobald und soweit« die Fakultäten »Entscheidungen über die Personalbereinigung« vornehmen könnten.<sup>270</sup> Eine zentrale Initiative der Universität zur Aufklärung der eigenen Rolle in der jüngsten Vergangenheit war nicht vorgesehen und erfolgte auch im späteren Verlauf der Entnazifizierung nicht. Bereits bei dem Treffen am 6. Mai 1945 etablierte sich hinter der Argumentationslinie, dass die Existenz der Universität auf dem Spiel stehe, eine defensive Strategie, die auf die Geschlossenheit der Professorengruppe abzielte.<sup>271</sup> Dem Gesichtspunkt der Kontinuität wurde besondere Bedeutung beigemessen, so dass sich die Universität als ein wertvolles, »im Kern gesundes« Traditionsgut verstehen konnte, das auch über die Zeit der Diktatur hinweg unbeschädigt weitergegeben und wieder in Betrieb genommen werden konnte. Auf der Grundlage eines solche Selbstverständnisses war dann nur noch eine »Reorganisation« der Universität nötig, wie es im Protokoll des Treffens vom 6. Mai 1945 hieß, es bedurfte lediglich einiger glättender Maßnahmen.

Der zukünftige Rektor Wolff setzte von Anfang an auf das verbindende Prinzip der »Kollegialität«. Der leitende Gesichtspunkt war bereits in der Anfangsphase, dass »die Universität als korporativer Personenverband vor allem der Ordinarien möglichst intakt bleiben [sollte], auch über die politischen Trennlinien hinweg«. <sup>272</sup> Das Ziel war, schnell wieder die Funktionsfähigkeit der Institution zu gewährleisten. Statt auf revolutionäre Massenentlassungen setzte Wolff auf eine längere evolutionäre Anpassungsphase, in der verdienstvolle Wissenschaftler, die in

den vorausgehenden zwölf Jahren mit den Nationalsozialisten sympathisiert hatte, ihre Haltung überdenken und korrigieren konnten. In Ergänzung dazu stellte der neu zusammengetretene Senat der Universität in seiner ersten Sitzung am 12. Mai fest, »dass die Dozenten, deren Verbleiben an der Universität erwünscht ist, nur zu halten sind, wenn man scharf gegen diejenigen vorgeht, deren Mitarbeit nicht weiter in Frage kommt«. <sup>273</sup> »Zu stark belastete« Fakultätsmitglieder sollten von sich aus zurücktreten, bevor die Besatzungsbehörden tätig würden.

Allerdings dachten die ehemaligen Protagonisten der nationalsozialistischen Hochschulpolitik an der Hansischen Universität zunächst gar nicht daran, »zurückzutreten« oder sich auch nur aus der aktiven Hochschulpolitik und der akademischen Selbstverwaltung zurückzuziehen. Dies zeigte sich in dem äußerst selbstbewussten Auftreten von Gustav Adolf Rein und Wilhelm Gundert in der Vollversammlung der Philosophischen Fakultät am 19. Mai 1945. Zu Beginn dieser ersten Fakultätssitzung nach der Kapitulation des Hitler-Regimes hatte der gerade zum Dekan gewählte Bruno Snell »auf die Nachteile und Schäden hin[gewiesen], die dem Forschungs- und Lehrbetrieb durch die Politik der Nationalsozialisten entstanden waren«. Er betonte die »Schwierigkeiten, die der Wiederherstellung des Namens und Ansehens der deutschen Wissenschaft im Wege stehen, zumal der Nationalsozialismus Deutschland aus der Gemeinschaft der Kulturvölker herausgerissen hat.« <sup>274</sup> Darauf antwortete der ehemalige Rektor der Jahre 1934 bis 1938 und Snells Vorgänger als Dekan der Philosophischen Fakultät, <sup>275</sup> der Historiker Gustav Adolf Rein, mit einer Provokation: Er bedaure, wie es im Protokoll heißt, »dass der Dekan in seinen Ausführungen auf das politische Gebiet übergegriffen hat« – und dies, nachdem Rein selbst 1932 die »politische Universität« im Sinne der Nationalsozialisten gefordert hatte –, »wobei er sich inhaltlich an das Vorbild der englischen Propaganda anlehnte. Ein Urteil über die verflossenen zwölf Jahre nationalsozialistischer Herrschaft werde die Geschichte fällen. Politische Themen gehörten nicht in die Fakultätssitzung.« Ergänzend fügte ein anderer Wortführer der »verflossenen zwölf Jahre«, der Japanologe Wilhelm Gundert, Reins Nachfolger im Amt des Universitätsrektors für die Jahre 1938 bis 1941 und danach bis zum 17. Mai 1945 Leiter des Politischen Fachgemeinschaft der Fakultäten, <sup>276</sup> noch die Bemerkung hinzu: Snell »hätte seine Meinung bzw. sein Urteil in der

nationalsozialistischen Zeit jederzeit äußern können, zumal ihm in der Fakultät jede Freiheit dazu geboten gewesen wäre«, doch habe er das nie getan. Daraufhin erklärte Wolff – offenbar am Ende seiner Geduld –, es bestehe die Notwendigkeit, die »vergangenen Tatsachen« festzustellen, und diese Notwendigkeit bestehe auch »unabhängig von der Militärregierung«.

Einer der nicht sehr zahlreichen Kritiker des gemäßigten Vorgehens gegen ehemalige Sympathisanten der Nationalsozialisten und ein Befürworter tiefgreifender Umorientierung nach der zwölfjährigen Diktatur war der Mathematiker Hans Zassenhaus (1912-1991), der 1948 als junger Wissenschaftler Deutschland verließ und später als Forscher und Universitätslehrer internationales Ansehen genoss.<sup>277</sup> In einem Brief an Snell vom 3. Juni 1947 sprach er von einer »Renazifizierung« der Universität: »angesichts der Alternative: Vernichtung der Existenz oder Wiedereinsetzung verdienter Gelehrter, tertium non datur, schien das Zweite unumgänglich. [...]. Die Renazifizierung setzte ein und war etwa dieses Frühjahr beendet.«

Nach britischer Auffassung war die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit in erster Linie eine Aufgabe der Deutschen selbst. Die Entnazifizierung konnte nur dann Aussicht auf Erfolg haben, wenn die Anweisungen der Militärregierung in Eigenregie durchgeführt wurden, das entsprach der in langer Kolonialtradition entwickelten und erprobten »indirect rule«. Mit der Public Safety Special Branch, der obersten Entnazifizierungsbehörde, bei der die letzte Entscheidung lag, behielt die britische Militärregierung das Heft in der Hand, doch beteiligte man bereits früh deutsche »beratende Ausschüsse« (Advisory Councils, seit August 1945 Advisory Boards). Ende September 1945 wurden auf Vorschlag der britischen Kontrollkommission deutsche Beratungsgremien eingesetzt.<sup>278</sup> Die britischen Entnazifizierungsstellen setzten wie auch die Universität bei ihrer internen Befragung auf den Fragebogen; das Formular von 1946 enthielt 133 Fragen. Diese Selbstauskunft bildete die Grundlage der Entscheidung, konnte im Einzelfall aber durch Aussagen weiterer Personen ergänzt werden. In der Zonen-Exekutiv-Anweisung Nr. 3 vom 17. Januar 1946 wurde ausdrücklich dazu aufgefordert, »die Mitarbeit der Deutschen beim Entnazifizierungsprozess in einem möglichst großen Umfang zu erreichen«. <sup>279</sup> Man bildete deutsche Hauptausschüsse, denen Unterausschüsse von drei

Personen zugeordnet waren, deren Aufgabe es war, die Fragebögen auszuwerten und gegenüber den Hauptausschüssen Empfehlungen auszusprechen.

Die neue Phase der Entnazifizierung, von der Zassenhaus in seinem Brief an Snell sprach, begann in Hamburg am 1. Mai 1947. Bereits im Mai – und nicht erst im Ende September, wie im übrigen britischen Besatzungsgebiet – wurde die Entnazifizierung von deutschen Beratungs- und Entscheidungsgremien in eigener Verantwortung durchgeführt.<sup>280</sup> Beratende Ausschüsse sichteten und beurteilten das von ihnen gesammelte Material, bevor sie es an den neu eingeführten Fachausschuss übergaben. Gegen die Entscheidung der Fachausschusses konnten die Betroffenen innerhalb von 14 Tagen Berufung einlegen. Die Entscheidung fiel dann im Berufungsausschuss. Für umstrittene Einzelfälle gab es als letzte Instanz noch den Leitenden Ausschuss, dem der Zweite Bürgermeister vorsah. Die meisten Entlassungen hatte die Philosophische Fakultät aufzuweisen. Bruno Snell, der den sehr milden Kurs der Mehrheit der Professoren nicht unterstützte, nutzte hier als Vorsitzender des Fachausschusses zur Entnazifizierung seinen Einfluss, um die Entnazifizierung in einem gründlichen investigativen Verfahren zielstrebig voranzutreiben.<sup>281</sup>

Snell stand in brieflichem Kontakt mit Ernst Kapp, dem ursprünglichen Inhaber des zweiten Lehrstuhls für Klassische Philologie, der 1937 von den Nationalsozialisten entlassen worden war und seit 1938 in der Emigration lebte, und wusste, dass Kapp gern wieder aus New York nach Hamburg zurückgekehrt wäre. Am 12. Juni 1945 regte Snell in der Sitzung des Universitätssenats an, Kontakt zu den vertriebenen Wissenschaftlern aufzunehmen, in »zunächst unverbindlicher Form«.<sup>282</sup> In der Sitzung am 6. Juli sprach er das Thema erneut an. Daraufhin erklärte Wolff, rückkehrwillige Emigranten sollten »Anträge auf Wiedereinstellung in der Behörde einreichen«.<sup>283</sup> Auf der ersten Tagung der Göttinger Hochschulrektorenkonferenz am 26. bis 27. September 1945 erfolgte dann der Beschluss, den von den Nationalsozialisten vertriebenen Hochschullehrern »ihre früheren Stellen offenzuhalten«. Zwar zeigt die in Göttingen vorausgegangene Diskussion, dass diese Entscheidung nur durch die Einflussnahme der britischen Militärregierung zustande gekommen war. Doch war damit grundsätzlich, wenn auch widerwillig, das Vorrecht der vertriebenen Hochschullehrer anerkannt.



Einer Rückkehr von Ernst Kapp aus dem Exil stand allerdings entgegen, dass 1937 Ulrich Knoche als sein Nachfolger auf die Stelle berufen worden war. Knoche war in den Jahren von 1938 bis zu seiner Einberufung 1941 in Hamburg tätig gewesen und hielt sich demgemäß für den legitimen Stelleninhaber. Doch nach Snells Einschätzung war die Sachlage eindeutig. Er hielt Knoche für nicht geeignet, weiterhin als Universitätslehrer tätig zu sein, weil er sich »mit den unheilvollen Ideen befreundet« habe, »die uns hierher geführt haben« (Brief an Knoche vom 2. Juni 1946).

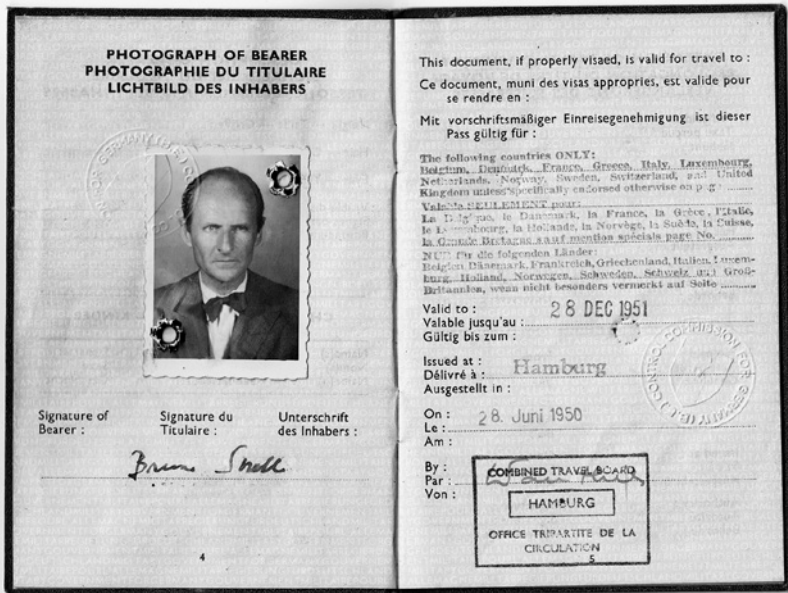
Nach Überprüfung des Fragebogens von Ulrich Knoche kam der beratende Ausschuss am 2. Mai 1946 zu dem Ergebnis, dass Knoche wegen seiner engen Verbindung zu den nationalsozialistischen Aktivisten an der Universität für die Lehre ungeeignet sei.<sup>284</sup> Er wurde am 17. Mai 1946 entlassen.<sup>285</sup> Durch seine Entlassung sah Knoche sich aus seinem Beruf gedrängt, weitere wissenschaftliche Arbeit schien ohne seine bei den Bombenangriffen auf Hamburg verlorene Bibliothek und fernab von einer Universitätsstadt unmöglich. Da ihm der Lehrstuhl nach seiner Meinung ohne Parteiprotektion zugesprochen worden war, glaubte er sich ungerecht behandelt. In einem Briefwechsel mit Knoche vom März 1946 bis Ende 1947 trug Snell diesem seine Bedenken gegen eine Rückkehr vor, die Knoche mit eigenen Stellungnahmen und bei einem persönlichen Treffen in Hamburg am 24. Mai 1946 zu zerstreuen suchte, ohne Snell aber überzeugen zu können. In der Tat hatte Knoche einige Äußerungen getan, die Snells Bedenken rechtfertigen konnten.<sup>286</sup> Dem stand allerdings die Beurteilung des Göttinger Altphilologen Max Pohlenz von 1946 entgegen, Knoche sei niemals »aktivistisch hervorgetreten. Das hätte auch seinem ganzen Wesen nicht entsprochen«.<sup>287</sup> Jeder, der Knoche kannte, wird Letzterem zugestimmt haben. Wolf-Hartmut Friedrich, der Knoche als ein Opfer der Umstände und eigener Ungeschicklichkeiten sah, schrieb mir am 29. Juni 1985: »Knoche hatte weder Glück noch Stern, er hätte ein besseres Los verdient. Die Erinnerung an ihn ist zum Melancholischwerden.«

Während Friedrich nach mehr als 45 Jahren von »harmlosem Opportunismus« sprach (Brief vom 18. Juli 1985), hielt Snell Knoche für einen veritablen und unbelehrbaren Nationalsozialisten. Wenn er am 22. Juni 1946 an Knoche schrieb: »Selbstverständlich hat die Rücksicht auf Herrn Kapp oder auf sonst irgend etwas, das nicht zur Sache

gehört, nicht die geringste Rolle bei Ihrem Verfahren gespielt. Herr Kapp wird und kann zurückkehren, auch wenn sein Lehrstuhl nicht frei ist«, wird man ihm glauben müssen, dass es ihm vorrangig um die Frage der Eignung für den Neubeginn nach zwölf Jahren der Diktatur ging. Es gab für ihn keine zwei gleichberechtigten Ansprüche. Snell befürwortete den Neuanfang an der Universität. Nach seinem Verständnis stand die akademische Lehre nicht isoliert für sich, sondern war mit der staatsbürgerlichen Erziehung zur Demokratie verbunden. Die Universität sollte Teil einer offenen Gesellschaft sein. Über Snells Bemühungen um eine Universitätsreform wird im Weiteren noch zu sprechen sein.

Im Juni 1947 befasste sich der zuständige Fachausschuss für die Denazifizierung mit Knoches Einspruch gegen seine Entlassung. Vorsitzender des Ausschusses war Bruno Snell. Knoche erreichte eine Teilrevision.<sup>288</sup> Knoche befand sich damals in einer finanziellen Notlage und durch die schwere Erkrankung seiner Frau auch in einer schwierigen persönlichen Situation. Der Fachausschuss stufte ihn als »Mitläufer« in die Kategorie IV ein. Er sollte weiterhin als Universitätslehrer tätig sein können, doch Hamburg würde ihm verschlossen bleiben. Offenbar glaubte der Ausschuss, damit einen praktikablen Kompromiss gefunden zu haben. Allerdings verlor diese Entscheidung, in der sich politisch-formale und humanitäre Gesichtspunkte vermischten, ihre Geradlinigkeit. Es war nicht unmittelbar einsichtig, warum ein »Nazi« allein von der Universität Hamburg ferngehalten werden sollte, während er an allen anderen Universitäten gut aufgehoben gewesen wäre.

Es gelang Knoche, mit dem Hinweis, dass dieser Widerspruch »bei jeder Bewerbung anderwärts [...] gewiss Befremden hervorrufen« werde (Brief an Snell vom 7. August 1947), Snell zu veranlassen, ihm einen »Persilschein« auszustellen, wie er damals hundertfach ausgestellt wurde, um mehr oder minder »Belasteten« durch eine beschönigende Darstellung ihres Wirkens in der NS-Zeit die Rückkehr an ihren Arbeitsplatz und in die Gesellschaft zu ermöglichen. In diesem Fall erbat Knoche eine besondere Begründung für die Sperrung Hamburgs; Snell sollte eben genau das bestätigen, was er gegenüber Knoche wiederholt in Abrede gestellt hatte und was im Fachausschuss bei der Bewertung des Falls Knoche tatsächlich keine Rolle gespielt hatte: die Priorität der Wiedergutmachung an Ernst Kapp.



Snells Reisepass vom 28. Juni 1950

Ein »Persilschein« zielte seiner ganzen Anlage nach auf die Rehabilitierung der in Frage stehenden Person; er diente vorrangig dem Weißwaschen und nicht der Wahrheitsfindung. Dieses Ziel der Rehabilitierung unterstützten auch die von Knoche erbetenen Angaben. Alle Aussagen sollten allerdings nur für Bewerbungen außerhalb Hamburgs gelten, so die Absprache zwischen Snell und Knoche.

Snell war für das Wintersemester 1947/48 eine Beurlaubung für Vorträge an den Universitäten Oxford und Zürich und für Arbeiten an griechischen literarischen Papyri in London, Oxford und Cambridge bewilligt worden. Neben seinen anderen Aufgaben war er vollauf mit der Vorbereitung der Reise beschäftigt.<sup>289</sup> Vor seiner Abreise, am 19. August 1947, schickte er in Eile die von Knoche gewünschte Erklärung ab.<sup>290</sup>

In Snells Schreiben hieß es, Knoche habe sich in seiner Tätigkeit an der Universität Hamburg »bestens bewährt«. »Durch seinen immer rein sachlichen und wissenschaftlich hochstehenden Unterricht hat er auf die Studenten den besten Einfluß ausgeübt.« Da der damals ent-

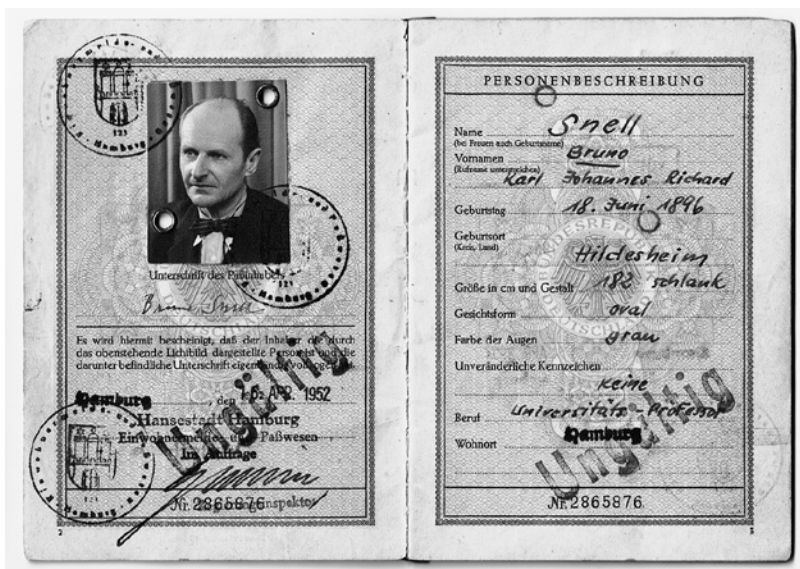
scheidende Punkt, das Verhältnis Knoches zur NSDAP und ihren Würdenträgern, von Snell nicht angesprochen wurde, musste bei einer auswärtigen Bewerbung der Eindruck entstehen, dass Knoche sich überhaupt nicht für die »Partei« interessiert und keine Kontakte dorthin bestanden hatten. Snell »als Vorsitzender des zuständigen Fachausschusses für die Denazifizierung« versicherte weiterhin, dass für die Entscheidung, Knoche das Lehramt an der Hamburger Universität zu verweigern, »wesentlich mitgesprochen« habe, dass »er hier der Nachfolger des 1937 aus politischen Gründen entlassenen Prof. Dr. E. Kapp war, für den seine Stelle wieder frei gemacht werden sollte«. Der Grund für die Sperrung Hamburgs lag dieser Aussage gemäß also nicht in Knoches Verhalten in der Zeit des Hitler-Diktatur.

Galt Knoche aufgrund der Teilrevision durch den Fachausschusses immerhin noch für den Bereich Hamburg als politisch belastet und daher ungeeignet, so konnte er sich mit Snells »Bescheinigung« nun allerdings auch in Hamburg als rehabilitiert ausweisen. Knoche hielt einen Blankoscheck in Händen.

In schweren existenziellen Notlagen sinken leider oft der Wert und die Verbindlichkeit von einschränkenden Absprachen. Am 21. August 1947 schrieb Knoche an seine Schwester: Snells Bestätigung, dass »seine Stelle« für Kapp »freigemacht« werden solle, sei für ihn, Knoche, »Goldes wert«, und er zögerte nicht, entsprechende Schritte zu einzuleiten.

Snell sah sich durch den »Persilschein«, den er Knoche ausgehändigt hatte, »in die größte Verlegenheit gesetzt«, nicht nur gegenüber dem Fachausschuss, sondern auch gegenüber der Fakultät, die inzwischen bei der Behörde für Kapp den »Wiedereintritt in sein altes Lehramt« beantragt hatte. Vor dem für die Universität zuständigen Berufungsausschuss 17 musste der Fall Knoche jetzt erneut verhandelt werden. Ulrich Knoche wurde am 4. Mai 1949 in vollem Umfang rehabilitiert und als »entlastet« eingestuft.<sup>291</sup>

Die Ansprüche von Ernst Kapp wurden mit einer finanziellen Entschädigung abgegolten. Nach Ablauf von weiteren vier Jahren wurde ihm vom 1. April 1954 an die Rechtsstellung eines entpflichteten ordentlichen Professors zuerkannt. Nach fast 17 Jahren des Exils kehrte Ernst Kapp Anfang 1954 wieder nach Hamburg zurück. Einige Seminarveranstaltungen, die er – wie häufig in den 1930er-Jahren – zusam-



Snells Reisepass vom 16. April 1952

men mit Snell in der zweiten Hälfte der 1950er-Jahre durchführte, vermittelten den Teilnehmern einen Eindruck von der geistigen Lebendigkeit einer glanzvollen Zeit der Klassischen Philologie in Hamburg.

Knoche wie auch Snell waren imstande, sich auszusöhnen. Bei den Seminarfesten der späteren 1950er-Jahre saß man gelegentlich in angelegter Unterhaltung beieinander, und anlässlich des Dienstjubiläums, das Knoche Mitte der 1960er-Jahre feierte, sah man Bruno und Herta Snell als Gäste im Hause Knoche im Wolffsonweg. Als Snell im März 1955 einen Ruf an die Columbia University erhielt, setzte sich Knoche bei der Behörde dafür ein, »doch alles zu tun, um Prof. Dr. Snell hier in Hamburg zu halten«. In einem der letzten Gespräche, die ich mit Snell führen konnte, war auch noch einmal von Knoche und der Zeit der Entnazifizierung die Rede. Nach 40 Jahren auf diese Zeit zurückblickend sagte Snell nachdenklich: »Vielleicht haben wir Knoche damals Unrecht getan.« Eine Bemerkung, die Respekt verdient.

## Dilthey, Hegel und die »Entdeckung des Geistes«

Im Sommer 1946 erschien Snells »Entdeckung des Geistes«, das Buch, welches ihn vor allem in der britisch besetzten Zone auch über die Fachgrenzen hinaus bei einem interessierten Publikum bekannt machte und das in kaum einer größeren privaten Bibliothek fehlte. Die darin vorgelegten Studien waren zumeist aus Vorträgen erwachsen, die Snell seit dem Jahr 1929, also dem Vortrag mit dem Titel »Zur naturwissenschaftlichen Begriffsbildung bei den Griechen«, gehalten hatte, die aber, wie er im Vorwort betonte, »von vornherein dazu bestimmt [waren], zusammen zu erscheinen«.<sup>292</sup> Thematisch war das Buch auf die Antike und ihre Wirkungsgeschichte konzentriert und sollte einem besseren Verständnis der europäischen Geistesgeschichte dienen.

Auch hier hatte Snell in ungeduldiger Erwartung des Kriegsendes bereits früh die nötigen Vorbereitungen getroffen. Er setzte sich mit dem Hamburger Verleger Henry Goverts und dessen Geschäftsführer Eugen Claassen in Verbindung (auch der spätere Senator Heinrich Landahl, der seinen Posten als Schulleiter unter den Nationalsozialisten verloren hatte, war in dem Verlag tätig). Besonders Eugen Claassen zählte für Snell zu den »Gleichgesinnten«. Snell berichtet im Rückblick:<sup>293</sup>

Da man damals nicht wusste, was alles geschehen würde, überließ ich ihm im Sommer 1944 das Manuskript. Als es endlich von der Zensur zurückkam, durften nur noch »kriegsentscheidende« Bücher gedruckt werden – das sollte es ja nun auch nicht sein. 1945 reichte es Claassen gleich dem englischen Zensor ein, im Sommer 1946 erschien es (nunmehr in dem Verlag Claassen & Goverts).

Im Vorwort zu »Die Entdeckung des Geistes« schrieb Snell, er werde die Bedeutung des Griechentums auf andere Weise nachzuweisen suchen als der humanistische Klassizismus. »Nicht einem vollkommenen, d.h. geschichtslosen Menschentum, sondern gerade der Geschichtlichkeit dessen, was die Griechen geleistet haben, wollen wir nachspüren.«<sup>294</sup> Im Vorwort zum dritten Band von »Antike und Abendland« stellte Snell zwei Jahre später, 1948, noch einmal und ergänzend fest:

Absichtlich ist hier vermieden, [...], einen erbaulichen Ton anzuschlagen, der sich, zumal bei uns, so leicht einstellt, wenn man das humanistische Erbe ins Bewusstsein rufen möchte. Wichtiger, als lobpreisend festzustellen, wie sich die Antike erhalten und immer aufs Neue siegreich durchgesetzt hat, schien es, zu zeigen, wie die abendländische Geschichte sich lebendig mit dem von den Griechen und Römern Erworbenen auseinandersetzt; bedeutsam, gerade für unsere Zeit, schien es, auch auf das Erstarren und schließliche Absterben antiker Formen und auf einseitige, beschränkte Weisen ihres Nachlebens hinzuweisen. [...]. Es ist ja nicht so, wie man immer wieder meinte, dass von der Antike her ein ununterbrochener Strom durch die Jahrhunderte floss,<sup>295</sup> aus dem man nur zu schöpfen brauchte.

Gerade die schwierige Zeit nach der Niederlage des nationalsozialistischen Regimes konnte das Verständnis für die ständige Gefährdung und auch zeitweise Unterbrechung im Prozess der Überlieferung fördern. Es gab nach Snells Überzeugung keine Idee, welche den Gang der Geschichte beherrschte und ein gleichförmiges Fortschreiten in einem metaphysischen System bewirkte, die Geschichte folgte in ihrer Entwicklung immanenten Impulsen.

Darin stimmte Snell mit der Ansicht Diltheys überein. Dieser hatte 1910 in einer Rede vor der Berliner Akademie der Wissenschaften über seine Philosophie gesagt: »Sie leugnet jedes Wissen um einen unbedingten Wert, eine schlechthin gültige Norm, einen göttlichen Plan oder einen im Absoluten begründeten Vernunftzusammenhang«. <sup>296</sup> Die geschichtliche Wirklichkeit war für Dilthey autonom. Die Entwicklung des Denkens als »Differenzierungsprozess des geistigen Lebens« habe inzwischen einen Punkt erreicht, schrieb er in seiner Einleitung in die Geisteswissenschaft, an dem es möglich sei, die obsoleten Begründungsversuche metaphysischer Systeme abzulösen durch Begründungsverfahren, die von der Realität des »Lebens«, dem »ganzen Menschen« und der »Totalität unseres Wesens« ausgingen. Diltheys Auffassung lässt sich als Säkularisierung des Hegel'schen Geist-Begriffs verstehen: Anders als bei Hegel hatte der Geist in Diltheys Deutung ein gesellschaftliches Subjekt, kein transzendentes. »Wir müssen heute von der Realität des Lebens ausgehen. [...] Hegel konstruiert me-

taphysisch, wir analysieren das Gegebene«. <sup>297</sup> »Wir können den objektiven Geist nicht in eine ideale Konstruktion einordnen, vielmehr müssen wir seine Wirklichkeit in der Geschichte zugrunde legen. Wir suchen diese zu verstehen und in adäquaten Begriffen darzustellen«. <sup>298</sup>

In dem Lebenslauf, den er 1964 anlässlich der Aufnahme in die Österreichische Akademie der Wissenschaften verfasste, schrieb Snell:

Meine wissenschaftlichen Interessen bestimmte wesentlich Georg Misch in Göttingen, durch den ich Dilthey kennenlernte. Von Anfang an versuchte ich, ob sich Geisteswissenschaft nicht präziser fassen ließe, als es gemeinhin geschah, und ob sich nicht durch eine genauere Bestimmung von Wortbedeutungen die Selbst-Auffassung des Menschen und deren Entwicklung in exakten Details festlegen ließe. <sup>299</sup>

Dilthey sah in dem Philologen den exakt arbeitenden Erfahrungswissenschaftler, der seine Forschungsergebnisse in eine allgemeine, philosophische Erkenntnisperspektive einbrachte. Er sprach von »einem objektiven, geisteswissenschaftlichen Wissen« <sup>300</sup>, das nur auf der Grundlage empirischer Forschung möglich sei. In seinen Überlegungen hatte die Philologie deshalb eine besondere Funktion, wenn es darum ging, ein »allgemeingültiges Wissen der geschichtlichen Welt« <sup>301</sup> zu erreichen. Es war die Aufgabe der Philologie, mit dem Ausbessern des Fehlerhaften in der Überlieferung und der Ordnung der Texte eine sichere Basis für ein weiterführendes Verständnis zu legen, denn die Geistesgeschichte musste als historische Disziplin auf geschichtliche Zeugnisse zurückgreifen. Für den Historiker bezeichnete die Philologie einen »ersten Umkreis seiner Verfahrensweise«. <sup>302</sup> Doch kreiste die Arbeit des Philologen nach Dilthey nicht nur um das Sichern der überlieferten Texte, es ging auch um Interpretation von Inhalten. Er erkannte der Sprache und ihren literarischen Gestaltungsmöglichkeiten vor allen anderen symbolischen Ausdrucksformen eine besondere Bedeutung zu. Die Hermeneutik, die Dilthey in der Tradition Schleiermachers über die Textinterpretation hinaus als ein Verfahren des Verstehens überhaupt ansah, und die Forschungsergebnisse einer philologisch arbeitenden Erfahrungswissenschaft sollten die Grundlage sein für die geistesgeschichtliche Interpretation, welche die geistesgeschichtliche



Bedeutung des Textes herausarbeitete und das eigentliche Verstehen ermöglichte.<sup>303</sup>

Darin liegt nun die besondere Bedeutung der Literatur für unser Verständnis des geistigen Lebens und der Geschichte, dass in der Sprache allein das menschliche Innere seinen vollständigen, erschöpfenden und objektiv verständlichen Ausdruck findet. Daher hat die Kunst des Verstehens ihren Mittelpunkt in der Auslegung oder *Interpretation der in der Schrift enthaltenen Reste menschlichen Daseins*.<sup>304</sup>

Snell sah wohl, dass sich in dieser Art des Geschichtsverständnisses das eigentliche »Leben« ausschließlich in geistigen Strukturen vollzog. Die Aufmerksamkeit galt bei Dilthey den Objektivationen des Geistes und deren geistesgeschichtlicher Analyse. Soziale Konflikte, politische und wirtschaftliche Machtkämpfe, die dem Geschichtsverlauf seine Dynamik verleihen, erschienen daneben als eher marginale Ereignisse. Aktuelle Gegenwartsprobleme und Zukunftsaufgaben der Gesellschaft, die Snell stets in hohem Maße interessierten und an deren Lösung er sich aktiv beteiligte, lagen nicht in der Blickrichtung von Diltheys Geisteswissenschaft. Andererseits aber kam in seiner Philosophie ein hohes Maß von Toleranz und Liberalität zum Ausdruck, die Snell zu würdigen wusste, weil sie seinem eigenen Weltbild und seinem politischen Temperament entsprachen. In Diltheys »Traum«-Erzählung, welche der 70-Jährige seinen Geburtstagsgästen vortrug – gestaltet nach Ciceros »Somnium Scipionis« – tritt dieser Zug deutlich hervor: Von den verschiedenen Weltanschauungen »drückt jede in unseren Denkgrenzen eine Seite des Universums aus. Jede ist hierin wahr. Jede aber ist einseitig. Es ist uns versagt, diese Seiten zusammen zu schauen«.<sup>305</sup> Es gab nicht »die Tyrannei des einen Ringes«, um Lessings Worte aus der Ringparabel zu verwenden. Niemand ist im Besitz des echten Ringes oder der einzig wahren Philosophie. Im »Nathan« hatte sich, wie Dilthey an anderer Stelle ausführt, zum ersten Mal der dichterische Ausdruck eines neuen Lebensideals, »der Atem einer neuen Zeit« und »freien Weltsicht« gezeigt.<sup>306</sup>

Snell sprach 1946 in seiner Abhandlung von der »Entdeckung des Geistes«. Wenn er seine Einführung mit der Feststellung begann: »Un-

ser europäisches Denken hebt an bei den Griechen«, eröffnete er damit eine Perspektive auf einen geschichtlichen Prozess, die über Diltheys Lebensphilosophie hinauswies. Snell suchte nach einer erkennbaren Struktur im »ewigen Wandel und Weben« und betrachtete den »historischen Relativismus« – ein Problem, das Dilthey letztlich nicht lösen konnte – mit großer Skepsis, jene Relativität der Epochen, die bei Dilthey wie in einer weiten Ebene nebeneinanderstanden, in der die Geschichte »nichts von der Gegenwart durch ihre Zeitferne Gesonder-tes« war,<sup>307</sup> weil sich die Strukturen stets wiederholten. In seinem Buch lenkte Snell die Aufmerksamkeit auf die geistesgeschichtlichen Verbindungslinien, welche nach seiner Meinung die Zusammengehörigkeit von griechischer Antike und europäischer Gegenwart verdeutlichten. Das europäische Denken war nicht einem ewig gleichen Geist wie bei Dilthey entsprungen, sondern einem historischen Prozess. »Der menschliche Geist als tätiger, suchender, forschender Geist ist von ihnen [den Griechen] entdeckt; eine neue Selbstauffassung des Menschen liegt dem zugrunde.«<sup>308</sup> Mehr noch als Diltheys »Philosophie der Philosophie« interessierte Snell eine Philosophie der Geschichte, in welcher sich der menschliche Geist, oder genauer das menschliche Bewusstsein, als Antreiber der gesellschaftlichen Entwicklung nach außen wandte.

Für Dilthey war Geistesgeschichte ein harmonischer Wechsel von Weltanschauungen, die typische strukturelle Regelmäßigkeiten aufwiesen. Hegel dagegen sprach vom Fortschritt: »Die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit, ein Fortschritt, den wir in seiner Notwendigkeit zu erkennen haben.«<sup>309</sup> Für ihn war »die demokratische Form in Griechenland die welthistorische Bestimmung«<sup>310</sup>, »in den Griechen ist erst das Bewusstsein der Freiheit aufgegangen«<sup>311</sup>, denn »das Wesen des Geistes ist die Freiheit«<sup>312</sup>. Die »Notwendigkeit« des Fortschritts war bei Hegel metaphysisch begründet. Hegel hatte in Verbindung mit dem Fortschritt davon gesprochen, dass »eine Vorsehung die Welt regiere«<sup>313</sup>.

Unsere Betrachtung ist insofern eine Theodicee, eine Rechtfertigung Gottes [...], so daß das Übel in der Welt begriffen, der denkende Geist mit dem Bösen versöhnt werden sollte. In der That liegt nirgend eine größere Aufforderung zu solcher versöhnenden Erkenntniß als in der Weltgeschichte.<sup>314</sup>

Snell lehnte in Übereinstimmung mit Dilthey eine metaphysische Instanz als Impulsgeber der Weltgeschichte ab.<sup>315</sup> Die Geschichte vollzog sich nicht durch das Einwirken einer göttlichen Kraft an der Welt und an den Menschen, der Mensch selbst trieb sie mit »einer neuen Selbstauffassung« voran, der Mensch war das selbstverantwortlich handelnde und gestaltende Subjekt der Geschichte. Der »menschliche Geist als tätiger, suchender, forschender Geist«, seine »neue Selbstauffassung«, die bei den Griechen zuerst hervorgetreten war, war die immanente Kraft, welche in der Geschichte tätig war.

Snell war unter dem Einfluss von Humboldts Sprachtheorie, später auch durch Cassirers Philosophie der symbolischen Formen, zu der Überzeugung gekommen, dass die Sprachform einer Epoche das Denken und das Bewusstsein der in ihr lebenden Menschen recht genau wiedergibt. In »Der Aufbau der Sprache« schrieb Snell 1952: »Da nun aber die Entwicklung des Sprechens an die Entfaltung des Denkens geknüpft ist, führt solche Sprachbetrachtung auf das Selbstbewusstsein des Menschen und auf die Entdeckung des Geistes.«<sup>316</sup> Der metaphysisch begründete Entwicklungsgedanke Hegels ließ sich abwandeln in ein »wachsendes Bewusstsein des Menschen von sich selbst«, welches die Geschichte vorantrieb. In einem Nachtrag zu seinen unvollendet gebliebenen Erinnerungen notierte Snell: »Geschichte ist die Entwicklung des menschlichen Selbstbewusstseins«<sup>317</sup> und markierte damit die Grenzlinie zu Hegels Metaphysik. Wie Humboldt verstand auch Snell Sprache als »energeia«, Sprache trat zwischen den Menschen »und die innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur«.<sup>318</sup> Der Wandel des Denkens und der »Weltansicht« war deshalb an den Entwicklungsschritten der Sprache und an den literarischen Texten ablesbar. So konnte also die Entdeckung des Geistes mit philologischen Mitteln nachvollzogen und dargestellt werden. Diesen Zusammenhang hat Snell später in kaum zu übertreffender Kürze zusammengefasst in der Formulierung: »Geistesgeschichte: Philosophie aus der Sprache heraus.«<sup>319</sup>

Bereits in seiner Dissertation von 1924 hatte Snell auf die Bedeutung hingewiesen, welche die Trias der Dilthey'schen »Urphänomene« von Wirkung, Ausdruck und Verstehen für seine Untersuchung des spezifischen Sinngehalts von sprachlichen Ausdrucksformen hatte.<sup>320</sup> Im Rückgriff auf die »Urphänomene« beschrieb Snell eine Entwicklungs-

abfolge, die vom Auffassen des Sachlich-Gegebenen im Epos weiterführte zum Affektiv-Bewertenden der Lyrik und schließlich zum Willentlich-Handelnden in der Tragödie. Er sah in dieser Abfolge ein Fortschreiten in der Bewusstwerdung des griechischen Menschen. »Die Entwicklung Griechenlands im Altertum beruht darauf, dass die Menschen sich in neuer Weise ihres eigenen Geistes bewusst wurden«, schrieb Snell. »Dieser Prozess ist [...] nur von der jeweils gleichzeitigen Literatur und ihren expliziten Worten aus zu verstehen, während man ihn an der Kunstentwicklung nur ›sehen‹ kann.«<sup>321</sup>

In seinem Buch »Dichtung und Gesellschaft«<sup>322</sup> zeigte Snell 1965, wie sich bei den Griechen der Übergang zum politischen Denken historisch entwickelt hatte, jener »Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit«, von dem Hegel gesprochen hatte, der sich bei Hesiod und dann bei den Lyrikern zunächst als ein Empfinden der Zusammengehörigkeit in einer Gemeinschaft abzeichnete. Der Lyrik, dem Bereich des Affektiv-Bewertenden, fiel bei der Entwicklung des politischen Bewusstseins eine besondere Rolle zu. Aus zunächst begrenzten Zusammenschlüssen von Gruppen entstanden Gemeinwesen, Konfliktfälle führten zu Überlegungen über das »gemeinsame Gute« für Demos und Polis. Bei Tyrtaios und Solon fanden solche Gedanken in der gebundenen Sprache der Elegie ihren bedeutenden Ausdruck. Während sich Tyrtaios am Staat in der Situation des Krieges orientierte, ging Solon bereits von internen, grundsätzlichen Problemen der Gemeinschaft auch in Friedenszeiten aus. Neue wirtschaftliche Entwicklungen hatten auch in Athen zu Gegensätzen zwischen rivalisierenden Gruppen geführt und stellten die alte Ordnung in Frage. Solon schloss sich nicht einer der Parteien an, sondern versuchte gegenüber den Sonderinteressen Einzelner die gemeinsamen Belange des Gemeinwesens zu formulieren. Snell betonte die Leistung des attischen Gesetzgebers, der »im Recht das geistige Band für den Staat gefunden« habe.

Was Solon zum ersten Mal tat, hat man in der weiteren Entwicklung Europas immer wieder unternommen, die überlieferten Zustände nicht einfach als gegeben und gültig hinzunehmen, sondern zu versuchen, nach eigenem Denken und nach einer gültigen Norm das Überkommene zu bessern. Der Geist entwirft eine neue politische und gesellschaftliche Ordnung.<sup>323</sup>

In der »Eunomie« wies Solon darauf hin, dass es die Bürger selbst sind und nicht die Götter, welche die Stadt in Gefahr bringen:

Aber die Bürger selbst und ihre verworfenen Führer  
Bringen die große Stadt, Törichte, selber in Not.  
Denn die Schändlichen lockt die Gier nach großen Gewinnen.<sup>324</sup>

Für Snell zeigte sich hier eine Möglichkeit, den Ablauf geschichtlicher Epochen in ihrem Zusammenhang zu verstehen:

Offenbar wiederholt sich auf jeder Stufe der Geschichte das, was, wie wir sahen, schon in den Anfängen der griechischen Kultur geschehen ist, dass Erkenntnisse zunächst gebunden wurden an Emotionales, Sinnliches, Praktisches, und sich das Rationale und Abstrakte erst allmählich davon abhob. Dann aber gewinnt Kunst und Dichtung (ganz abgesehen von dem, was sie außerdem noch sind) ganz erhebliche Bedeutung für das Gewinnen von Erkenntnissen.<sup>325</sup>

In der Dichtung kündigt sich das Neue zuerst an. In Solons Wirken zeigte sich der menschliche Geist, Solons eigener Thymós (θυμός), ein politisches Denken, welches das Innerweltlich-Faktische in sich aufzunehmen und umzusetzen vermochte; es bedurfte keiner griechischen Götter und keines metaphysischen Geistes.<sup>326</sup> Politische Intelligenz und Mut waren durchaus in der Lage, die neue Erkenntnis gegen Widerstände in die Praxis umzusetzen. Der menschliche Geist zeigte sich in der Auseinandersetzung mit der Realität, in ihrer Gestaltung fand er seine Objektivation. Ablesen lässt sich dieser Entwicklungsschritt des Bewusstseins hin zum Politisch-Praktischen an der Sprache und der literarischen Ausdrucksform, die sich der philologischen Untersuchung erschließen.

Auch für Snell sprach manches dafür, »dass es nicht ganz willkürlich in der Geistesgeschichte zugeht«, wie er in seinem Essay über Fortschritt, Verfall, Tradition nach einem knappen Durchgang durch die historische Entwicklung von den Ägyptern bis Seneca ausführte:

Supponieren wir einmal, dass es irgendwie sinnvoll oder planvoll gewesen sein sollte, dass die Welt sich von Homer (oder schon von den

Ägyptern) zu Seneca wandelte, setzen wir einmal diesen Anfangs- und diesen Endpunkt als gegeben, und überlegen dann, wie man von diesem Anfangs- zu diesem Endpunkt hätte kommen können, so wird man, glaube ich, wenn man dieser Entwicklung und dieser Entdeckung des Geistigen nachsinnt, sich dem Ergebnis nicht verschließen können, dass kaum ein kürzerer Weg sich hätte finden lassen, als der, den die Geschichte tatsächlich gegangen ist. Alles Leid, alle menschliche Dummheit, Unzulänglichkeit und Scheußlichkeit, alles, was den Fortschritt hemmte und was wie Verfall aussehen musste, gehört offenbar zu den notwendigen Stationen dieses Weges. Ein leichter, heiterer Gang der Aufklärung ist sicher eine Utopie.<sup>327</sup>

Mit der Bemerkung, »dass es nicht ganz willkürlich in der Geistesgeschichte zugeht«, spielte Snell auf Hegels Aussage zum Verlauf der Geschichte an, »dass es vernünftig in ihr [der Geschichte] zugegangen sei«.<sup>328</sup> Auch für Snell galt der große Gedanke Hegels, dass im Gang der Geschichte »der denkende Geist mit dem Bösen versöhnt werden sollte«. »In der That liegt nirgend eine größere Aufforderung zu solcher versöhnenden Erkenntniß als in der Weltgeschichte«, hatte Hegel geschrieben und von einer »Theodizee« gesprochen.<sup>329</sup> Doch bei Snell hatte der Mensch selbst der Vernunft den Weg zu bahnen und »alles Leid, alle menschliche Dummheit, Unzulänglichkeit und Scheußlichkeit, alles, was den Fortschritt hemmte«,<sup>330</sup> nicht nur aus dem Wege zu räumen, sondern als Lehre für die Zukunft, durch Reformen des Bestehenden in die weitere Entwicklung einzu beziehen, als in diesem Sinne »versöhnende Erkenntniß«. Auch »was wie Verfall aussehen musste«, das »Dritte Reich« der Nationalsozialisten, gehörte dazu.

Den optimistischen Gedanken einer immanenten Ordnung im Ablauf des historischen Prozesses verdankte Snell letztlich Georg Misch (1878-1965), einem, wie Snell bekennt, »von mir hochverehrten Mann, [...] von dem ich viel habe lernen dürfen«.<sup>331</sup> Misch sprach in seiner vergleichenden Betrachtung zu der gleichzeitigen Entstehung der Philosophie bei Griechen, Chinesen und Indern von dem »Überhistorischen in den historischen Anfängen der Philosophie« und von »der Immanenz des Transzendenten«:<sup>332</sup>

Als ein Ereignis sowohl in der Geschichte der Menschheit wie im Leben des Einzelnen greift der Anfang der Philosophie in die Entwicklung nach der Art eines schöpferischen geschichtliche Vorgangs ein, d.h. so, dass er sich an die Lage, die vorher da war, anschließt, aber als etwas unableitbar Neues darüber hinausführt.

So schließen sich auch in dem von Snell beschriebenen Entwicklungsprozess vom Epos über die Lyrik zur Tragödie die einzelnen Phasen aneinander an, das »unableitbar Neue« aber ist der Fortschritt im Selbstbewusstsein, die auf jeder neuen Stufe fortschreitende »Entdeckung des Geistes«. Der Entdecker des »unableitbar Neuen« erst ermöglichte mit seiner »geistigen« Entdeckung den Sprung auf die nächste Stufe. Mit seiner geistigen Leistung wird er zum Handelnden in der Geschichte.

Snell wollte mit seinen Untersuchungen zur Sprachentwicklung bei den Griechen nachweisen, dass mit der Entwicklung des Selbstbewusstseins – einem Vorgang, der sich in der Sprache abbildet – das Streben nach Selbstverantwortlichkeit und damit auch das Freiheitsbedürfnis des Individuums wächst. Daraus ist dann nach Snell in Athen die Demokratie hervorgegangen als die Staatsform, die diesem Bedürfnis Rechnung trug. Mit Hilfe der phänomenologischen Beobachtung der sprachlichen Zeugnisse ließ sich die allmähliche Entstehung des Bedürfnisses nach Freiheit und so das Heraufziehen der Freiheit in seiner »Notwendigkeit«, von der Hegel gesprochen hatte, erweisen. Die philologische Interpretation machte Spekulation und metaphysische Rechtfertigung überflüssig.

Solche Erkenntnis schloss für Snell allerdings auch ein Weiteres ein: »Es gibt nicht nur die Vollendung des Erstrebten, sondern jeder Gewinn wird erkaufte durch einen Verlust.«<sup>333</sup> Gerade aber dies machte den Gewinn bei der Lektüre der alten Texte aus, dass das Verlorene in Erscheinung trat, ja darin lag die Faszination, die zum Beispiel von den homerischen Helden ausging. So müssen die »klassischen« Werke nach Snell keineswegs am Ende einer am Fortschrittschema orientierten Entwicklungslinie stehen. Wie etwa in der organischen Natur in einer frühen Phase »am Farnkraut das Blatt sich am vollkommensten ausformt«,<sup>334</sup> so können ihm zufolge auch künstlerische Darstellungen aus frühen Verhältnissen und historischen Bedingtheiten heraus eine spezielle, später nicht mehr wiederholbare Vollkommenheit erreichen,

also »klassisch« sein. Künstlerische Werke, zum Beispiel die homerischen Epen, sind Späteren nicht wertlos, wie überholte technische Leistungen es sind, denn sie bleiben »lebendige Formen des Wissens«. Die repräsentativen literarischen Kunstwerke der Griechen und Römer sind so betrachtet einerseits individuelle Schöpfungen Einzelner in einer bestimmten und begrenzten historischen Situation,<sup>335</sup> aus der sie erwachsen waren. Sie sind in ihrer Vollkommenheit autonom und können, auch im Sinne Hegels, jedoch nicht im Sinne einer klassizistischen Renaissance, über ihre Zeit hinaus Geltung haben als authentisches Zeugnis einer früheren Stufe kultureller Höchstleistung. Zum anderen stehen sie aber in dem historischen Prozess des fortschreitenden Bewusstseins, der »Entdeckungen«, der Zunahme eines bestimmten Wissens, des »Noch nicht« und des »Nicht mehr«.<sup>336</sup>

Ein Kunstwerk kann trotz seiner zeitlichen Bedingtheit etwas Vollkommenes, dauernd Gültiges sein, weil es nicht beliebig viele Formen des Bewusstseins gibt und weil der Mensch vergangene Bewusstseinsstufen nicht als abgetan hinter sich lässt wie etwa überwundene technische Leistungen, sondern weil sie ihm lebendige Formen des Wissens bleiben.



## Die frühe Nachkriegszeit und die Gründung der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften – Die Auslandsreise im Winter 1947/48

Der schwierige Alltag der von Hunger und der ungewöhnlichen Kälte des Winters 1946/47 geplagten Bevölkerung erzwang die Konzentration auf das Nötigste. Die Bewältigung drängender Sachprobleme stand im Vordergrund und trug mit dazu bei, dass die Suche nach den Verantwortlichen für das Desaster, das aus dem »Mythos des nationalen Aufbruchs« (Hans Mommsen) erwachsen war, vernachlässigt wurde. Die Orientierung auf eine neue Zukunft und ihre Herausforderungen verlangte gemeinsames Handeln über alle weltanschaulichen Grenzen hinweg. Differenzen aus der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur verloren an Schärfe. Das traf auch für die Universität zu. Die Entnazifizierungsverfahren zeigten zunehmend milde Beurteilungen.<sup>337</sup>

Das inspirierende Lebensgefühl der neuen Freiheit setzte sich bei vielen um in die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen und mit den nach zwölf Jahren der Erstarrung freigesetzten Kräften für die Entwicklung der Demokratie und die Überwindung der alten Strukturen zu arbeiten. Viele hielten es für vordringlicher, dafür zu sorgen, dass sich die Vorgänge der vergangenen zwölf Jahre in Zukunft nicht wiederholen konnten, als weniger bedeutende Missetäter der abgetanen Diktatur von gestern zu verfolgen.

Snell sah die Chance, all das, was infolge von Kriegsgeschehen und Willkürherrschaft nicht geleistet werden konnte, nachzuholen und mit aktuellen Ideen zu verbinden. In kurzer Zeit nahm er eine ganze Reihe wissenschaftlicher und wissenschaftsorganisatorischer Projekte in Angriff. Wichtig war ihm auch, wissenschaftliche Kontakte zum Ausland erneut zu beleben oder neu zu knüpfen, um nach der Zeit der Isolation wieder an der internationalen wissenschaftlichen Diskussion teilnehmen zu können. Mit seiner Mitarbeit an Vorschlägen zur Reform der Hochschulen und einer zeitgemäßen Umgestaltung des akademischen Lebens wollte er zur Verankerung der Universität in einer freien und demokratischen Gesellschaft beitragen. Die Wissenschaft

sollte seiner Ansicht nach den Elfenbeinturm verlassen und ein breiteres interessiertes Publikum ansprechen.

Es schien ihm wichtig, an dem Aufbau eines freien kulturellen Lebens mitzuwirken, das über den Kreis des wissenschaftlichen Spezialtums hinausging. Solche Intentionen trafen sich mit den Plänen des Wissenschafts- und Schulsenators Heinrich Landahl, der in der von ihm angeregten Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften eine Möglichkeit zur Demokratisierung der Wissenschaft sah.<sup>338</sup> Namensgeber der Gesellschaft war der Mathematiker und Philosoph Joachim Jungius (1587-1657), der ab 1629 in Hamburg als Rektor der Lateinschule Johanneum und des Akademischen Gymnasiums tätig gewesen war und mit seiner »Logica Hamburgensis« (Hamburg 1638)<sup>339</sup> und seinen »Disputationes Hamburgenses« die Wissenschaft in der Kaufmannsstadt heimisch gemacht hatte.<sup>340</sup> Allerdings war der große Gelehrte in Hamburg so gut wie vergessen und musste erst wieder im allgemeinen Gedächtnis seinen Platz finden, dessen war sich auch Snell bewusst. »Der Name ›Joachim Jungius‹ [war] lange Zeit den Hamburgern vornehmlich ein Begriff als Name einer Straße, in der eine Reihe von bedeutenden Instituten der Universität liegen.« Auch könne es »nicht unbedingt als Beispiel einer lebenden Tradition gewertet werden, dass von einer Seite das Alter der Gesellschaft auf dreihundert Jahre veranschlagt wurde, während andererseits ein Schreiben die Aufschrift trug: ›z. Hd. von Herrn Jungius‹.« Doch habe der Name Jungius, so Snell, in den knapp drei Jahren des Bestehens der Gesellschaft inzwischen in Deutschland und im Ausland eine neue Bedeutung und neues Ansehen gewonnen.<sup>341</sup>

Die Joachim Jungius-Gesellschaft sollte Interessierte durch öffentliche Vorlesungen über Fortschritte in der Wissenschaft unterrichten und einen Anreiz bieten, neben Tagesgeschäft und Amtspflichten selbst wissenschaftlich tätig zu sein. Solche Arbeitsvorhaben wurden zum Teil über mehrere Jahre hin von der Gesellschaft unterstützt. Daneben fanden die »Wissenschaftlichen Sitzungen« der Mitglieder statt.

Snell hatte bereits Anfang 1946 an den vorbereitenden Besprechungen teilgenommen und wurde auf der Gründungsversammlung am 9. Mai 1947 zum Gründungspräsidenten gewählt.<sup>342</sup> Die erste große wissenschaftliche Tagung fand vom 5. bis 8. Juli 1948 statt. 20 Vorträge

standen auf dem Programm. Fast wäre das Vorhaben an der Währungsreform gescheitert, die am 1. Juli 1948 durchgeführt wurde, weil dadurch die Finanzierungsplanung nicht mehr einzuhalten war und schon einfachste Dinge unbezahlbar wurden. Die Kosten der Veranstaltung mussten aus dem Kartenverkauf gedeckt werden. Trotz der Knappheit des neu ausgegebenen Geldes, der D-Mark, konnte aber das Auditorium maximum die Menge der Hörer kaum aufnehmen.<sup>343</sup>

Aufgrund des Ansehens, das Snell auch im Ausland genoss, war es ihm möglich, prominente Redner aus Großbritannien zu den Veranstaltungen der Joachim Jungius-Gesellschaft einzuladen, beispielsweise sprach T.S. Eliot über »The Aims of Poetic Drama«, und Arnold Toynbee hielt 1949 einen Vortrag über »Uniformity and Uniqueness in History«. Im Goethe-Jahr 1949 führte die Gesellschaft einen Vortragszyklus gemeinsam mit der Hamburger Goethe-Gesellschaft durch. Die Unkostenbeiträge für die Veranstaltungen waren stets niedrig angesetzt, um zu erreichen, »dass allen Bevölkerungskreisen die Teilnahme ermöglicht wird«. So konnte die Gesellschaft ihre Stellung im geistigen Leben der Hansestadt festigen. Erst mit der Gründung der Akademie der Wissenschaften in Hamburg 2006 wurde die Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften aufgelöst.

Im Winter 1947/48 folgte Snell einer Einladung nach Großbritannien und in die Schweiz. Es war dies einer der ersten Auftritte eines prominenten deutschen Wissenschaftlers im Ausland nach Kriegsende. Snell war sich darüber im Klaren, dass diese Reise nicht den Charakter einer Vortrags- und Forschungsreise der üblichen Art haben konnte; es ging ganz wesentlich um die »Wiederherstellung des Namens und Ansehens« der deutschen Wissenschaft, nachdem »der Nationalsozialismus Deutschland aus der Gemeinschaft der Kulturvölker herausgerissen« hatte,<sup>344</sup> um die Wiedergewinnung von Vertrauen bei den vormaligen Kriegsgegnern und konkret um die Wiederaufnahme von Kontakten, vor allem zu den britischen Fachgenossen.

Die Haltung der deutschen Professorenschaft während der Zeit des NS-Regimes war im Ausland genau beobachtet worden. Da waren das Bekenntnis zu »Adolf Hitler und zum nationalsozialistischen Staat« vom 3. März 1933 und die »Würzburger Erklärung« des Verbandes Deutscher Hochschullehrer vom 12. April 1933. Und ein Jahr später, am 18. Januar 1934, dem Tag der Reichsgründung, hatte gar ein Alter-

tumswissenschaftler, der Göttinger Althistoriker Ulrich Kahrstedt, unter tosendem Beifall verkündet: »Wir sagen ab der internationalen Wissenschaft [...], der internationalen Gelehrtenrepublik [...], der Forschung um der Forschung willen. Sieg Heil!«<sup>345</sup> Es war die nicht leichte Aufgabe des deutschen Besuchers, seinen Gastgebern zu erklären, warum Hochschullehrer, ihrem Selbstverständnis nach die Elite der deutschen Intelligenz, damals zu solchen hochemotionalen und abstrusen Aussagen kamen, und, fast ebenso schwierig: Warum sie nun, nur wenig mehr als ein Dezennium später, die Aussagen nicht mehr wahrhaben wollten, die sie doch zuvor in ihrer großen Mehrheit gebilligt hatten? Ohne Zweifel bestand auch individueller Erklärungsbedarf für einen Wissenschaftler wie Snell, der seine Disziplin während der nationalsozialistischen Diktatur in Deutschland vertreten hatte und nun erklären musste, warum er sich zugleich als ein Verfechter des europäischen Humanismus und der Demokratie verstehen konnte.

In seinem Bericht vom 10. April 1948 informierte Snell die Hochschulabteilung der Schulbehörde über seine Tätigkeit in der Zeit seiner Beurlaubung:

Vom 14. Oktober bis zum 15. Dezember [1947] war ich in England, und zwar die ersten vier Wochen in Oxford als Gast des Jesus College.<sup>346</sup> In Oxford habe ich sechs Vorlesungen über die Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen gehalten,<sup>347</sup> die von etwa 80 Studenten besucht wurde.<sup>348</sup> Außerdem habe ich in Oxford je einen Vortrag vor der Classical Association und vor der German Society gehalten,<sup>349</sup> – den letzteren in deutscher Sprache, während ich sonst englisch vorgetragen habe. Während der zweiten Hälfte meines englischen Aufenthalts war ich meistens in London, aber auch in Cambridge, Manchester und Aberystwyth (Wales).<sup>350</sup> An allen diesen Orten habe ich ebenfalls Vorträge gehalten.

Vom 6. Januar bis zum 15. Februar [1948] war ich in der Schweiz, und zwar die meiste Zeit in Zürich. Hier habe ich zwei Vorträge vor der Philosophischen Fakultät der Universität gehalten. Ferner habe ich einmal im Kunstverein Thun gesprochen und in Bern und Basel Fachkollegen getroffen.

Auch ganz konkrete Ergebnisse seiner Reise konnte Snell vorweisen:

Der frühere Professor für Klassische Philologie, John Enoch Powell in London, der sich jetzt der Politik widmet,<sup>351</sup> hat mir für unser Seminar einen großen Teil seiner wissenschaftlichen Bibliothek geschenkt, wovon die Zeitschriften aus der Zeit des Krieges besonders wertvoll für uns sind. Der Leiter der Clarendon Press in Oxford, Mr. Kenneth Sisam, hat auf meine Anregung hin unserem Seminar eine große Anzahl klassischer Texte seines Verlages gesandt.

Natürlich hatte Snell daran gedacht, weitere Mitarbeiter für das Archiv für Griechische Lexikographie zu werben:

Für das Archiv für Griechische Lexikographie, das dem Seminar für Klassische Philologie der Universität Hamburg angegliedert ist, habe ich sowohl in England wie in der Schweiz Mitarbeiter gewonnen, die vor allem an dem in Vorbereitung befindlichen Homer-Lexikon mitwirken werden. Durch Prof. M. Jolles, Chicago,<sup>352</sup> den ich in der Schweiz getroffen habe, hoffe ich auch amerikanische Hilfe für das Archiv vermittelt zu bekommen.

Zu den Erfolgen und Ergebnissen der Reise zählte neben dem Werben für ein besseres Verständnis der deutschen Situation und dem Erneuern alter und dem Knüpfen neuer wissenschaftlicher und persönlicher Kontakte auch die Gewinnung von Beiträgern für die von Snell seit 1944 mit herausgegebene Zeitschrift »Philologus«. Und gewiss nicht zuletzt hatte Snell auch Gelegenheit, Bakchylides- und Pindar-Papyri in London und Oxford zu inspizieren und so Ergebnisse für seine eigene Forschung zu gewinnen.

## Das »Blaue Gutachten« zur Universitätsreform

Der Militärgouverneur der britischen Besatzungszone, General Brian Robertson, entschloss sich im Januar 1948 zur Einberufung eines zehnköpfigen »Studienausschusses für die Studienreform«. Offenbar war bei der britischen Militärregierung der Eindruck entstanden, dass die deutschen Universitäten und Technischen Hochschulen von sich aus nicht in der Lage oder nicht hinreichend gewillt seien, eine Reform der Universität und der Studentenausbildung einzuleiten. Der Zeitpunkt für die Arbeit des Ausschusses war recht spät gewählt, denn die Zuständigkeit für das Erziehungswesen war nach dem Abschluss der Länderbildung in der britischen Zone bereits im Januar 1947 an die Länder übergegangen. Das »Blaue Gutachten«,<sup>353</sup> das der Ausschuss im Laufe des Jahres erstellte, konnte demzufolge nur Ratschläge und Denkanstöße für eine Reform der Universitäten enthalten. Neben zwei ausländischen Mitgliedern der Kommission, dem Schweizer Historiker Jean Rudolf von Salis (1901-1996), Professor an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, und dem schottischen Soziologen Lord Michael Francis Morris, 2nd Baron Lindsay of Birker (1909-1994), »Master« des Balliol College, Oxford, sollten weitere acht sachkundige und allgemein anerkannte deutsche Persönlichkeiten zur Mitarbeit in dem Ausschuss gewonnen werden, deren allgemeines Ansehen für die Akzeptanz der Vorschläge bei den Hochschulen und in der Öffentlichkeit förderlich sein konnte.

Snell war noch nicht von seiner großen Auslandsreise im Wintersemester 1948/49 zurückgekehrt, als ein Schreiben der britischen Militärbehörde in der Warburgstraße 42 einging. Sir Robert Birley (1903-1982),<sup>354</sup> der Educational Advisor der britischen Kontrollkommission, fragte am 31. Januar 1948 brieflich bei Snell an, ob er bereit sei, in dem Ausschuss mitzuarbeiten. Nach seiner Rückkehr erklärte sich Snell Mitte März zur Mitarbeit bereit, trotz starker Arbeitsbelastung und obwohl ihm ein eigenes beheiztes Zimmer ebenso fehlte wie eine Schreibmaschine und Schreibpapier. Am 21. April 1948 konstituierte sich der Ausschuss auf seiner ersten Sitzung in Hamburg, ein Jahr vor der Verkündung des Grundgesetzes am 23. Mai 1949 und der Gründung der Bundesrepublik Deutschland.

Für die Auswahl der deutschen Ausschussmitglieder nannte Birley in seinem Schreiben an die Rektoren der Hochschulen vom 22. Januar 1948 als Kriterien neben »Fachkenntnis« allein die »anerkannte persönliche Rechtschaffenheit« der zur Mitarbeit herangezogenen Personen.<sup>355</sup> Alle deutschen Ausschussmitglieder mussten zuvor ein Entnazifizierungsverfahren durchlaufen haben. Es war beabsichtigt, dass in dem Ausschuss »alle in Frage kommenden Meinungsrichtungen« vertreten sein sollten. Die Aufgabe lautete: »To help the Germans to re-educate themselves.«<sup>356</sup> Von einem solchen Prozess konnte die große Gruppe der älteren Professoren nicht ausgeschlossen werden, die nach dem Zusammenbruch der Diktatur bislang noch keine adäquate Einstellung zur demokratischen Staatsform gefunden hatten. Nachdem aber ein radikaler Neuanfang an den Universitäten unterblieben war, waren sie unverzichtbar für die Fortführung des Hochschulbetriebs. Diese Gruppe der Professoren, die noch vor 1918 sozialisiert waren, galt bei der britischen und US-amerikanischen Militärregierung wegen ihres großen Einflusses in den Hochschulen als ein Hauptproblem bei der Verwirklichung der Reformbemühungen.<sup>357</sup>

Aus britischer Sicht entsprach es der Logik des angestrebten Verfahrens, diesen großen, als reformresistent eingestuften Personenkreis in die Ausschussarbeit zu integrieren. Birley ging noch einen Schritt weiter, wenn er prominente NS-Renegaten, die inzwischen auch in der Zusammenarbeit mit deutschen Institutionen ihre Bereitschaft und ihre Fähigkeit zur Gestaltung der Zukunft unter Beweis gestellt hatten, in den Ausschuss berief. Er nominierte mit dem Aachener Ingenieurwissenschaftler Otto Gruber (1883-1957) und dem Kieler Pädagogen und Mathematiker Friedrich Drenckhahn (1894-1977) zwei Persönlichkeiten zur Mitarbeit an der Hochschulreform, die sich vor 1945 engagiert für die Ziele des Nationalsozialismus eingesetzt hatten. Das galt für Gruber, der unter anderem von 1934 bis 1937 Rektor und von 1937 bis 1946 Prorektor der Technischen Hochschule Aachen gewesen war, aber auch für Drenckhahn, der sich Mitte der 1930er-Jahre in Veröffentlichungen dezidiert zur nationalsozialistischen Rassenpolitik bekannt und sich für einen »Volkseigenen Rechen- und Raumlehreunterricht« interessiert hatte. Beide hatten sich inzwischen vom Nationalsozialismus distanziert. Ein Nebeneffekt war, dass sich durch die Nominierung von Gruber und Drenckhahn der gelegentlich geäußerte Verdacht ent-

kräften ließ, dass in dem Ausschuss willfährige »Kollaborateure« kritiklos die Ansichten der britischen Besatzungsmacht übernehmen und propagieren würden.

Nach seiner Konstituierung am 21. April 1948 nahm der Ausschuss seine Arbeit zügig auf. Ziel war die Erarbeitung neuer Vorschläge zum Verhältnis von Universität und Staat,<sup>358</sup> zur Studentenausbildung und zu Strukturfragen der Universität. Das unterschiedliche gesellschaftliche und politische Gruppen repräsentierende Gremium<sup>359</sup> erwies sich bei der Ausarbeitung der Vorschläge zur Hochschulreform als erstaunlich homogen. Der Grundkonsens, auf den sich der Ausschuss für seine auf acht Sitzungen konzentrierte Arbeit zwischen dem 21. April und dem 26. Oktober 1948 verständigte, machte deutlich, dass die Gutachter grundlegende Veränderungen im Selbstverständnis der Universität für notwendig hielten:

Wir setzen uns von denjenigen Auffassungen ab, für welche nicht der Mensch, sondern die Forschung an der Spitze steht. Wir glauben, dass der Hochschulbetrieb nur insofern gerechtfertigt ist, als er Dienst am Menschen bleibt. Dieser Dienst ist nicht auf den Studenten beschränkt, der unterrichtet und gebildet werden soll, sondern er gilt mittelbar oder unmittelbar dem ganzen Volk. Menschliches Leben ist gemeinsames Leben von verantwortlichen Personen in der Welt. Nur als Teil dieses Lebens ist die Hochschule gerechtfertigt.<sup>360</sup>

Zweifellos eilten diese Sätze der an den Universitäten vorherrschenden Meinung weit voraus und wurden geradezu als umstürzlerisch empfunden. Die Professorenschaft neigte mehrheitlich dazu, die Universitäten der Nachkriegszeit aufgrund ihrer Struktur und ihrer bisherigen Arbeit als »im Kern gesund« einzuschätzen, und glaubte immer noch, die alte »Humboldt'sche Universität« zu vertreten, nicht viel mehr als ein Schlagwort, mit dem die Qualitätsnorm angedeutet werden sollte, der man auch »in schwerer Zeit« treulich gefolgt war. Von dieser Ansicht setzten sich die Mitglieder der Kommission ab. Sie waren darin einig, dass die sogenannte Humboldt'sche Universität – ausgehend von der tradierten Grundstruktur der Universität – einer Reform bedurfte, die den veränderten Aufgaben entsprach. Mit Recht wies Snell



in einem späteren Interview darauf hin, »dass sich die wirtschaftlichen, die sozialen und auch die wissenschaftlichen Voraussetzungen so radikal gewandelt haben, dass unsere Universitäten heute schon ganz anders sind, als Humboldt sie geplant hat«. Deshalb sei es notwendig, die Universitäten »unserem Leben anzupassen«. <sup>361</sup> Gemäß dem Selbstverständnis des Ausschusses sollte es das oberste Ziel des Gutachtens sein, das Bewusstsein für die demokratische Verantwortung der Hochschulen zu stärken und Wissenschaft als eine der gesellschaftlichen Verantwortung verpflichtete Suche nach Erkenntnis zu verstehen. Snell hatte in der Endzeit der Weimarer Republik den weitgehenden Rückzug der liberalen Intelligenz aus den Niederungen der politischen Praxis miterlebt. Anfang der 1930er-Jahre kam die trügerische Hoffnung auf, dass auch im totalitären System Inseln selbstbestimmter wissenschaftlicher Existenz möglich seien. Aufgrund eigener Beobachtungen war Snell davon überzeugt, dass der ganz auf seine Forschung zurückgezogene Wissenschaftler durch den damit verbundenen Wahrnehmungsverlust seine politische Orientierungs- und Urteilsfähigkeit verlor und Gefahr lief, von radikalen politischen Kräften für deren Ziele missbraucht zu werden.

Es war nach seiner Meinung durchaus eine Aufgabe der Universität, allgemeine politische Bildung zu vermitteln und so zu einer umfassenden Persönlichkeitsbildung der Studierenden beizutragen. Wie sich Snell eine solche Ausbildung der Studenten vorstellte, wird man am besten anhand des »Studienprogramms« des von ihm gegründeten und 1955 eröffneten Europa-Kollegs erschließen können, <sup>362</sup> das die Kollegiaten neben ihrem Fachstudium absolvierten. Dazu gehörten eine »Ringvorlesung«, die in jedem Semester wechselnd von Vertretern der Juristischen, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen oder Philosophischen Fakultät abgehalten wurde, ein »Politisches Forum«, in dem regelmäßige Diskussionen zu aktuellen politischen Fragen mit Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens stattfanden, sowie eine »einführende Arbeitsgemeinschaft«, in der neu aufgenommene Kollegiaten sich über Grundfragen von Politik und Wirtschaft informieren und auf diesem Weg zu eigenem Urteil gelangen konnten.

Die Pläne der Reformer zielten darauf ab, die Universitäten zu einem aktiven Faktor in einer Gesellschaft zu machen. Hier konnten reformerische Kräfte ansetzen und über die evolutionären Zielsetzungen

Humboldts hinausführende Wege suchen, um die Spuren der Diktatur zu beseitigen und die Universität unmittelbar und in einer aktiven Rolle mit der Demokratie zu verbinden. Der Reформаusschuss des »Blauen Gutachtens« von 1948 sah die Aufgabe der Universität »im Dienst am Menschen« und wollte damit »sowohl die Verpflichtung der Hochschule gegenüber der Gesellschaft wie diejenige gegenüber der Wahrheit« ausdrücken.<sup>363</sup> Damit kam wieder jenes aufklärerische und emanzipatorische Moment von Bildung und Wissenschaft zur Geltung, welches seit dem 18. Jahrhundert mit dem Neohellenismus verbunden gewesen war, inzwischen aber fast schon vergessen schien. Es war das wichtigste Anliegen der Ausschussmitglieder, den aufklärerischen Impuls zur Selbstbefreiung aus der Unmündigkeit an die Studierenden weiterzugeben und für die akademische Charakterbildung fruchtbar zu machen. Selbstbestimmtes Denken und Verantwortung gegenüber der Gesellschaft sollten die obersten Ziele akademischer Pädagogik sein. Der akademisch Gebildete durfte kein Stubengelehrter sein, sondern musste auch über politische Bildung und politisches Urteil verfügen und an der Diskussion gesellschaftlicher Probleme teilnehmen können. Theorie und Praxis griffen dabei ineinander, um eine »wirklichkeitsfremde Überschätzung des reinen Wissens und Denkens« zu vermeiden. Die Universitätsmitglieder waren aufgefordert, sich als verantwortlichen Teil der Gesellschaft zu verstehen und auch in der Öffentlichkeit offensiv für Vernunft, Recht und Freiheit einzutreten. Die Reformansätze des »Blauen Gutachtens« zielten auf eine grundsätzliche Veränderung des Bildungsauftrags der Universität, Hochschulreform sollte nicht in einer papierernen Hochschulverfassungsreform stecken bleiben.

Hinter den Empfehlungen des Ausschusses stand das Erlebnis der nationalsozialistischen Diktatur und verlieh ihnen Aktualität und Dringlichkeit. Gerade die Forderung nach einem Studium generale<sup>364</sup>, für das sich Snell auch an der Universität Hamburg engagiert einsetzte, basierte auf der Erfahrung, dass es häufig die politisch uninformierten Spezialisten gewesen waren, die ihr Expertenwissen den Nationalsozialisten angedient hatten. Die Verfasser des »Blauen Gutachtens« waren sich dessen bewusst, dass eng spezialisiertes Fachwissen in seiner unkritisch gewährten oder angebotenen Verfügbarkeit nicht nur im »offen totalitären Staat« eine Gefahr darstellte. Auch in der Demokratie

war »die verdeckte Herrschaft einiger organisatorischer, politischer und technischer Spezialisten (der »Manager«) in einer formal demokratischen Staatsform« eine politische Gefahr.<sup>365</sup> Der Studierende musste deshalb »nicht nur als Spezialist, sondern als Mensch tauglich gemacht werden«. Oberflächlich betrachtet mochte die Kritik am Spezialistentum an Thesen der Zeit Humboldts erinnern, doch ihre Begründung war nicht die der idealistischen Philosophie. Die Fähigkeit, Fachwissen in gesellschaftliche Zusammenhänge einordnen zu können, sollte als eine Schlüsselkompetenz des Wissenschaftlers im demokratischen Staat gelten. Nicht zuletzt aber war das allgemeine Orientierungswissen auch des Spezialisten »eine notwendige Voraussetzung für den Kampf gegen die Gefahr der Selbsterstörung des technischen Zeitalters«. <sup>366</sup> Diese Gefahr war am 6. und 9. August 1945 mit dem Einsatz einer »unmenschlichen Waffe« auf Hiroshima und Nagasaki deutlich geworden, die »zur Zerstörung der menschlichen Kultur« führen konnte – so Tenno Hirohito in seiner Rede anlässlich der Kapitulation Japans. In einer durch berufliche Spezialisierung geprägten modernen Demokratie war »das Bewusstsein der Einheit der Bildung« von großer Bedeutung, und sie musste »soziales und staatsbürgerliches Bewusstsein« einschließen.

Die Denkanstöße des »Blauen Gutachtens« von 1948 wurden von der Professorenschaft weitgehend abgelehnt und fanden keinen Eingang in die Praxis des akademischen Betriebs. Auch ein anderer, fünf Jahre später unternommener Reformversuch, der 1953 von Snell initiierte »Hofgeismarer Kreis«, konnte die in ihn gesetzten Reformertungen nicht erfüllen. Dieser Gesprächskreis von reformwilligen Hochschullehrern und Rektoren veröffentlichte 1956 eine Denkschrift zur Neugliederung des Lehrkörpers,<sup>367</sup> in der die Humboldt'sche Einheit von Forschung und Lehre aufgegeben wurde, um die Anforderungen der Massenuniversität besser bewältigen zu können. Die deutschen Hochschulen der Adenauer-Zeit waren nicht der Ort, an dem zukunftsweisende Reformen Fuß fassen konnten.

## »Gründungsgeschichten«: Die Mommsen-Gesellschaft – Die Fondation Hardt

Von gegenseitigem Misstrauen begleitete Spannungen zwischen den Siegermächten führten schon früh zur Interessenabgrenzung zwischen Ost und West. Bereits 1947 zeichnete sich eine Abschottung der Einflussphären ab. Dabei wirkte sich der »Kalte Krieg« in Deutschland gerade auch auf dem Gebiet der Wissenschaft als eine Auflösung historisch gewachsener Beziehungen aus.

Die politisch-ideologisch motivierte Abgrenzung in der Zeit der US-amerikanischen Containment-Politik zeigte sich in Westdeutschland darin, dass alle Projekte zur kulturellen Zusammenarbeit blockiert wurden. Symptomatisch war das Scheitern des Projekts eines gesamtdeutschen Schriftstellerkongresses 1947<sup>368</sup> und das Zerbrechen des gesamtdeutschen PEN, der nach Kriegsende 1948/49 ein zweites Mal gegründet und Mitglied des internationalen PEN-Clubs gewesen war.<sup>369</sup> Am 3. bis 4. Dezember 1951 fand in Darmstadt die Gründungsversammlung eines eigenen bundesrepublikanischen PEN-Zentrums statt. Dem antikommunistischen Konsens in der von den USA dominierten Hemisphäre und dem davon ausgehenden Konformitätsdruck konnten sich die meisten westdeutschen Schriftsteller nicht entziehen,<sup>370</sup> ebenso wenig wie die allgemeine Öffentlichkeit und die Professorenschaft.<sup>371</sup>

Snell hielt es für wichtig, einer solchen durch Sektorenbegrenzungen bestimmten Isolierung entgegenzuwirken. Er selbst war seit dem 23. Oktober 1947 korrespondierendes Mitglied der am 1. Juli 1946 wiedereröffneten Deutschen Akademie der Wissenschaften, Berlin (Ost). Auf seine Anregung hin trafen sich am 30. August 1949 in dem Landerziehungsheim Birklehof in Hinterzarten bei Freiburg im Breisgau Altertumswissenschaftler aus Ost- und Westdeutschland und gründeten eine die Zonengrenzen überbrückende »Gesellschaft zur Erforschung des Klassischen Altertums«, die darauf abzielte, die seit Christian Gottlob Heyne (1729-1812), Friedrich August Wolf (1759-1824) und August Böckh (1785-1867) bestehende Tradition der deutschen Altertumswissenschaft als ein gemeinsames Erbe in das Blickfeld zu rücken und gegenwärtig Getrenntes zusammenzuführen. Was isoliert betrachtet wie eine für sich allein stehende wissenschaftsorganisatorische Initiative aus-

sehen mag, war doch auch eine politische Stellungnahme und wissenschaftspolitische Initiative in einer Zeit starrer Blockbildungen. Anregungen zu einer solchen altertumswissenschaftlichen Gesellschaft fand Snell in Gesprächen mit Georg Picht (1913-1982).<sup>372</sup>

Zum Vorstand der neu gegründeten Gesellschaft gehörten neben dem zum Vorsitzenden gewählten Bruno Snell<sup>373</sup> der Archäologe Friedrich Matz (1890-1974),<sup>374</sup> der Sprachwissenschaftler Hans Krahe (1898-1965)<sup>375</sup> und der Althistoriker Joseph Vogt (1895-1986).<sup>376</sup> Auf Antrag der ostzonalen Tagungsteilnehmer Friedrich Zucker (Jena)<sup>377</sup> und Franz Dornseiff (Leipzig)<sup>378</sup> kam es gemäß der gesamtdeutschen Ausrichtung der neu gegründeten Gesellschaft zu dem Beschluss, die nächste Tagung im folgenden Jahr an einem Ort auf dem Gebiet der sowjetischen Besatzungszone abzuhalten. Vom 1. bis 3. Juni 1950 fand so in Jena eine »Fachtagung deutscher Forscher auf dem Gebiet des Klassischen Altertums« statt.<sup>379</sup> Leiter der Versammlung waren Snell und der damalige Rektor der Universität Jena, der Papyrologe und Professor für Klassische Philologie Friedrich Zucker. Lapidar heißt es im Protokoll: »Am Vormittag des 1. Juni 1950 wurde in einer internen Versammlung die »Mommsen-Gesellschaft« gegründet.« Die Zusammensetzung des in Jena gewählten Vorstands entsprach der gesamtdeutschen Orientierung: An ostdeutschen Universitäten lehrten Friedrich Zucker (Jena) und Hermann Kleinknecht (Rostock),<sup>380</sup> den Westen vertraten Kurt Latte (Göttingen) und Bruno Snell, hinzu kam noch der Archäologe Friedrich Matz (Münster).<sup>381</sup>

Der der Tagung vorausgehende Briefverkehr macht die Schwierigkeiten deutlich, mit denen die Veranstalter zu kämpfen hatten. Nur zwölf westdeutsche Teilnehmer kamen zur Tagung nach Jena, das heißt, die drei westdeutschen Vorstandsmitglieder und die drei westdeutschen Referenten stellten schon die Hälfte der Altertumswissenschaftler, die aus dem Westen nach Jena gekommen waren. Ein wesentlicher Grund für die geringe westdeutsche Beteiligung dürften »die politischen Spannungen 1949/50 [...] und daraus resultierende Aversionen« gewesen sein.<sup>382</sup>

Neben Mommsen, den Kurt Latte als Namensgeber für die neue Gesellschaft vorschlug, war zunächst auch Mommsens Schwiegersohn Wilamowitz als Namenspatron genannt worden.<sup>383</sup> Die Frage sei dann auf Snells Initiative hin zugunsten von Mommsen entschieden worden,

weil Mommsen das breite Spektrum einer umfassenden Altertumswissenschaft vertrat, was inhaltlich dem Konzept entsprach, das man mit der Neugründung verfolgte. Wilamowitz wurde mehr als reiner Philologe angesehen. Der kaisertreue »Junker« Wilamowitz, der bei glücklichem Kapp-Lüttwitz-Putsch möglicherweise als Kultusminister in eine Regierung der extremen Rechten eingerückt wäre, war aus Snells Sicht wohl auch nicht das erwünschte Vorbild für eine Altertumswissenschaft in einer Zeit nach Hitler. Für Mommsen waren wie für Snell Wissenschaft und Politik »unzertrennbar«,<sup>384</sup> auch das mag ein Argument gewesen sein.

In der Zeitschrift »Die Wandlung«<sup>385</sup> war 1948 gerade der erste Abdruck von Mommsens Testamentsklausel vom 2. September 1899 erschienen. Im zweiten Absatz heißt es dort:

Politische Stellung und politischen Einfluss habe ich nie gehabt und nie erstrebt; aber in meinem innersten Wesen, und ich meine mit dem Besten, was in mir ist, bin ich stets ein *animal politicum* gewesen und wünschte ein Bürger zu sein. Das ist nicht möglich in unserer Nation, bei der der Einzelne, auch der Beste, über den Dienst im Gliede und den politischen Fetischismus nicht hinauskommt.<sup>386</sup>

Snell wird den Text gekannt und mit dem »animal politicum«, dem alten Liberalen von 1848, sympathisiert haben. Die von Mommsen ersehnte Verbindung von liberalen Grundsätzen und deutscher Einheit könnte in den Augen Snells auch ein Programm für ein neues Deutschland nach der Diktatur gewesen sein. Ob solche Überlegungen 1950 bei der Namenswahl für einen gesamtdeutschen Verband der Altertumswissenschaftler eine entscheidende Rolle gespielt haben, bleibt allerdings Spekulation.

Neben den innerdeutschen Problemen hatte Snell aber auch die internationalen Tagungskalender im Blick. Vom 28. August bis zum 2. September 1950, nur wenige Wochen nach der Tagung der Mommsen-Gesellschaft in Jena, sollte unter der Ägide der UNESCO der erste Kongress der *Fédération internationale des Associations d'Etudes Classiques* (FIEC) in Paris stattfinden. Teilnehmen konnten nur Delegationen derjenigen nationalen Gesellschaften – in diesem Fall also einer gesamtdeutschen Gesellschaft –, die dem internationalen Dach-

verband angeschlossen waren. Als erster Vorsitzender der Mommsen-Gesellschaft (er war dies von 1950 bis 1954) nahm Snell an der Pariser Tagung der FIEC teil und hielt dort »ein Referat über das Hamburger Archiv für griechische Lexikographie«. <sup>387</sup> Dass er mit dieser Teilnahme nicht nur die Erwartung verband, »dass wir zum ersten Mal wieder als gleichberechtigte Mitglieder dort werden auftreten können«, sondern auch die Hoffnung, »dadurch Interesse und womöglich auch pekuniäre Unterstützung für das Archiv zu gewinnen«, klingt im Schreiben an die Hochschulabteilung vom 11. Juni 1950 an. <sup>388</sup>

Zu den von Snell aufgeführten »Gründungsgeschichten« gehört auch die Fondation Hardt pour l'étude de l'antiquité classique in Vandœuvres bei Genf. Die 1950 von dem wohlhabenden deutschen Baron Kurd von Hardt (1889-1958) gestiftete Einrichtung sollte den altertumswissenschaftlichen Fächern als Kommunikations- und Forschungszentrum dienen und zugleich durch die Rückbesinnung auf das frühe europäische Erbe die europäische Idee unterstützen. <sup>389</sup> In seinem Bericht an die Hochschulabteilung der Schulbehörde über den »kleinen Kongress« vom 8. bis 14. September 1952 in der Fondation Hardt (es handelte sich um die erste Veranstaltung der Entretiens sur l'Antiquité classique, <sup>390</sup> die seitdem jährlich durchgeführt werden) schrieb Snell: »Mit dem Gründer der ›Fondation‹, Baron von Hardt, habe ich eingehend über den weiteren Ausbau dieses höchst bedeutsamen Instituts beraten. Es ist in Aussicht genommen, dass ich dem Kuratorium, das dafür gebildet werden solle, beitrete.«

Der weitere Bericht Snells zeigt, dass er die Förderung seiner Hamburger Anliegen doch stets im Blick behielt:

Besonders wertvoll war es mir, mit den beiden französischen Kollegen von der Sorbonne mündlich schon früher begonnene Verhandlungen über den Hamburger Thesaurus fortzusetzen. Der Erfolg ist, dass ein besonders befähigter junger Franzose inzwischen hier als Mitarbeiter am Homer-Lexikon eingetroffen ist. Der holländische Kollege aus Leiden, <sup>391</sup> der schon früher tätiges Interesse am Thesaurus gezeigt hat, will den schon früher verfolgten Plan weiterverfolgen, einen holländischen Stipendiaten an den Thesaurus nach Hamburg zu schicken. Außerdem konnte mir Prof. [Pierre] Chantaine – Paris noch weiter behilflich sein, Dr. [Stamatis] Karatzas,

einen Griechen, der bei ihm studiert hat und den er besonders empfohlen hatte, für Hamburg als griechischen Lektor zu gewinnen. Auch Herr Dr. Karatzas ist inzwischen in Hamburg eingetroffen.<sup>392</sup>



## Von der Reeducation zur Reorientation des »Kalten Krieges« – Der Congress for Cultural Freedom in Berlin im Juni 1950

Die USA waren 1945 nicht nur zur militärischen und wirtschaftlichen Hegemonialmacht des Westens aufgestiegen, sie hatten auch die politische und ideologische Führung übernommen. Als Besatzungsmacht nahmen die USA direkten administrativen Einfluss auf die Entwicklung im Westen Deutschlands. Daneben gab es eine ergänzende kulturpolitische Handlungsebene mit einer auf einen längeren Zeitraum angelegten Kulturpolitik zur Umerziehung der deutschen Bevölkerung. Durch die »reeducation«, »Umerziehung«, sollten die Deutschen vom Nationalsozialismus geheilt werden. Als hilfreich galt dabei der Transfer US-amerikanischer Werte und die Propagierung des American Way of Life. Diese »Amerikanisierung« sollte einen allgemeinen politischen Mentalitätswandel bei der deutschen Bevölkerung herbeiführen. Die für Literatur, Theater, Presse und Rundfunk zuständigen Kulturoffiziere, häufig Emigranten, die mit den deutschen Verhältnissen gut vertraut waren, gingen von einer aufklärenden Pädagogik aus, welche die Erziehbarkeit der Deutschen und die »Heilung« vom Nationalsozialismus, der »deutschen Paranoia«, für möglich hielt. Bezeichnend war zum Beispiel die Theaterpolitik der US-amerikanischen Besatzungsbehörden. Es gab ein Verzeichnis der für Deutschland freigegebenen Stücke, und lokale Theateroffiziere (supervising officers for theatres) beeinflussten die Gestaltung der Spielpläne.<sup>393</sup> Für den nordamerikanischen Präsidenten Roosevelt war die Bekämpfung des Nationalsozialismus das Hauptziel des Zweiten Weltkrieges, gegenüber Russland bemühte er sich möglichst um eine Good Neighbour Policy.

Nach dem Tod Roosevelts am 12. April 1945 veränderten sich unter dem neuen Präsidenten Harry S. Truman die politischen Zielsetzungen. Die sogenannte Truman-Doktrin vom 12. März 1947 beendete die Kriegskoalition mit der UdSSR und eröffnete den »Kalten Krieg«. Sie leitete im Zuge der Abgrenzung der Systeme eine Politik ein, deren Ziel es war, den sowjetrussischen Einfluss einzudämmen und soweit wie möglich zurückzudrängen. Der »Westen« zeigte sich beunruhigt

über die starken sozialistischen und kommunistischen Strömungen in europäischen Staaten wie etwa Italien, Griechenland und Frankreich. Er interpretierte sie als sowjetische Expansionsbestrebung und sah darin eine Entwicklung, die dem Selbstbestimmungsrecht der Völker widerspreche. In Griechenland fand ein Bürgerkrieg statt, in dem die links orientierte griechische Volksbefreiungsarmee beziehungsweise die Nationale Befreiungsfront zu siegen drohte. Das wollten die USA keinesfalls zulassen. Im Rahmen der Containment-Politik Trumans sollte im westlichen Einflussbereich mit groß angelegten finanziellen und propagandistischen Maßnahmen der jeweilige Volkswille mit den geopolitischen Interessen der US-amerikanischen Seite in Einklang gebracht werden. Aufgrund der ideologischen Gegensätze verstand jedes der zwei politischen Lager die Politik der Gegenseite als aggressiv. Beide Seiten waren bestrebt, ihre Einflussphäre abzusichern. Die Einheit Deutschlands war in einer solchen Konstellation undenkbar, der »Eiserne Vorhang« zwischen Ost und West markierte die Grenzlinie zwischen den Blöcken.<sup>394</sup>

Westdeutschland sollte in das antisowjetische Bündnissystem einbezogen werden. So folgte der »reeducation« oder »Umerziehung« die »reorientation«, der »Wiederaufbau«. In der Erziehung zu westlichen Werten war jetzt der Antikommunismus von vordringlicher Wichtigkeit, bereits eine um Neutralität bemühte Haltung war unerwünscht und verdächtig. Im August 1947 wies das US-amerikanische Kriegsministerium General Lucius D. Clay, von 1947 bis 1949 Militärgouverneur der US-amerikanischen Besatzungszone in Deutschland, an, die Entnazifizierung bis zum 31. März 1948 zu beenden. Hitler-Deutschland war besiegt, der Hauptfeind war jetzt die Sowjetunion, vor allem gegen sie richtete sich die Totalitarismusthese.

Die »Westernisierung« (westernization) der westeuropäischen Staaten hatte man bis 1950 abgeschlossen. Die US-amerikanische Führung war daran interessiert, die europäischen Staaten möglichst schnell wirtschaftlich, kulturell, politisch, letztlich auch militärisch zusammenzuschließen und in den eigenen Machtbereich zu integrieren,<sup>395</sup> ein Ziel, dem auch der Marshall-Plan diente.<sup>396</sup> Im »Wettkampf der Systeme« ging es der US-Militärregierung um den Transfer demokratischer Ordnungsvorstellungen nach Westdeutschland. »Intellectual warfare« und »cultural control« waren integrale Bestandteile der ideologischen Aus-

einandersetzung. Unverzichtbar war die Kontrolle der Meinungsbildung in der westdeutschen Gesellschaft, vor allem in den Parteien und Gewerkschaften. Presse und Rundfunk waren hier wegen ihrer Breitenwirkung von größter Bedeutung.<sup>397</sup> Doch auch den intellektuellen Eliten, die als Multiplikatoren in die Gesellschaft hineinwirkten, wurde bei der propagandistischen Formung der öffentlichen Meinung großes Gewicht beigemessen. Die infolge des Umbruchs zunächst orientierungslose westdeutsche Bildungsschicht sollte sich unter US-amerikanischem Einfluss einer »westlich« orientierten Weltanschauung anschließen, die in deutlicher Gegnerschaft zu allen kommunistischen, sozialistischen oder auch nur neutralistischen Denkansätzen stand. Die nötigen ideologischen und organisatorischen Bausteine, auch die erforderlichen Gelder wurden von den USA gestellt.

Zu Beginn der 1950er-Jahre gewann in den USA ein obsessiver Antikommunismus die Oberhand. Viele Intellektuelle sahen sich dem Vorwurf »unamerikanischer Umtriebe« ausgesetzt. Senator Joseph McCarthy (1908-1957) begann seine Kommunistenjagd unter Künstlern, Wissenschaftlern und Politikern und erreichte damit eine gewisse Popularität. Als Wortführer der antistalinistischen Linken in den USA galt das Netzwerk der New York Intellectuals<sup>398</sup> (eine Gruppe, die politisch dem rechten Rand des New Deal zugeordnet wurde und deren Mitglieder sich zum großen Teil als Trotzlisten oder Renegaten verstanden). Die linken, meist jüdischen Intellektuellen der Gruppe, die häufig noch mit dem »alten Europa« verbunden waren und in den 1930er-Jahren meist in der Bronx und in Brooklyn lebten, gingen nach den Moskauer Prozessen 1936 bis 1938 zu einem linken Antistalinismus über, um danach mit dem Vorrücken in die bürgerlichen Quartiere der Upper West Side auf einen liberalen Antikommunismus oder den nordamerikanischen Neokonservativismus einzuschwenken. Daniel Bell verkündete 1960 das »Ende der Ideologie«<sup>399</sup> und vertrat einen »pragmatischen Konsensliberalismus«: Durch die Synthese von kapitalistischem Individualismus und Sozialpolitik in der Tradition des New Deal sollte der von Marx beschriebene Gegensatz von Kapital und Arbeit und der Zwang zur Profitmaximierung aufgehoben werden.<sup>400</sup> In den frühen 1950er-Jahren fanden sich in der New Yorker Gruppierung die Claqueure und Aktivisten der kulturellen Containment-Politik.

Als im »Kalten Krieg«<sup>401</sup> ein propagandistisches Kulturprogramm in Europa aufgelegt werden sollte, waren Mitglieder der New York Intellectuals maßgeblich an der Realisierung beteiligt, so beispielsweise Melvin Lasky, Herausgeber des »Monat«, Irving Kristol, Herausgeber und Mitbegründer des britischen »Encounter«, und der Soziologe Daniel Bell, der als Journalist tätig war. In den USA selbst eskalierte der »Kalte Krieg« durch die zunehmende »Kommunistenfurcht« (red scare), als der bisher selbstverständliche Überlegenheitsanspruch des westlichen Gesellschaftssystems mit seiner Kombination von Demokratie und Kapitalismus (welfare capitalism) durch die unvermutete technologische Leistungsfähigkeit der UdSSR, der Zündung einer Atombombe 1949, erschüttert wurde.

In Deutschland war in der britischen, französischen und US-amerikanischen Zone nach verschiedenen Maßnahmen zur Bildung eines einheitlichen, am westlichen System orientierten Wirtschaftsraumes am 20. Juni 1948 eine Währungsreform durchgeführt worden, die auch für die Westsektoren Berlins galt. Die Sowjetunion reagierte mit der Abriegelung der Zufahrtsstraßen nach Berlin, der »Berlin-Blockade« vom 24. Juni 1948 bis zum 12. Mai 1949, die den ersten Höhepunkt des »Kalten Krieges« darstellte. Der »Eiserne Vorhang« war unübersehbare Wirklichkeit geworden.<sup>402</sup>

Vonseiten der US-Regierung wurde die ideologische Auseinandersetzung mit einer groß angelegten Kulturoffensive vorangetrieben. Das Kulturprogramm hatte zum Ziel, die Vereinigten Staaten von Amerika als positives Vorbild für die Entwicklung einer demokratischen Staatsform in Westdeutschland einzuführen. Eingeleitet wurde die Kampagne im Oktober 1948 durch die von Melvin Lasky im Auftrag des US-amerikanischen Militärgouverneurs, General Lucius D. Clay, herausgegebene Kulturzeitschrift »Der Monat«. Die Zeitschrift war vor allem auf die sogenannten nichtkommunistischen Linken ausgerichtet und eng mit der »Westernisierung« und den außenpolitischen Interessen der USA verbunden.<sup>403</sup>

Am 26. Juni 1950 fand im Titania-Palast in West-Berlin der internationale Congress for Cultural Freedom (CCF) statt, die Keimzelle, aus der der CCF als dauerhafte Einrichtung und zentrale »Agentur des Kalten Krieges« hervorging.<sup>404</sup> Vom 26. bis zum 30. Juni 1950 kamen die Teilnehmer in der »Frontstadt« Berlin zusammen.<sup>405</sup> Verant-

wortlich für die Vorbereitungen vor Ort war wiederum Melvin Lasky, der im »Kalten Krieg« als Propagandist und publizistischer Agent fungierte,<sup>406</sup> die Schlüsselfigur im Hintergrund war der aus Litauen stammende Publizist und CIA-Mitarbeiter Michael Josselson (1908-1978), der das nötige Geld bereitstellte. Dem internationalen Vorbereitungskomitee gehörten bekannte Intellektuelle und Schriftsteller aus den USA und Westeuropa an wie John Dewey, Tennessee Williams, Bertrand Russell, Hugh Trevor-Roper, Benedetto Croce, Ignazio Silone. Deutschland war durch Karl Jaspers, Richard Löwenthal, Eugen Kogon und Alfred Weber vertreten. Man verstand sich als Kreis liberaler Intellektueller, die sich gegen den Totalitarismus wandten. Angesichts der anhaltenden Bedrohung der Freiheit wurde der Entschluss gefasst, eine feste Organisation zu gründen. Nach der offiziellen Gründungssitzung in Brüssel vom 27. bis 30. November 1950 hatte der Congress for Cultural Freedom seinen ständigen Verwaltungssitz in Paris. Der CCF unterhielt zeitweise Büros in 35 Ländern, verfügte über Dutzende von Mitarbeitern, veröffentlichte mehrere Zeitschriften,<sup>407</sup> richtete weltweit Konferenzen aus<sup>408</sup> und veranstaltete Konzerte, beispielsweise mit dem Boston Symphony Orchestra in Paris, und Kunstausstellungen. Die Botschaft war: Die Hochkultur der Freiheit verteidigte sich gegen die Barbarei des kommunistischen Ostens. Alles sollte den Eindruck erwecken, dass sich die gesamte kulturelle Weltelite spontan hinter das politische Konzept der USA stellte.

Im April 1966 deckte die »New York Times« auf, dass der CCF über US-amerikanische Scheinstiftungen (dummy foundations) durch die 1947 gegründete Central Intelligence Agency (CIA) finanziert wurde.<sup>409</sup> Mehr als zehn Jahre nach der McCarthy-Ära war es nicht mehr möglich, eine durch den Vietnamkrieg veränderte US-amerikanische Öffentlichkeit davon zu überzeugen, dass es sich hier um eine kommunistische Propagandathese handele, vielmehr wurden die immer neuen Enthüllungen als politischer Skandal wahrgenommen. Die Dementis fanden keinen Glauben. Dass der CCF großzügig von der CIA subventioniert wurde, wusste bis dahin nur der innere Kreis, denn nach außen hin sollte der CCF den Eindruck einer Einrichtung vermitteln, die lediglich die spontane Überzeugung freiheitlich gesinnter Personen repräsentierte.

In der Bundesrepublik Deutschland fand der Berliner Kongress vom Juni 1950 große Beachtung. Auch Snell verfolgte die Veranstaltung für kulturelle Freiheit mit Interesse. Für ihn standen die USA in der europäischen Tradition des »politischen Humanismus«, der von Athen und Sparta seinen geistesgeschichtlichen Ausgang genommen hatte.<sup>410</sup> Das militärische Eingreifen der USA in Europa ließ sich so als eine Aktion verstehen, zu der sich Männer wie Roosevelt verpflichtet sahen, um gemeinsam mit Briten und Franzosen das geistige Erbe in Europa zu erhalten und zu sichern, ein Erbe, von dem sich die Deutschen unter dem Nationalsozialismus losgesagt hatten. Snell konnte darauf verweisen, dass Thomas Jefferson (1743-1826), der von 1801 bis 1809 Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika war, der Antike nicht nur als Architekt grandioser klassizistischer Bauten verpflichtet war. Die Declaration of Independence, die er 1787 federführend zusammen mit John Adams, Benjamin Franklin, Robert R. Livingston und Roger Sherman formuliert hatte, wurzelte in dem staatstheoretischen Denken und der politischen Erfahrung der Griechen und Römer. In der US-amerikanischen Verfassung fand Snell jenen »politischen Humanismus« wieder, der seine Grundlagen im 6. und 7. vorchristlichen Jahrhundert in den neuen politischen Gedanken eines Solon und Tyrtaios hatte.<sup>411</sup> Die in der Präambel aufgeführten Begriffe »justice«, »domestic tranquility«, »liberty«, »constitution« hatte bereits Solon als Grundlage der athenischen Demokratie angesehen. Auf Tyrtaios, den Begründer der spartanischen Staatsideologie, führte Snell den Gedanken der gemeinsamen Verteidigung (common defense), aber auch das Ziel der allgemeinen Wohlfahrt (public welfare) zurück. Der Kreis um Jefferson war der Ansicht, dass die großen staatstheoretischen Projekte der Griechen in der Antike nur unzureichend verwirklicht worden seien. Er griff die Ideen aus der Frühzeit des alten Kontinents auf, um sie in der Neuen Welt in einem neuen Staat politische Realität werden zu lassen. Für Jefferson und seine Mitstreiter waren die im alten Europa entwickelten Begriffe wie keine anderen dazu geeignet, das neue republikanische Staatsverständnis der von europäischer Vorherrschaft befreiten Nordamerikaner zum Ausdruck zu bringen.

Wenn Snell die kulturellen Aktivitäten des Congress for Cultural Freedom aufmerksam beobachtete und sich bald auch zur Mitarbeit entschloss, so waren es mehrere unterschiedliche Aspekte, unter denen

ihm die kulturpolitischen Aktivitäten der US-amerikanischen Besatzungsmacht interessant und nützlich erschienen. In manchen Fragen aber legte er, wie sich im Weiteren zeigen wird, dennoch Wert auf ein eigenes, abweichendes Urteil und kritische Distanz. Grundlage blieb dabei stets die Überzeugung, dass die nordamerikanische Kultur trotz mancher Unterschiede nicht fremd war, sondern in der europäischen Geistesgeschichte wurzelte. Nach Snells Ansicht brachten die USA als Siegermacht die Demokratie nach Europa zurück. Jeder Deutsche, der den Nationalsozialismus im westlichen Teil Deutschlands beseitigen wollte, musste die US-amerikanische Besatzungsmacht und das politische Erbe, das sie verkörperte, unterstützen, um nach zwölf Jahren der Diktatur die Tradition des europäischen Humanismus wieder zur Geltung zu bringen.

In Übereinstimmung mit dem Grundkonzept des CCF war Snell überzeugt von den politischen Wirkungsmöglichkeiten von Kultur. Er ging davon aus, dass Kultur zwar »abhängig [ist] von der sozialen Ordnung ihrer Zeit«, zugleich aber auch als geistiger Impuls die Diskussion um »die Formen menschlichen Zusammenlebens beeinflussen kann«. <sup>412</sup> In dem Dialog mit der nordamerikanischen Kultur glaubte er, eine politische Grenzen überschreitende Diskussion unter Bürgern zu erkennen, die sich gemeinsam um Freiheit und Demokratie bemühten. Snell befürwortete einen offenen argumentativen Diskurs über die Verwirklichung von Selbstbestimmung und Freiheit. Hier ließ sich das US-amerikanische Kulturprogramm der frühen Nachkriegszeit einordnen ebenso wie die kulturpolitische Initiative des CCF, soweit sie dem Demokratietransfer dienten. Dabei mochte Snell das forcierte Engagement der USA gelegentlich befremdet haben, denn es stand in deutlichem Gegensatz zur liberalen britischen Kulturpolitik, die er aus Hamburg kannte. <sup>413</sup>

Nach den zwölf Jahren des »Dritten Reiches« konnte man 1950 für die westlichen Besatzungszonen feststellen, dass durch die Alliierten wieder Rechtsstaatlichkeit und Demokratie hergestellt worden waren, eine Staatsform, welche die Deutschen damals ohne das Eingreifen der Westmächte wohl nicht auf den Weg gebracht hätten. Presse und Rundfunk trugen ihren Teil zur Umerziehung bei. Die Nebel der faschistischen Propaganda begannen sich aufzulösen, die Werte von Selbstbestimmung und Demokratie wurden sichtbar. Dieser Fortschritt voll-

zog sich allerdings zugleich als Teil des Kampfes, den USA und UdSSR um die Vormachtstellung nicht nur in Europa führten. Als Hegemonialmacht des westlichen Bündnisses strebten die Vereinigten Staaten von Amerika in der Konfrontation der Systeme nach globaler Vorherrschaft und »imperialistischer Expansion«.414 Da die Auseinandersetzung mit den Mitteln der ideologischen Kriegsführung ausgetragen wurde, entstand im »Kalten Krieg« im Einflussgebiet der USA aus taktischer Desinformation und manipulativer Sprache erneut ein Propagandaschleier, hinter dem die politischen Absichten weitgehend verborgen blieben. Hier unterstützte die Tätigkeit des Congress for Cultural Freedom eindeutig machtpolitische Ziele, was durch die Beteiligung der CIA deutlich zum Ausdruck kommt. Der Berliner Kongress für die Freiheit der Kultur diente der ideologischen Terrainabsicherung im »Kalten Krieg« und leitete einen kulturpolitischen Übernahmeprozess vor allem Westdeutschlands ein. Zugleich war eine propagandistische Einwirkung auf die übrigen deutschsprachigen Gebiete beabsichtigt, welche von der Sowjetunion besetzt waren. Deren Vertreter agierten ihrerseits im gleichen Sinne. Sollte Kultur nach Snells Verständnis autonome Ausdrucksform des Geistes sein, so war sie in der Realität der weltanschaulichen Auseinandersetzung mitten in Europa ein Instrument aktuell eingreifender Propaganda und machtpolitischer Zielsetzungen.



## Rektor der Universität Hamburg (1951-1953) – Das Europa-Kolleg als universitäres Reformprojekt – Juni 1953: Thomas Mann in Hamburg

Am 18. Juli 1951 wurde Snell von der Vollversammlung der Professoren­schaft der Universität Hamburg zum Rektor für die Zeit vom 1. Oktober 1951 bis zum 30. September 1952 gewählt.<sup>415</sup> Vor der Wohnung des neuen Rektors in der Isestraße 121, so berichteten mehrere Hamburger Zeitungen, veranstalteten die Studenten einen Fackelzug und sangen das alte Burschenschaftslied »Gaudeamus igitur«.<sup>416</sup> Snell sah in dem ihm übertragenen Amt eines Rektors der Universität Hamburg die Chance und die Verpflichtung, die Reformen innerhalb der Universität weiter auszubauen. Seit den Plänen der ersten Nachkriegsjahre gab es die Diskussion über die Errichtung von »college-ähnlichen« Studentenwohnheimen nahe der Universität, die mit eigenen Veranstaltungen das Fachstudium an den Universitäten im Sinne eines Studium

generale ergänzen sollten. Bereits im »Blauen Gutachten« von 1948 hieß es, es sei »auf die Einübung freiheitlicher Formen des Zusammenlebens der Studenten in der offiziellen Studentenvertretung, freiwilligen studentischen Vereinigungen und college-ähnlichen Studentenwohnheimen der größte Wert zu legen«.<sup>417</sup> Snell sah in derartigen Wohnheimen ein wichtiges Reformelement, um die Studentenausbildung an der Universität Hamburg verstärkt für eine allgemeine politische Bildung zu öffnen.

In der »Neuen Hamburger Zeitung« veröffentlichte Snell am 11. März 1952 einen Beitrag unter der Überschrift »Europäisches College in Hamburg geplant«. Ein solches »College« sollte zur »Politischen Erziehung für gesamteuropäische



Bruno Snell als Rektor, 1951

Aufgaben« dienen, wie es im Untertitel hieß.<sup>418</sup> Allerdings fehlte zur Verwirklichung solcher Pläne damals noch »ein guter Teil der nötigen Mittel«. In seinem Plädoyer für eine solche Einrichtung schrieb er:

Für die Entwicklung der politischen Überzeugung in Deutschland hängt alles davon ab, ob man der Jugend zum Bewusstsein bringen kann, dass es Ideen gibt, für die zu wirken sich lohnt, die ein Auftreten in der Öffentlichkeit sinnvoll machen und einem Leben für die Politik Inhalt und Bedeutung geben können. Zweifellos hat der Gedanke eines freien und einigen Europas in der deutschen Jugend während der letzten Jahre immer tiefere Wurzeln geschlagen, aber es ist bisher viel zu wenig dafür geschehen, um sachlich und nüchtern die uns bevorstehenden praktischen Aufgaben ins Auge zu fassen. So erfreulich es ist, dass sich eine echte Begeisterung für das geeinte Europa an mehr und mehr Stellen zeigt – es wäre ein Verhängnis, wenn nur der Enthusiasmus und nicht auch das kühle Denken und das genaue Wissen um die Tatsachen auf den Weg in die Zukunft führten.

Deshalb ist es notwendig, und zwar dringend und sofort notwendig, an den Universitäten Möglichkeiten zu schaffen, die europäischen Probleme zu studieren und zu diskutieren, damit wohlinformierte Menschen zur Verfügung stehen, wenn es gilt tausenderlei Einzelfragen zu lösen, die sich notwendig in einem neuen Europa stellen werden. Wir brauchen Stätten, an denen sich die zusammenfinden, die gemeinsam an dem großen Werk arbeiten wollen. Aus allen Fakultäten und aus allen Disziplinen sollten dort Studenten und Studentinnen gemeinsam in Übungen, Kolloquien und Diskussionen Gelegenheit finden, außerhalb ihres eigenen Fachstudiums die politischen und wirtschaftlichen, die soziologischen und kulturellen Voraussetzungen für eine europäische Zusammenarbeit besser kennenzulernen. Selbstverständlich müssten an solchem Platz sich auch Ausländer einfinden, und zwar nicht nur Europäer, damit durch persönliches Kennenlernen und unmittelbaren Gedankenaustausch das Verständnis für die Eigenart und für die Ansprüche der anderen geweckt wird.

Am besten und am gründlichsten wären all diese Aufgaben zu erfüllen durch Studenten-Wohnheime, in denen etwa 80 bis 100 Stu-

dierende und geeignete und interessierte Dozenten zusammenleben. Nach den guten Erfahrungen, die man mit solchen college-artigen Institutionen an manchen deutschen Universitäten gemacht hat, wäre es am besten, wenn sich etwa ein Drittel weibliche und zwei Drittel männliche Studenten und wiederum ein Drittel Ausländer und zwei Drittel Deutsche zusammenfänden, und wenn das Gebäude so aufgeteilt wäre, dass sich kleine Familien von 8-10 Studierenden zusammenschließen könnten. Die würden dann die natürlichen Arbeitsgruppen sein, die sich zur intensiven Bearbeitung spezieller Probleme zusammenfänden.

Diese besonderen politischen Aufgaben lassen sich mit mancherlei anderen wichtigen Anliegen verbinden: ein solches College, wie es jetzt für Hamburg geplant ist, könnte außerordentlich viel zur Persönlichkeitsbildung, zur Überwindung des Spezialistentums, zur Entwicklung eines zeitgemäßen Gemeinschaftslebens, zur verantwortlichen Mitarbeit in einer Selbstverwaltung, kurz, zur Auffrischung des gesamten studentischen Lebens beitragen, wie es tatsächlich das »Leibniz-Kolleg« in Tübingen, das »Collegium Academicum« in Heidelberg und die »Burse« in Göttingen getan haben.<sup>419</sup> Aber was hier erreicht werden kann und welche besonderen Formen sich entwickeln, hängt wesentlich von denen ab, die den Geist des Hauses bestimmen, und es wird da viel dem Eifer und dem besonderen Interesse derer zu überlassen bleiben, die sich eines solchen Heims annehmen und seine Tradition begründen. Wenn auch mancherlei eingehende Erwägungen über das, was erreicht werden könnte und was erreicht werden sollte, schon ange stellt sind, so hat es im Augenblick wohl noch keinen rechten Sinn, mit einem bis in die Einzelheiten hineinführenden »Programm« hervorzutreten.

Dass die Hamburger Pläne gerade vom Europa-Gedanken ausgehen, liegt natürlich daran, dass Hamburg mit seinen zahlreichen Verbindungen zu anderen Ländern hin an einer Überwindung der überalterten Grenzen und einem Zusammenschluss der Völker besonders interessiert ist. So zeigen denn auch die Hamburger Studenten rege Anteilnahme an diesem Plan. Außerdem finden sich hier genügend ausländische Studenten zusammen, um aus ihnen eine Auswahl für das College treffen zu können.

Für den Bau des College stehen zwei sehr verschiedene Plätze und damit zwei sehr verschiedene Pläne zur Auswahl: Es könnte entweder in einem Vorort (Othmarschen) in ruhiger parkähnlicher Lage neben einem anderen im Bau befindlichen Studentenwohnheim (dem Christophorus-Haus) errichtet werden, oder aber in einem Hochhaus in der Nähe der Universität, wo das College als in sich geschlossener Teil vom Erdgeschoss bis hinauf zum Dachgarten eingerichtet werden könnte.<sup>420</sup>

Dies Europa-College in Hamburg ist vorläufig noch ein Plan, und zu seiner Verwirklichung fehlt noch ein guter Teil der nötigen Mittel. Wenn trotzdem hier schon öffentlich davon gesprochen wird, so deswegen, um ihn zur Diskussion zu stellen, und ähnliche Pläne anzuregen und – womöglich – um freundliche Hilfe dafür zu gewinnen. Denn es scheint uns, die wir diesen Plan zu verwirklichen suchen, eine wesentliche Aufgabe der Universität zu sein, die altehrwürdigen Traditionen unserer alma mater dadurch für die Zukunft zu bewahren, dass wir ihnen neue und lebendige Gedanken zuführen.

Snell suchte nach Verbündeten und nach Finanzierungsmöglichkeiten, um seinen Plan verwirklichen zu können. Als er 1952 erneut zum Rektor der Universität gewählt wurde, gelang es ihm am Ende seines zweiten Rektorats, am 31. Juli 1953 – in der letzten Sitzung, die er als Rektor leitete – nach langwierigen Verhandlungen einen Beschluss des Senats der Universität herbeizuführen, in dem die Gründung einer Stiftung Europa-Kolleg vereinbart wurde. Stifter waren die Universität Hamburg und der Verein Christophorus-Haus, auf dessen Grundstück am Kalckreuthweg das Europa-Kolleg errichtet werden



Bruno Snell,  
Gründer des Europa-Kollegs Hamburg, 1954



Das erste Europa-Kolleg (1955-1967), o. J.

sollte. Der Beschluss des Universitätssenats wurde am 10. Oktober 1953 von der Hamburger Staatskanzlei genehmigt. Vorsitzender des Stiftungsvorstands war der Hamburger Romanist Hellmuth Petriconi (1895-1965), zweiter Vorsitzender der Senatssyndikus Hans Adrian Mestern (1903-1996), zum Schriftführer wurde der Kanzler der Universität, Dr. Richard Münzner, bestellt. Vorsitzender des ersten Kuratoriums des Europa-Kollegs war der Hamburger Politologe und Soziologe Siegfried Landshut (1897-1968). Der Kreis der beteiligten Personen spiegelte die Unterstützung aus Politik und Universität wider, dennoch war die Finanzierung des Projekts keineswegs gesichert. Die Baukosten für das geplante Kolleg beliefen sich nach damaliger Einschätzung auf 450.000 DM. Noch im Winter 1953/54, als es Snell ein großzügiges Stipendium der Rockefeller Foundation ermöglichte, »nach Kopenhagen, Paris, nach England und in die Vereinigten Staaten zu fahren«,<sup>421</sup> war es nicht zuletzt das Ziel, US-amerikanische Stiftungen für die Finanzierung des Europa-Kollegs zu interessieren.

Außerhalb der Universität fand das mühsame Ringen um das Europa-Kolleg kaum Beachtung. In den Augen der Öffentlichkeit galten vor allem zwei Ereignisse als Höhepunkte von Snells Amtszeit als Rektor: der spektakuläre Besuch Thomas Manns und der internationale



Das neue Europa-Kolleg am Windmühlenweg (seit 1967), o. J.

Kongress am Ende von Snells Rektorat, an dem 125 renommierte Wissenschaftler aus 19 Ländern teilnahmen, zwei Veranstaltungen, über die noch zu sprechen sein wird. Erst zwei Jahre nach Snells Rektorat, im Juni 1955, konnte das Europa-Kolleg eröffnet werden. Der jahrelange Kampf um die Finanzierung und die Fertigstellung des Hauses war schließlich erfolgreich.

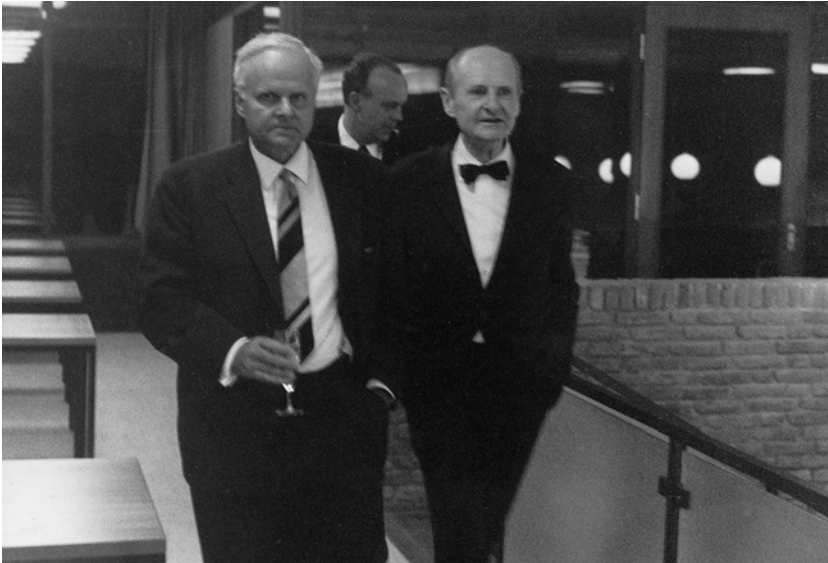
Für Snell selbst mag dieser Erfolg die späte Krönung seiner Amtszeit als Rektor der Universität Hamburg gewesen sein, die beharrliche Arbeit für das Reformprojekt hatte in seinem Rektorat eine zentrale Stellung eingenommen. In der Vereinigung Europas sah er das wichtigste politische Ziel der Zukunft, »das große Werk«. Mit dem Europa-Kolleg wollte Snell »der Jugend zum Bewusstsein bringen, dass es Ideen gibt, für die zu wirken sich lohnt«. Im Mai 1967 wurde auf der Grundlage der Stiftung Neues Europa-Kolleg von 1964 im Windmühlenweg 27 das neue Europa-Kolleg mit Platz für eine größere Bibliothek, Vorlesungsräumen und Arbeitsräumen für Wissenschaftler eröffnet. Das Europa-Kolleg sollte Anfang der 1960er-Jahre nicht nur ein Studium generale anbieten, sondern auch eine Zusatzausbildung für Berufe, die für die europäische Einigung relevant waren. Tutor und seit 1964 auch Geschäftsführer war der Romanist



Erinnerung an die Stifter des Europa-Kollegs im Eingangsbereich des neuen Hauses, o. J.



Bruno Snell bei der Eröffnung des neuen Europa-Kollegs mit dem langjährigen Tutor und Geschäftsführer Hans Isenhagen und Barbara Heuer, einer Kollegiatin, 1967



Unter den prominenten Gastrednern im Europa-Kolleg konnte Bruno Snell auch den befreundeten Carl Friedrich von Weizsäcker begrüßen, beide gehörten dem Kuratorium der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung an, o. J.

Hans Isenhagen.<sup>422</sup> Snell war für das Wissenschaftsprogramm verantwortlich.

Das Europa-Kolleg war ein Angebot an die Studierenden, wohl unterstützt durch Argumente, aber selbstverständlich ohne vorformuliertes Programm oder einen Leitfaden, der die zukünftige Entwicklung festlegte; es gab also keine zwingenden Vorschriften und keinen missionarischen Eifer, beides hätte nicht zu Snell und der ihm eigenen »humanen Toleranz« gepasst. »Was hier erreicht werden kann und welche besonderen Formen sich entwickeln, hängt wesentlich von denen ab, die den Geist des Hauses bestimmen«, hatte Snell geschrieben. Ihnen, den studentischen Bewohnern, Deutschen wie Ausländern, sollte es überlassen bleiben, wie sie ihre Zukunft gestalten wollten. Auch als in den frühen 1970er-Jahren manche Entwicklungen am Europa-Kolleg nicht so verliefen, wie Snell es wohl gewünscht hätte, bewahrte er sich seine Gelassenheit.

»Was ist Europa?« Unter dieser Fragestellung beschrieb Snell 1957, anlässlich der vom Europa-Kolleg veranstalteten »Europäischen Wo-



chen«, das Gemeinsam-Europäische als eine – bei allen Gegensätzen im Einzelnen – einheitliche Entwicklung, die an die Kultur der Griechen und Römer anschloss. Es sei die große Aufgabe der Geisteswissenschaften, das Gemeinsame in den nur scheinbar getrennten nationalen Kulturen Europas herauszuarbeiten. Hier lasse sich zeigen, »was die Wissenschaft zur Lösung der politischen Fragen beisteuern kann und muss«. <sup>423</sup>

Für unsere profan-geistige Kultur ist die Antike doch das Fundament [...], dessen wesentliche Züge, um es noch einmal [...] zusammenzufassen, etwa die folgenden sind: der Glaube an eine geordnete Welt, von der Wesentliches sich einer rationalen Deutung erschließt, die persönliche Freiheit und Verantwortung, die doch verbunden sein muss mit einer humanen Toleranz, ein Bereich der Kunst und Wissenschaft, der uns aber doch nicht der Pflicht enthebt, für die Ordnung des irdischen Daseins zu sorgen.

Zwölf Jahre der Diktatur und der Abtrennung von der allgemeinen kulturellen Entwicklung hatten ihre Spuren hinterlassen. Der Nationalsozialismus hatte, wie Snell als Dekan der Philosophischen Fakultät am 19. Mai 1945 formulierte, »Deutschland aus der Gemeinschaft der Kulturvölker herausgerissen«. Nach Kriegsende war es eine vordringliche Aufgabe, die erzwungene Isolierung zu überwinden und mit der Welt in Kontakt zu treten. Andererseits schien es ebenso wichtig, Türen zur Rückkehr zu öffnen und von den Nationalsozialisten Vertriebene in Deutschland willkommen zu heißen. Die Wiedergutmachung von politisch motivierter Vertreibung erwies sich allerdings angesichts mancher Vorbehalte als eine schwierige Angelegenheit. So waren auch nicht alle Mitglieder der Professorenschaft und, soweit es Schriftsteller betraf, nicht alle Schriftstellerkollegen sofort bereit, die Vertriebenen wieder in ihre Gemeinschaft aufzunehmen. Umgekehrt zögerte – verständlicherweise – mancher der Exilierten, nach Deutschland zurückzukehren, und einige lehnten die Rückkehr nach Deutschland ab, darunter auch Mitglieder aus Snells ehemaligem Freundeskreis. <sup>424</sup>

Einer der prominentesten Emigranten war Thomas Mann (1874-1955). Für seinen Roman »Buddenbrooks«, publiziert 1901, war er 1929 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet worden. Mit seiner Rede »Von deut-

scher Republik« 1922 und in der Rede auf der Rathenau-Gedächtnisfeier vor republikanischen Studenten 1923 hatte sich Mann für die Weimarer Republik eingesetzt. Er hatte ein gutes Gespür für die Gefährlichkeit des »Hakenkreuz-Unfugs« bewiesen, so etwa in seiner »Deutschen Ansprache. Ein Appell an die Vernunft« von 1930 und in der Novelle »Mario und der Zauberer« aus dem selben Jahr. 1933 zog er sich in die Schweiz zurück und emigrierte 1938 mit seiner Familie in die USA. Von dort aus richtete er seine von 1940 bis 1945 von der BBC gesendeten monatlichen Rundfunkreden an »Deutsche Hörer« und rief sie zum Widerstand gegen Hitler auf.<sup>425</sup> Erst im Juni 1952 kehrte er nach Europa zurück. Thomas Mann lebte wieder in der Schweiz, wie in den Jahren nach 1933, zunächst in Zürich. Deutschland stellte für Thomas Mann stets eine kulturelle Einheit dar, das galt auch für die Zeit nach dem Krieg. Zu den Gedenkfeiern für Goethe und Schiller 1949 und 1955 sprach er in beiden deutschen Teilstaaten. Die politische Einheit schien ihm möglich, wenn die Aussöhnung des sozialistischen und kapitalistischen Systems gelang durch einen »über die bürgerliche Demokratie weit hinausgehenden sozialen Humanismus«<sup>426</sup>, wie er in Roosevelts Programm des New Deal zum Ausdruck gekommen sei, den er im US-amerikanischen Exil erlebt hatte. Der »Kalte Krieg«, der sich bereits 1947 deutlich ankündigte, stellte solche Hoffnungen allerdings infrage.

Als Walter von Molo (1880-1958) Thomas Mann am 4. August 1945 in einem offenen Brief aufforderte, wieder nach Deutschland zurückzukehren, das deutsche Volk habe »im innersten Kern nichts gemein mit den Missetaten und Verbrechen« der Nationalsozialisten,<sup>427</sup> begründete Mann in einem offenen Brief an von Molo, »Warum ich nicht nach Deutschland zurückgehe«.<sup>428</sup> Darin ging er auch auf die Teilhabe der Deutschen am Aufstieg des Hitler-Regimes und seinen »Missetaten und Verbrechen« ein.<sup>429</sup> 1933 hatte sich für Thomas Mann in der »Geschichte der deutschen ›Innerlichkeit‹« jener irrationalistische »Rückschlag« ereignet, der die »Kräfte des Unbewussten, Dynamischen, Dunkelschöpferischen auf den Schild hob« und die Vernunft diskreditierte, statt eine produktive Synthese zwischen beiden Kräften zu begünstigen.<sup>430</sup> Durch eine fehlgegangene Entwicklung in der Bipolarität der deutschen Natur sei aus dem Romantisch-Urtümlichen das Barbarische hervorgetreten und habe die Oberhand gewonnen.

Deshalb gebe es für ihn, Thomas Mann, auch kein isolierbares »böses Deutschland«: »das böse Deutschland ist das fehlgegangene gute«, das den »Pakt mit dem Teufel« eingegangen war.<sup>431</sup> In dieser Entwicklung lag nach Mann das »Ergebnis des Charakters und Schicksals des deutschen Volkes«<sup>432</sup>. »Wenn damals die deutsche Intelligenz« sich »erhoben hätte«, »manches hätte anders kommen können«<sup>433</sup>. Doch die vergangenen zwölf Jahre seien nicht einfach »von der Tafel zu wischen, als seien sie nicht gewesen«<sup>434</sup>. Er frage sich, wie er im Fall seiner Rückkehr unter Leuten leben könne, die zwölf Jahre lang mit den »Drogen« der nationalsozialistischen Propaganda »gefüttert« worden seien, auch sei er sicher, neben Freunden »viele lauernde Feinde« anzutreffen.<sup>435</sup> Thomas Mann zieht ein bitteres Fazit. Er habe in letzter Zeit Briefe erhalten, »voll lange verschwiegener Anhänglichkeit. [...] keiner davon je wäre geschrieben worden, wenn Hitler gesiegt hätte. [...] Auch Bücher sind es wohl einmal, die kommen. Soll ich bekennen, dass ich sie nicht gern gesehen und bald weggestellt habe? Es mag Aberglawe sein, aber in meinen Augen sind Bücher, die von 1933 bis 1945 in Deutschland überhaupt gedruckt werden konnten, weniger als wertlos und nicht gut in die Hand zu nehmen. Ein Geruch von Blut und Schande haftet ihnen an; sie sollten alle eingestampft werden. Es war nicht erlaubt, es war unmöglich ›Kultur‹ zu machen in Deutschland, während ringsherum das geschah, wovon wir wissen.«<sup>436</sup> Aus der Aufforderung zur Rückkehr sprach für ihn »eine gewisse Ahnungslosigkeit, Gefühllosigkeit«, »eine naive Unmittelbarkeit des Wiederanknüpfens«<sup>437</sup>. Manche der Bedenken, die Thomas Mann in dem Brief an Walter von Molo vorbrachte, dürften auch emigrierte Wissenschaftler beschäftigt haben.<sup>438</sup>

Das Verhältnis zwischen Vertretern der »inneren Emigration«, die sich nicht selten auch erst recht spät zu einer solchen entschlossen hatten, und Exilschriftstellern war vergiftet, und zwischen Wissenschaftlern, sogar zwischen eigentlich befreundeten Wissenschaftlern, wie Snell resigniert berichtete, konnte in diesem Punkt der Ton etwas rauer werden.<sup>439</sup>

Snell war Thomas Mann während seiner Zeit als Lektor in Pisa im Mai 1925 begegnet, anlässlich einer Deutschen Kulturwoche, auf der dieser sprach. Mann wird ihn kaum wahrgenommen haben, doch Snell hatte ihm 1928 sein Buch über Aischylos geschickt und einen freund-

lichen Brief als Antwort erhalten. Als dem Schriftsteller im Dezember 1936 die 1919 verliehene Ehrendoktorwürde der Universität Bonn entzogen wurde, nutzte Snell einen Aufenthalt in den Niederlanden, um ihn in einem Brief vom 27. Februar 1937 seiner Solidarität zu versichern.<sup>440</sup> Daran konnte nach Thomas Manns Ankunft in Zürich im Juni 1952 Snells Brief vom 7. Juli anknüpfen. Snell bat ihn darum, einen Vortrag vor Studenten an der Universität Hamburg zu halten. Anlässlich Snells Aufenthalt in Vandœuvre in der Nähe von Genf vom 8. bis 13. September kam es zu einem persönlichen Treffen, bei dem Thomas Mann seine Zusage für einen Termin im Sommersemester 1953 gab.<sup>441</sup>

Am 8. Juni 1953 hielt der damals 78-jährige Thomas Mann im Auditorium der Universität Hamburg, dem heutigen Ernst-Cassirer-Hörsaal, eine Lesung aus den »Bekanntnissen des Hochstaplers Felix Krull«; er las die Kapitel »Reise nach Paris« und »Circus«. Voraus ging eine kurze Ansprache an die Studenten der Universität Hamburg.<sup>442</sup> Nach 15 Jahren des Exils bedeutete der Besuch in Hamburg fast schon Rückkehr in die Heimat; er sprach von »hanseatischer Luft, – nicht gerade die Lübecks« und dem »niederdeutsch-waterkantischen Sprachtimbre«. Vor allem aber stand Thomas Mann unter dem Eindruck der Rückkehr nach Europa, der größeren Heimat: »[...] die Jahrtausendperspektive Europas, wie hat sie mich ergriffen, als ich jetzt in Rom war [...] Europas historische Schuld, die eigene tragische Schuld an seiner Gesunkenheit, beraubt es für mein Gefühl nicht seines Adels, seiner alten Würde.« In Abkehr von den deutschen Hegemonieplänen der Vergangenheit, die andere Völker immer noch fürchten mochten – »Wir wollen nur zugeben, dass diese Besorgnis nicht ganz ohne Fundament und Berechtigung ist« –, sollte sich die deutsche Jugend »klar und einmütig« bekennen »– nicht zu einem deutschen Europa, sondern zu einem europäischen Deutschland«.<sup>443</sup> Auf Einladung der Goethe-Gesellschaft fand am folgenden Abend, am 9. Juni 1953, in großem gesellschaftlichem Rahmen eine weitere »Felix Krull«-Lesung in der Musikhalle statt.

Snells Einladung an den in die Alte Welt zurückgekehrten Schriftsteller war der Versuch, mit der Herstellung des direkten Kontaktes zu einem deutschen Auditorium, gerade aber auch mit dem Angebot, vor einer jungen Zuhörerschaft zu sprechen, den Verlust solcher Mög-

lichkeiten in den vergangenen eineinhalb Jahrzehnten gleichsam symbolisch wiedergutzumachen. Die Begegnung des prominenten Autors mit seinen deutschen Lesern sollte ein Signal der Heimkehr und der Versöhnung sein. Auch lag Lübeck nicht fern, und es kam trotz mancher Schwierigkeiten schließlich doch noch zu einem Besuch in Manns Vaterstadt.

Eine zusätzliche, in der Öffentlichkeit aber kaum wahrgenommene Pointe hatte die von Snell initiierte Einladung Thomas Manns auch. Snell war Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung seit 1949, dem Jahr ihrer Gründung. Eine Mehrheit der Akademiemitglieder zählte sich – mit durchaus unterschiedlicher Berechtigung – zu den Autoren der »inneren Emigration«. In den frühen 1950er-Jahren stellte der weiter schwelende Konflikt zwischen den Autoren der »inneren Emigration« und den Exilautoren die Akademie für Sprache und Dichtung vor eine Zerreißprobe. Zu dieser Zeit befand sich noch eine große Gruppe bedeutender deutscher Autoren, unter ihnen Bertolt Brecht und Thomas Mann, im südkalifornischen Exil, deren Mitgliedschaft damals gar nicht in Erwägung gezogen wurde. Als schließlich für letzteren die Ehrenmitgliedschaft beantragt wurde (für Snell eine Selbstverständlichkeit), ließ sich diese aber gerade im Fall Thomas Mann, der den Streit um die Anerkennung der Exilschriftsteller ausgelöst hatte, in der aufgeheizten Atmosphäre der Akademie nicht durchsetzen. Eine zusätzliche Provokation war, dass zugleich mit einem gewissen Wohlwollen die Frage diskutiert wurde, ob Schriftsteller, die den Nationalsozialismus unterstützt hatten, Mitglieder der Akademie werden könnten. Snell war wegen anhaltender Querelen im September 1952 zusammen mit Kasimir Edschmid und Frank Thiess aus dem Präsidium der Akademie ausgetreten,<sup>444</sup> fungierte dann aber doch anschließend vom Herbst 1952 bis 1953 als deren kommissarischer Präsident. Thomas Mann war die Symbolfigur des vehement geführten Streites zwischen den Autoren unterschiedlicher Emigrationsform. Seine Einladung nach Hamburg setzte ein Zeichen der Versöhnung, auch in den erbitterten Auseinandersetzungen innerhalb der Akademie. 1955 – es war sein Todesjahr – wurde Thomas Mann unter dem neuen Präsidenten Hermann Kasack (1896–1966) Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.

## Snells Mitarbeit im Congress for Cultural Freedom (CCF) – Der Kongress »Wissenschaft und Freiheit« vom 23. bis 26. Juli 1953 in Hamburg

Als Snell vom 3. bis 4. Dezember 1951 in Darmstadt an der Gründungsversammlung eines bundesrepublikanischen PEN-Zentrums teilnahm, war er bereits Teilnehmer des »Kongresses für kulturelle Freiheit«. Er gehörte zu einer Gruppe von etwa 20 prominenten Schriftstellern, Journalisten, Wissenschaftlern und Politikern, die sich in beiden Verbänden, PEN-Zentrum und CCF, engagierten.<sup>445</sup> Wenn das 1950 auf dem Berliner »Kongress für die kulturelle Freiheit« vertretene Verständnis von Kultur die Wissenschaften und Universitäten nicht mit einbezog, war gerade dies für ihn ein Grund, den Kontakt zum CCF zu suchen und sich für eine Mitarbeit zu interessieren. Snell sah im CCF ein Forum, mit dessen Hilfe man auf die Bedeutung einer Erziehung zur Freiheit aufmerksam machen konnte, gerade auch an den Universitäten. Er verstand die Institutionen der Wissenschaft stets als Teil der Gesellschaft und den Wissenschaftler immer auch als Bürger. In einer Demokratie konnte der Wissenschaftler über seine Wissenschaft aufklärerischen Einfluss auf die Gesellschaft nehmen und gegen irrationalistische Dogmen und propagandistische »Drogen« (Thomas Mann) die Vernunft ins Feld führen. Snell versprach sich von der international tätigen Organisation Unterstützung bei der Schaffung einer zeitgemäßen, demokratietauglichen Universität. Gerade als Rektor sah er sich verpflichtet, die Universität von Relikten totalitären Denkens zu reinigen.

Zwar fanden der Nationalsozialismus und der Totalitarismus des »Dritten Reiches« mitten im »Kalten Krieg« – mit abnehmender Verwendungsfähigkeit in der Propagandaschlacht – deutlich weniger Aufmerksamkeit, zeitgenössische Forschungsergebnisse zum nationalsozialistischen Totalitarismus wurden kaum zur Kenntnis genommen. Im Gegensatz zu den Meinungsführern im CCF vertrat Snell aber die Ansicht, dass der faschistische Totalitarismus immer noch eine Gefahr darstelle, weil er im Nachkriegsdeutschland als Gesinnung vielfach vorhanden war. Er wollte, dass diese Relikte der unseligen Vergangenheit

aufmerksam beobachtet und energisch bekämpft würden. Dazu wollte er mit seiner Mitgliedschaft im CCF beitragen.<sup>446</sup>

Das Berliner Büro der von Melvin Lasky organisierten Berliner Kongressveranstaltung von 1950, das weiterhin Bestand hatte, war der Ansatzpunkt für eine eigene westdeutsche Sektion.<sup>447</sup> Aus der deutschen Delegation beim Berliner Kongress bildete sich im Mai 1951 ein deutsches Exekutivkomitee mit Carlo Schmid, Eugen Kogon, Rudolf Pechel, Willy Brandt, Margarete Buber-Neumann und Theodor Plievier (Schriftstellernamen: Plivier), doch erlangte die deutsche Sektion des »Kongresses für kulturelle Freiheit« keine eigenständige Bedeutung. Der deutsche Zweig des CCF, der auch finanziell von Paris abhängig war, blieb ohne eigenes Profil und hatte kaum Einfluss auf die strategischen und taktischen Entscheidungen der Pariser Zentrale. Inhaltlich orientierte sich die deutsche Sektion an dem auf die deutschen Verhältnisse abgestimmten Konzept der Zeitschrift »Monat«, und das hieß auch, dass der radikale moralische Antikommunismus nicht im Vordergrund stand. Der »Monat« wurde immer mehr zum Bestandteil der politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland.

Das deutsche Exekutivkomitee war Ende 1952 auf 21 Mitglieder angewachsen, darunter die Sozialdemokraten Willy Brandt, Carlo Schmid, Ernst Reuter und Max Brauer. Übereinstimmend mit der im »Monat« vertretenen Linie war der deutsche CCF der Ansicht, dass die ideologische Position der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften zur politischen Mitte hin verlagert werden sollte. Das bedeutete die Abkehr von der Arbeiterbewegung der Weimarer Republik sowie der SPD Kurt Schumachers und die Hinwendung zum New-Deal-Liberalismus, ein Weg, der zum Godesberger Programm führte. Dies entsprach den Absichten der Pariser Zentrale, die für Europa ein Zusammengehen von Christdemokraten und »entideologisierten« Sozialdemokraten favorisierte. Nach dem von der antistalinistischen Linken in den USA ausgehenden »Ende der Ideologie« schien bei einer solchen Konstellation auch in Europa ein pragmatischer Konsensliberalismus nach US-amerikanischem Muster möglich.

Im Mai 1952 ging bei der Leitung des CCF in Paris der Vorschlag des Hamburger Ersten Bürgermeisters Max Brauer ein, in Hamburg vom 23. bis 26. Juli 1953 einen Kongress zum Thema »Wissenschaft und Freiheit« durchzuführen.<sup>448</sup> Die Anregung zu einer solchen Tagung

und insbesondere der Vorschlag zu ihrer thematischen Ausrichtung kam zweifellos von Snell, dem Rektor der Universität. Das internationale Exekutivkomitee beabsichtigte zunächst, die Veranstaltung weitgehend in eigener Regie durchzuführen, die Hamburger Universität sollte nur bei der organisatorischen Umsetzung behilflich sein. Als Veranstalter trat dann aber doch der CCF zusammen mit der Universität Hamburg auf. Schon vor Beginn des Kongresses machte Snell deutlich, dass er eigene Akzente setzen wollte. Auf dem Höhepunkt des McCarthyismus – sogar die Bibliotheken der Amerika-Häuser wurden auf verdächtige Literatur durchsucht – sah er keine Veranlassung, auf das manichäische Denkmuster jenes militanten Antikommunismus einzuschwenken, das den Berliner Kongress beherrscht hatte.<sup>449</sup> In seinem Pressestatement vom 15. Juni 1953<sup>450</sup> machte Snell deutlich, dass er nicht bereit war, dem Dualismus des »Kalten Krieges« und seinen Spielregeln kritiklos zu folgen:

Aber nicht nur in den totalitären Staaten ist die traditionelle Freiheit der Wissenschaften bedroht. Die politische Spannung seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs schafft auch in vielen Ländern der freien Welt eine Atmosphäre, die dem Geist der Forschung nicht förderlich ist.

Es war ein großer und glanzvoller Kongress. Die Eröffnungs- und die Schlusskundgebung fanden vor mehr als 1.000 Zuhörern im Großen Saal des Hamburger Rathauses statt. Der Sammelband der Redebeiträge verzeichnet im Anhang 125 Teilnehmer aus Natur- und Geisteswissenschaften, darunter vier Nobelpreisträger, aus 19 Ländern.<sup>451</sup> Für die umfangreichen Kosten der Anreise, Unterbringung und Verpflegung stellten die üblichen Stiftungen, vor allem die Rockefeller Foundation und die Farfield Foundation,<sup>452</sup> so reichliche Geldmittel zur Verfügung, dass auch Teilnehmer aus Santiago de Chile, São Paulo oder Beirut anreisen konnten, die keinen eigenen Beitrag zu dem Kongress beisteuerten.

Die Kongressteilnehmer diskutierten in vier Sektionen über die Themen Wissenschaft und Autorität, Wissenschaft und Wahrheit, Wissenschaft und Ideologie und Wissenschaft und Entscheidung.

Snell sprach in der zweiten Sektion, die das Verhältnis von Wissenschaft und Wahrheit beleuchtete. Bei seinem Vortrag über Dogmatis-



mus und Wissenschaft ging er erwartungsgemäß von einem historischen Ansatz aus.<sup>453</sup> Snell beschrieb, wie in der frühen Form geistiger Aneignung, wie man sie im homerischen Epos beobachten kann, das aktive Begreifen des Wahrgenommenen zurücktrat gegenüber einem passiven Ergriffensein. Nicht zufällig bedeutet das griechische Wort für Wissen eigentlich »Gesehen-Haben«, eine Ausdrucksweise, in der zugleich anklingt, welche Rolle die Erinnerung für das Wissen spielte. Das geistige Leben der Menschen war in der frühen Zeit von der Erinnerung geprägt, von der Überlieferung in Mythen und Sagen, die vergegenwärtigt wurden. Nur im Bereich der alltäglichen praktischen Tätigkeit fanden selbstständige Überlegungen statt. Der Begriff der »sophia« gehörte einer späteren Zeit an und wurde auf Theorie und Praxis gleichermaßen angewandt. Jetzt folgte ein neues kritisches Denken dem Ideal der Widerspruchslosigkeit, nichts galt mehr als unberührbares Dogma. Zugleich wurde die Wahrheit abstrakt: Der Weg des Denkens führte vom Götterglauben zur spekulativen Philosophie, und auch über die Wahrheit konnte man nun streiten. Wenn es aber keine unbestrittene Weisheit (sophia) mehr gab, blieb nur die Liebe zur Weisheit, die »philo-sophia«. Und selbst die spätere dogmatische Festlegung des Christentums gab dem Denken und Philosophieren bei aller Einengung immer noch einen gewissen Spielraum. Allein die totalitäre staatliche Orthodoxie, die sich auf eine wissenschaftliche Theorie beruft, kann diesen Freiraum nicht mehr gewähren, ohne die eigene Existenz aufs Spiel zu setzen. Snell hatte in den zwölf Jahren nationalsozialistischer Herrschaft selbst erlebt, dass die Wissenschaft in den Dienst eines totalitären Systems gestellt und dessen Interessen untergeordnet wurde.

Da Wissenschaft immer nur einen speziellen Aspekt der Wirklichkeit erfassen kann, teilt die auf Wissenschaft (oder besser Pseudowissenschaft) beruhende Staatsdogmatik eben diese Einseitigkeit und ist so angreifbar. Anders als die Staatsdogmatik, die zur Erstarrung des politischen Systems führt, kann die ungebundene, in Freiheit existierende Wissenschaft sich stets selbst korrigieren und bleibt so lebendig. Der segmentierten Vernunft der Spezialwissenschaft, die Einzelinteressen bedienen konnte, aber anfällig war für politische Ideologien, sollte deshalb das Korrektiv einer allgemeinen Vernunft gegenüberreten, die in »kritischer Diskussion« in der Lage war, »Beständiges, Unbeding-

tes und Wahres« zu begreifen,<sup>454</sup> in der »kühne Spekulationen offen ausgetragen und falsifiziert werden konnten«,<sup>455</sup> wie auf der Agora in Athen. Die »Tradition der kritischen Diskussion« (Popper), die sich in Athen herausgebildet hatte und die unverzichtbare Grundlage demokratischer Freiheit war, konnte Dogmen und interese gesteuertes Denken entlarven und die Wahrheit an den Tag bringen. Wenn Wissenschaft sich selbst berichtigt, »erhebt sie mit Recht den Anspruch, Weltanschauungen und Dogmen zu korrigieren, sofern sie übergreifen auf ein Gebiet, für das die Wissenschaft zuständig ist.«<sup>456</sup>

Gerade die Demokratie bedurfte nach Snells Überzeugung des freien und selbstbewussten Urteils, die kritische Vernunft durfte nicht schlafen. Die auf solche von den Griechen entwickelte Freiheit des Denkens zurückgehende europäische Kultur lasse sich demzufolge nur bewahren, indem man ihre Freiheit schützt. »Würdigt man die Wissenschaft herab zum technischen Handlangerdienst, der nur für ein vorgeschriebenes Ziel ein Mittel zu finden hat, dann sinken wir hinter die Anfänge der europäischen Kultur zurück.«<sup>457</sup>

Anders als auf dem Berliner Kongress der »Kampfparolen und Hassgesänge«<sup>458</sup> wurden 1953 in zwei der vier Sektionen auch gewisse »Mißstände« (Polanyi) im westlichen Wissenschaftsbetrieb diskutiert. Der Stil der US-amerikanischen Politik in der Zeit des Antikommunismus der 1950er-Jahre, die »second red scare« seit der »Angst vor den Roten« der 1920er-Jahre, warf das Problem der »Überwachung Intellektueller« auf, die in deutlichem Gegensatz stand zu dem propagierten liberalen Individualismus der freien Welt. Die »Überwachung Intellektueller« betraf vor allem die Naturwissenschaften. Der prominente US-amerikanische Physiker Samuel King Allison aus Chicago ging während des Kongresses ein auf das Verhältnis von autonomer Wissenschaft und der Furcht vor dem Gefahrenpotenzial, das aus politischer Sicht in der individuellen Weltanschauung des Wissenschaftlers liegen könnte, vor allem, wenn es sich um naturwissenschaftliche Forschung mit militärischer Nutzungsmöglichkeit handelte. Immer dann, wenn Furcht und Unsicherheit in Politik und Gesellschaft um sich griffen, werde die weltanschaulich-politische Orientierung des Wissenschaftlers als Gefährdung der Sicherheit angesehen und führe – wie damals in mehreren Fällen in den USA – zu einer Entfernung der Betreffenden aus dem Forschungsbetrieb. Deshalb hielt Allison von den vier Freiheiten,

die Roosevelt im Januar 1941 in seiner Rede vor dem US-Kongress formulierte, die Freiheit von Furcht für die wichtigste.<sup>459</sup> Er hatte gesagt: »Die vierte Freiheit aber ist die von Furcht. Das bedeutet, weltweit gesehen, eine globale Abrüstung, so gründlich und so lange durchgeführt, bis kein Staat mehr in der Lage ist, seinen Nachbarn mit Waffengewalt anzugreifen – überall auf der Welt.«

Der in Hamburg geborene Kernphysiker und Nobelpreisträger James Franck aus Chicago ging ebenfalls auf das Problem wissenschaftlicher Spionage ein. Eine gewisse Kontrolle sei wohl nötig, »es ist aber unverzeihlich und untragbar, dabei Maßnahmen zu ergreifen, die den Grundprinzipien der Freiheit widersprechen«.<sup>460</sup> Im Bereich der militärisch nutzbaren Forschung ging es um weit mehr als um die altliberale Forderung der individuellen Freiheit vom Staat, darauf machte Eugène Rabinovitch, Francks Kollege am metallurgischen Labor der Universität Chicago, in einem Diskussionsbeitrag aufmerksam. Am 12. Juni 1945, fast zwei Monate vor dem Einsatz der Bombe in Japan, habe eine Gruppe von Wissenschaftlern, die an der Universität von Chicago an dem »Manhattan-Projekt« zum Bau der Atombombe beteiligt war, die US-amerikanische Regierung im sogenannten Franck-Report vom 12. Juni 1945 von der Einführung der Atomwaffe und dem Abwurf der Atombombe abgeraten, weil dies ein Wettrüsten auslösen werde. Rabinovitch selbst gehörte zu den Verfassern des Textes. Mit der Warnung vor einem Wettrüsten gingen die Wissenschaftler ganz auf die Argumentationsweise der politischen Seite ein. Die moralische Begründung wurde gar nicht erst vorgetragen, weil man davon ausging, dass es wirkungslos sein würde,<sup>461</sup> sondern man verstand den Report als »politischen Schritt«. Diese politische Linie des »Franck-Reports« sei mit dem »Kampf um die Zivilkontrolle der Atomenergie« und die »internationale Kontrolle« fortgeführt worden. »Ich meine, dass die Wissenschaftler verpflichtet sind, diesem Wegweiser zu folgen, und zwar, weil die Wissenschaft [...] heute eine Gefahr für die menschliche Gesellschaft darstellt.« Die Wissenschaft gefährde heute nicht nur »ihre eigene Freiheit, indem sie dem Kriegswerk untertan wird«, sie »gefährdet die Freiheit der freien Menschheit«.<sup>462</sup> James Franck fügte in seinem anschließenden Diskussionsbeitrag im Rückblick auf den Report und die Situation von 1945 hinzu: »Es war ein politischer Schritt, der notwendig war. Es hat zu nichts geführt. Aber er erfolgte

auch unter besonderen Bedingungen, wo eigentlich die Wissenschaftler die einzigen waren, die politisch diese Sache beurteilen konnten.«<sup>463</sup>

Das Autoritätsverhältnis hatte sich demnach umgekehrt: Nicht der einzelne Wissenschaftler musste vorrangig vor der Repression eines obrigkeitlichen Staates geschützt werden, sondern der Wissenschaftler war aufgefordert, den Staat als Organisationsform menschlicher Gemeinschaft und darüber hinaus die Menschheit als Ganzes vor dem falschen Gebrauch wissenschaftlicher Erkenntnisse zu schützen. Für die Beurteilung der Tragweite des Neuen und die Folgen seiner Anwendung in der Praxis war der Staat nach Francks Ansicht nicht kompetent, auch und vor allem nicht hinsichtlich der Frage seiner militärischen Nutzung – eine Domäne, die bisher allein der Staat für sich beanspruchen konnte. Vor diesem Hintergrund hatte der Vorschlag einiger Naturwissenschaftler, ein unabhängiges übernationales Gremium derer zu bilden, »die politisch diese Sache beurteilen konnten«, eine wichtige ethische Funktion und unterschied sich deutlich von der »République des savants«, die Leibniz gemeint hatte.<sup>464</sup>

Der Hamburger Kongress konzentrierte sich auf den kritischen Dialog zwischen Wissenschaft und Politik. Zweifellos war die Hauptstoßrichtung der Kritik, dem Grundgedanken des CCF entsprechend, nach Osten, gegen den Kommunismus gerichtet. Die propagandistische Tendenz der Veranstaltung entsprach ihrem Zweck im »Kalten Krieg« und rechtfertigte von US-amerikanischer Seite her den Einsatz von Mitteln der CIA. Ihre eigentliche Bedeutung ist aber zweifellos nicht dort zu suchen. Bereits im Vorfeld der Planung waren Entscheidungen getroffen worden, die das Abgleiten der Hamburger Tagung in den Alltag ideologischer Grabenkämpfe und in provinzielle Propaganda verhinderten. Auch konnte durch die internationale Besetzung des Kongresses vermieden werden, dass sich die wissenschaftstheoretische Diskussion in den idealistischen Denkmustern der Humboldt-Zeit festlief, wenn auch noch ein Teil der Beiträge in der deutschen, auf die Geisteswissenschaften fixierten Tradition stand, die von der frühliberalen Gegenüberstellung von Individuum und Staat beherrscht war. Entscheidend für den Verlauf der Tagung war deshalb die Interdisziplinarität. Erst mit der Einbeziehung der Naturwissenschaften kam die aktuelle Problematik im Verhältnis von Staatsautorität und Wissenschaft zur Sprache. Das Machtmonopol des autoritären Staates

stand in der Kritik, weil er in die Freiheit der Forschung eingriff und unbotmäßige Wissenschaftler einsperrte. Aber auch der Machtapparat des frei gewählten Staates zeigte – vor allem bei zunehmender militärischer Verwendbarkeit von Wissenschaft – eine bedrohliche Tendenz, eben diese Forschung politischen Gesichtspunkten unterzuordnen und die, »die politisch diese Sache beurteilen konnten«, die Forscher, zum Schweigen zu bringen. Durch entsprechende Staatsaufträge konnte man in die Forschung eingreifen und sie verfügbar machen.

Der Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts war nicht mehr der weltfremde, auf sein Fach zurückgezogene »Gelehrte«, der Wissen ansammelte und verwaltete. Das machten vor allem die Diskussionsbeiträge von Eugène Rabinovitch und James Franck deutlich. Als Naturwissenschaftler drang der Forscher in Bereiche vor, die nicht mehr allein das geistige Leben und das Bewusstsein der Menschen veränderten, sondern auch das praktische Leben revolutionierten und die Sicherheit der Menschen gefährdeten. Spätestens seit dem 6. und 9. August 1945, den Tagen, an denen Atombomben gegen Japan zum Einsatz kamen, war bekannt, dass es möglich war, mit Hilfe der Kernforschung nicht nur weite Teile der Erde unbewohnbar zu machen, sondern auch die physische Existenz der gesamten Menschheit zu gefährden. Die Freiheit der Forschung ist in westlichen Demokratien elementarer Bestandteil der wissenschaftlichen Freiheit, das heißt, die Verantwortung für Wahl, Durchführung und Abschluss des jeweiligen Projekts liegt bei der Wissenschaft. Das Manhattan-Projekt stand bezeichnenderweise unter der militärischen Gesamtleitung von Lieutenant General Leslie R. Groves, dem Robert Oppenheimer als wissenschaftlicher Leiter zugeordnet war. Durch die Übergabe der Ergebnisse der Grundlagenforschung im Bereich der Kernphysik an die Projektleitung hatten die Atomforscher mit dem Verfügungsrecht auch die moralische Verantwortung für die weitere Entwicklung und Nutzung der Kernspaltung aus der Hand gegeben und damit eine militärtechnische Nutzung möglich gemacht.<sup>465</sup> Erst spät machte eine Gruppe von Wissenschaftlern der Politik dieses unbeschränkte Verfügungsrecht streitig, denn sie sahen, dass »ihre eigene Freiheit« verloren ging, wenn die Forschung »dem Kriegswerk untertan wird« (Rabinovitch), wenn aus Forschern Befehlsempfänger wurden. Mit ihrem an den Kriegsminister gerichteten Appell wollten die Unterzeichner des Franck-Reports ebenso wie

die Physiker, die nach ihnen mit Erklärungen gegen die militärische Nutzung der Kernspaltung in die Öffentlichkeit traten, die allgemein gültigen Grundsätze von Ethik und Moral durchsetzen und die Politik an falschen Entscheidungen hindern. Die Freiheit des Wissenschaftlers hatte ihre Grenze an den Menschenrechten – eben diese Grenze sollten auch die Politiker bei ihren Entscheidungen respektieren. Gewiss, die Ergebnisse der Kernforschung waren bei dem Manhattan-Projekt an den staatlichen Auftraggeber geliefert worden, der damit formal das Verfügungsrecht darüber besaß. In dem besonderen Fall aber, wo das ausgelieferte Produkt der Forschung »eine Gefahr für die menschliche Gesellschaft« darstellte, forderten die beteiligten Physiker von Staat und Politik die strikte Respektierung der Menschenrechte. Die politisch Verantwortlichen waren nach Ansicht der Wissenschaftler in diesem Grenzfall nicht in der Lage, die Konsequenzen ihrer Entscheidung zu überblicken, nur die Wissenschaftler konnten politisch diese Sache beurteilen, wie James Franck in Hamburg sagte. Sie verstanden sich nicht als Bittsteller, sondern als sachverständige Fachleute, die eine sachgerechte – und das hieß in diesem Fall auch: moralisch vertretbare – Entscheidung bei der praktischen Nutzung einforderten. Die auf diese Weise revidierte Auffassung der akademischen Freiheit prägte allerdings auch das Selbstverständnis der Wissenschaft selbst: Sie hatte politisch zu argumentieren, um sich in einem politischen Umfeld zu behaupten und die beanspruchte Mitsprache bei der Nutzung ihrer Forschung zu wahren. Wenn es um die militärtechnische Nutzung ihrer Forschung ging, musste eine politische Entscheidung getroffen werden, die der geltenden Moral entsprach. Alle beteiligten Wissenschaftler waren sich darin einig, dass nur eine unabhängige weltumfassende Organisation in der Lage war, die internationale Kontrolle von Atomwaffen durchzuführen und damit den Frieden in der nuklear bedrohten Welt zu sichern. Ausschließlich ein solches Gremium konnte die allgemein gültigen Vorstellungen von Ethik und Moral wirksam vertreten, die mit denen der politischen Entscheidungsträger – wie sich gezeigt hatte – nicht immer übereinstimmten. Das galt ausdrücklich auch für die frei gewählten Regierungspolitiker in den USA.<sup>466</sup>

Snell hatte am Ende seines Vortrags gefordert, dass die Wissenschaft nicht zu »technischem Handlangerdienst, der nur für ein vorgeschriebenes Ziel Mittel zu finden hat«, herabgewürdigt werden dürfe. Er

führte diesen Gedanken an dieser Stelle nicht weiter aus, doch scheint seine Forderung, bezogen auf die Geisteswissenschaften und entsprechend verändert, in ihren Konsequenzen durchaus parallel zu der von Rabinovitch vorgetragenen Auffassung zu verlaufen. Von den Geisteswissenschaften, wenn man die Rassenlehre denn – wie Snell es in seinem Vortrag tat – zu diesen rechnen will, konnten ebenfalls zivilisationsgefährdende Impulse ausgehen, das hatten die vergangenen zwölf Jahre gezeigt. Immer wieder hatte es in der Vergangenheit von den Geisteswissenschaften (einschließlich der Klassischen Philologie) her die Bereitschaft zu »Handlangerdiensten« gegeben, die bestimmten politisch-weltanschaulichen Gruppierungen ideologisch verwertbare Forschungsthese lieferten. Auch für die Geisteswissenschaften war die »Gelehrtenrepublik« keine Lösung, die sie gegen eine politisch-ideologische Indiennahme absicherte oder freiwillige »Handlangerdienste« ausschloss. Das Verhalten der Universitäten während des »Dritten Reiches« sprach jedenfalls gegen eine solche Annahme. Als Vertreter der Wissenschaft, ganz gleich aus welchem ihrer Bereiche, durfte man sich der politischen Diskussion und dem politischen Engagement nicht verweigern, wenn es galt, bedrohliche ideologische Strukturen zu verhindern oder gegen gefährliche Entwicklungen (etwa in der Nuklearphysik, aber nicht nur dort) öffentlich zu protestieren, das hat Snell an anderer Stelle immer wieder betont und selbst nach diesem Grundsatz gehandelt.

## Der Hofgeismarer Kreis – Abschied von den Bemühungen um die Hochschulreform

Im Rückblick auf den Kongress für die »Freiheit der Wissenschaft« notierte Snell in den 1970er-Jahren:

Als Rektor hatte man damals eine gewisse Macht. Die habe ich ausgeübt und zunächst einmal die Rektoren der anderen Universitäten eingeladen. Aus diesen habe ich mir dann die ausgesucht, die mir für weitere Probleme aufgeschlossen schienen und sie am Schluss des Kongresses zu einer Besprechung in den »Baseler Hof« an der Esplanade (wo die meisten wohnten) eingeladen. Dort habe ich vorgeschlagen, wir sollten doch nun nicht einfach auseinanderlaufen, sondern Kontakt behalten, um Fragen der Zukunft zu erörtern; ich hätte mich zwar verpflichtet, für einige Zeit nach Bloomington<sup>467</sup> zu gehen, aber wir sollten doch sehen, dass unser liberaler Kreis in Verbindung bliebe. Gottlob nahm sich der Münsteraner Theologe Rengstorf dieses Gedankens sehr lebhaft an, und so entstand der »Hofgeismarer Kreis«, der Fragen der Hochschulreform behandelte.<sup>468</sup>

Die erste Zusammenkunft der von Snell angesprochenen Universitätsrektoren fand während Snells Abwesenheit vom 2. bis 4. Januar 1954 in der Evangelischen Akademie von Kurhessen-Waldeck in Hofgeismar statt, einem Städtchen im Landkreis Kassel. Um Einfluss auf die öffentliche bildungspolitische Diskussion zu gewinnen, entschloss man sich, die Reformvorschläge des Hofgeismarer Kreises, mit denen man an das »Blaue Gutachten« von 1948 anknüpfte, in einer eigenen Schriftenreihe zu publizieren. Karl Heinrich Rengstorf schrieb am 16. Oktober 1954 an Snell,<sup>469</sup> er hoffe, dass »wir nicht bloß mit Ihrer Teilnahme, sondern auch mit Ihrer Mitarbeit in der gewünschten Weise rechnen dürfen. An Ihrer Zusage liegt uns allen außerordentlich viel«.

1956 erschien die Denkschrift des Hofgeismarer Kreises zur Neugliederung des Lehrkörpers.<sup>470</sup> Um eine Zersplitterung der Vorschläge zu vermeiden, waren die Anregungen zur Reform bewusst beschränkt auf ein »Teilstück der gesamten Reform«.



Der Vorschlag zur Neugliederung des Lehrkörpers löste heftige Kritik bei den Kollegen aus. Die »Humboldtianer«,<sup>471</sup> welche die Hochschulpolitik der Nachkriegszeit eindeutig dominierten, bestanden auf der uneingeschränkten Einheit von Lehre und Forschung und diffamierten Reformvorschläge gern als »Amerikanisierung«. Schnell gerieten die Hofgeismarer »Gedanken zur Hochschulreform« ebenso in Verruf wie das »Blaue Gutachten«, das man 1948 sehr bald mit der »reeducation« in Verbindung gebracht hatte. In den 1970er-Jahren notierte Snell auf diese Zeit zurückblickend:

Ich selbst habe, als Vertreter der ›humani-ora‹ [sic!] in dem Kreis der Ersteller des »Blauen Gutachtens« und dann als Initiator des »Hofgeismarer Kreises« versucht, etwas neuen Wind in die Universitäten zu blasen, aber die Resistenz gegen alles, was unserem Kreis damals vernünftig schien, hat mich (leider Gottes) dann doch dazu gebracht, die Flinte ins Korn zu werfen. Mir lagen dann eben die Tragiker-Fragmente und dergleichen unnützes Zeug doch mehr am Herzen.<sup>472</sup>

Ich selbst habe dann nicht mehr sehr viel Eifer daran gewandt, – weil ich, als guter Deutscher, mehr Spaß an meiner Philologie hatte. Was wir damals nach heftiger Diskussion vorgeschlagen haben, fand bei den Kollegen wenig Widerhall, man glaubte die Humboldtsche Universität retten zu müssen, obwohl die Zeiten sich so radikal geändert hatten. Trotzdem, als dann Mitte der 60er Jahre die Studenten darauf bestanden, dass es nicht in dem alten Trott weitergehen könnte, erwies es sich als sehr nützlich, dass einige Fragen immerhin schon öfter erörtert worden waren.

Wie weltfremd freilich weite Kreise der Kollegen blieben, war nicht vorauszusehen. Dass in meiner eigenen Fakultät jemand eine Denkschrift herausgibt, die von den unzeitlichsten Voraussetzungen ausgeht, hat mich meiner Fakultät entfremdet. Da hieß es, die Forderungen beruhten auf dem unbegründeten Anspruch niederer sozialer Schichten auf akademische Bildung.<sup>473</sup>

Es ist verständlich, dass Snell zu Beginn der 1960er-Jahre »dann nicht mehr sehr viel Eifer daran gewandt« hat, die Universität »vom alten Trott« und der alten Denkungsart abzubringen. Der Rückzug auf die

griechische Antike war dennoch kein eskapistischer Rückzug. Snell setzte auf die Traditionslinie der griechischen Aufklärung, die er – wie das Schriftenverzeichnis beweist – in seiner philologischen Arbeit kontinuierlich weiterverfolgt hatte. Wenn er sich für den Zusammenschluss der europäischen Staaten engagiert hatte – Theodor Mommsen (1917-1903) hatte schon vor den Erfahrungen der Weltkriege seine Hoffnungen auf einen Zusammenschluss der Völker und ein Ende der Kriege gesetzt –,<sup>474</sup> sollte damit nicht nur die historische Lehre aus den europäischen Kriegen gezogen werden, die im 20. Jahrhundert zu Weltkriegen und Welt-Vernichtungskriegen ausgeartet waren. Mit der geistigen Tradition Europas und dem bei den Griechen entwickelten politischen »Humanismus« (hier verwendete Snell den sonst stets von ihm kritisierten Begriff) sollte ein Mentalitätswandel in Deutschland und Europa erreicht werden. So erfreulich die Begeisterung für das geeinte Europa in der jungen Generation war, mindestens ebenso wichtig war »das kühle Denken und das genaue Wissen um die Tatsachen«. Snell war davon überzeugt, dass die positiven Ideen der europäischen Tradition schließlich an Einfluss gewinnen und das von Kriegen erschöpfte Europa in eine Zeit der Freiheit und Einheit führen könnten. Darin lag für ihn eine große Hoffnung.

## Emeritierung 1959 – »Tragicorum Graecorum Fragmenta« und »Philosophie aus der Sprache heraus«

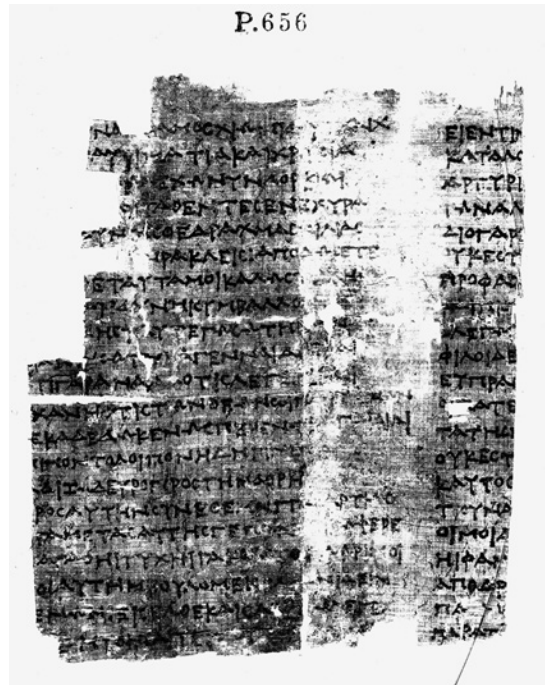
Snell wandte sich 1959 wieder einem lange aufgeschobenen Editionsprojekt zu, für das es sich lohnte, »die Flinte ins Korn zu werfen«: eine neue Edition der Fragmente der griechischen Tragiker, eine Arbeit, die Wilamowitz im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts wegen Arbeitsüberlastung aufgeben musste. Im Vorwort zu den »Sather Classical Lectures« schrieb Snell 1964, dass er vor 30 Jahren geplant habe,<sup>475</sup> Johann August Naucks (1822-1892) verdienstvolle Ausgabe der Tragikerfragmente, »Tragicorum Graecorum Fragmenta« von 1856 (2. Auflage 1889, Nachdruck 1964), zu erneuern. Aufgrund der in großer Zahl neu gefundenen Papyri war eine Neuauflage notwendig. Doch habe ihn manches Andere immer wieder von dieser Aufgabe abgezogen. Die Verwirklichung des alten Plans sollte nun energisch vorangetrieben werden. So waren es dann auch »die Tragiker-Fragmente und dergleichen unnützes Zeug«, die ihn veranlassten, sich zum 31. März 1959 vorzeitig emeritieren zu lassen. Snell stand damals im 64. Lebensjahr. Allerdings erklärte er sich bereit, die »Aufgaben des Lehrstuhls« vertretungsweise fortzuführen, bis ein Nachfolger gefunden war.<sup>476</sup>

Die Papyrologie ist die jüngste Disziplin der Klassischen Altertumswissenschaft mit vergleichsweise wenigen Spezialisten weltweit. Die abschließende Arbeit des Papyrologen kann immer erst beginnen, wenn die wichtige Tätigkeit des Konservators und Restaurators beendet ist.<sup>477</sup> Sie besteht zunächst in der Entzifferung der lückenhaften und beschädigten Textfragmente unter Infrarotlicht oder seit Ende der 1990er-Jahre mit der Multi-Spectral-Imaging (MSI)-Technik. Kleinere Fragmente lassen sich allerdings häufig nicht einordnen. Nicht selten sind nur wenige Buchstaben einer Zeile lesbar, oder größere Stücke haben Lücken, ganze Zeilen fehlen, der Zusammenhang ist unklar. Aufgrund von lesbaren Passagen sind allerdings Ergänzungsversuche von Fehlendem möglich, und mit etwas Glück lassen sich verschiedene Fetzen zusammensetzen, so dass ein größerer gedanklicher Ablauf erkennbar wird. Daran schließen sich die Frage nach der Abfassungszeit des Textes und die Frage nach Textgattung und Autor an. All dies ist ja bei der Bearbeitung eines neu gefundenen Papyrus zu-

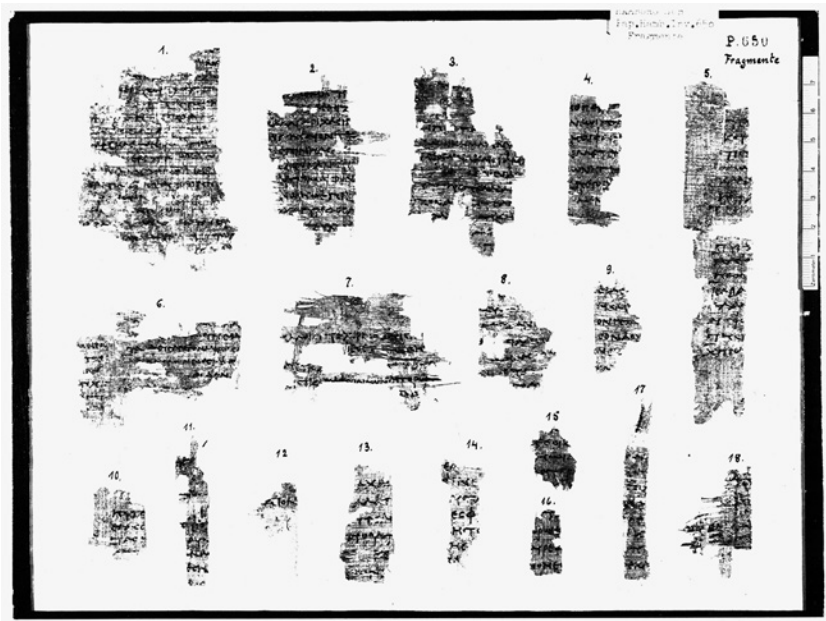
nächst unklar. Wenn sich wahrscheinlich machen lässt, dass das Fragment in den Bereich der Tragödie gehört, muss geklärt werden, um welches Stück es sich handeln könnte. Ist das Fragment einer bereits bekannten Tragödie eines namhaften Autors zuzuordnen, wäre damit auch die Frage nach dem Verfasser beantwortet, die häufig offenbleiben muss. Vielleicht gehört das Fragment aber auch zu einer der vielen verlorenen Tragödien von häufig kaum dem Namen nach bekannten Tragikern. Möglicherweise ist der Titel überliefert, oder man kann das Fragment aufgrund inhaltlicher Kriterien zuordnen. Um solche Entscheidungen

zu treffen und einen Neufund in bereits Erforschtes einordnen zu können, muss der Papyrologe einen guten Überblick über die bisherigen bedeutenden Papyrusfunde zur Tragödie haben.

All dies setzte im Bereich der Tragikerfragmente genaue Kenntnis der individuellen Sprache der bekannten Autoren voraus, ebenso die Kenntnis der von ihnen verwendeten Motive und Themen sowie der Metrik. Snell war fasziniert von der Möglichkeit, durch die Entzifferung der Papyri bislang unbekannte, als verloren geltende Texte antiker Autoren zu gewinnen und so das Wissen über die alten Griechen zu erweitern und ihre Welt vielleicht besser verstehen zu können. Einen kleinen Eindruck von der minutiösen, detektivischen Arbeit an den Papyri gibt Snells Bemerkung zu dem Florentiner Papyrus aus den »Myrmidonen« des Aischylos, die er 1971 im Anhang der »Szenen aus griechischen Dramen« mitteilte:



Papyrus aus der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg (P. 656)



Papyrus aus der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg (Papyrus Hamb. Inv. 650 Fragmente)

Besondere Mühe habe ich mir gegeben, die genaue Länge der Lücken am Anfang der Zeilen zu bestimmen: ich habe jeweils auf Pauspapier die Buchstaben-Gruppen, die ich für die Ergänzung vorschlage, nach erhaltenen Stellen des Papyrus aufgezeichnet und so ausprobiert, ob sie die Lücke ausfüllen.<sup>478</sup>

Hartmut Erbse hob in einem Nachruf auf Snell dessen »einzigartige, ganz ungewöhnliche Beherrschung der griechischen Sprache« hervor und »die beneidenswerte Belesenheit in sämtlichen Papyruseditionen sowie in den zugehörigen Deutungsversuchen«. Dies habe Snell befähigt, einzelne Papyrusfetzen kenntlichen Textpassagen auf Papyrus sinnvoll zuzuordnen oder an bereits bekannte Texte anzuschließen.<sup>479</sup> Es gelang ihm sogar, ein längeres Papyrusfragment, dessen Echtheit bezweifelt worden war, anhand »eines dort (zum ersten Mal) geäußerten Gedankens, der nah verwandt ist mit Ideen, die Aischylos in seinen erhaltenen Dramen als erster ausspricht«, Aischylos zuzuweisen.

Aber ein solcher Fall war natürlich eine seltene Ausnahme. Wer die Bände der Tragikerfragmente zur Hand nimmt, wird immer wieder auf Textfragmente stoßen, die keinen oder nur einen stark reduzierten Sinnzusammenhang erkennen lassen und sich einer anspruchsvolleren inhaltlichen Interpretation entziehen.

1971 konnte Snell den ersten Band der auf fünf Bände angelegten Neuedition der griechischen Tragikerfragmente (TrGF) veröffentlichen (*didascaliae tragicae, catalogi tragicorum et tragoediarum, testimonia et fragmenta tragicorum minorum*). Er war damals 75 Jahre alt, und der um vieles größere Teil des monumentalen Editionsprojekts stand noch aus. Er wusste, dass er allein das Vorhaben nicht zu Ende bringen konnte. Stefan Radt (1927-2017), der in den Jahren 1958 bis 1960 am »Lexikon des frühgriechischen Epos« in Hamburg mitgearbeitet hatte und seit 1967 ordentlicher Professor für griechische Sprache und Literatur an die Universität Groningen war, übernahm die Aufgabe, die Sophokles-Fragmente auf der Grundlage des von Snell gesammelten Materials herauszugeben, die 1977 als vierter Band der Tragikerfragmente veröffentlicht wurden (2. Auflage 1999). Radt gab auch den dritten Band mit den Aischylos-Fragmenten heraus, der 1985 erschien und Bruno Snell gewidmet war (2. Auflage 2008). Doch Snell war sich darüber im Klaren, dass diese Unterstützung noch nicht ausreichen würde, um die fünfbändige Neuausgabe der griechischen Tragikerfragmente in absehbarer Zeit zum Abschluss zu bringen. Er sprach in einer Nachlassnotiz davon,<sup>480</sup> dass ein Jüngerer bereit war, »die große Last zu übernehmen«; gemeint war der Tübinger Altphilologe Richard Kannicht (1931-2020). Mit ihm zusammen gab Bruno Snell 1981 den zweiten Band heraus, die »Fragmenta adespota«, griechische Tragikerfragmente, die sich keinem Autor zuweisen ließen. Kannicht übernahm auch die durch Nachträge und Indizes erweiterte zweite Auflage des ersten Bandes, die 1986, in Snells Todesjahr, erschien, sowie den abschließenden Band 5, der 2004 in zwei Teilbänden herauskam und die zahlreichen Euripides-Fragmente enthielt. So wurde die Befürchtung Snells, dass die Tragikerfragmente, sein *Opus magnum* im Bereich der »soliden« Philologie, nicht fertig würden, am Ende doch noch durch die Mitarbeit von Stefan Radt und Richard Kannicht abgewendet.

Snell hatte, wie er einmal notierte, »von Jugend an eine Schwäche für Silben- und Kreuzworträtsel [...], d. h. den Spaß am Ergänzen von

Lücken und Herstellen des Ganzen«, deshalb »nahm ich mir früh vor, die Tragiker-Fragmente herauszugeben.«<sup>481</sup> Seine Zuneigung zu diesem anspruchsvollen Spezialgebiet der Altertumswissenschaft versuchte er auch seinen Doktoranden und Studenten zu vermitteln. Der Papyrusbestand der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg bot die Möglichkeit, erste Erfahrungen bei der Bearbeitung von Papyri zu sammeln. 1954 erschien eine Edition griechischer Papyri der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek, herausgegeben vom Seminar für Klassische Philologie der Universität Hamburg mit einer Einleitung von Bruno Snell, der auch selbst zwei Stücke beisteuerte.<sup>482</sup>

Zweifellos war die Edition der Tragikerfragmente »brave und solide Philologie«, wie man sie Snell schon nach seiner Bakchylides-Ausgabe 1934 bescheinigt hatte. Sie bedeutete über weite Strecken vor allem eine spezialisierte und schwierige Arbeit an Papyrusfetzen mit Textbruchstücken unterschiedlichen Umfangs und unterschiedlichen Sinngehalts. War dies also nicht ein Abschied von Geistesgeschichte und »Philosophie aus der Sprache heraus«, ein Rückzug in die »brave Philologie« der Editionstechnik und in die kleinteilige Welt der Papyrusfetzen, in die Welt des »Handwerklich-Brauchbaren«? War die Papyrologie nicht eine mehr handwerkliche Spezialdisziplin mit ihren eigenen beträchtlichen Problemen, die man aber nicht leicht in Zusammenhang bringt mit der Linie der Bewusstseinsentwicklung im alten Griechenland, der bisher vorrangig Snells Interesse gegolten hatte?

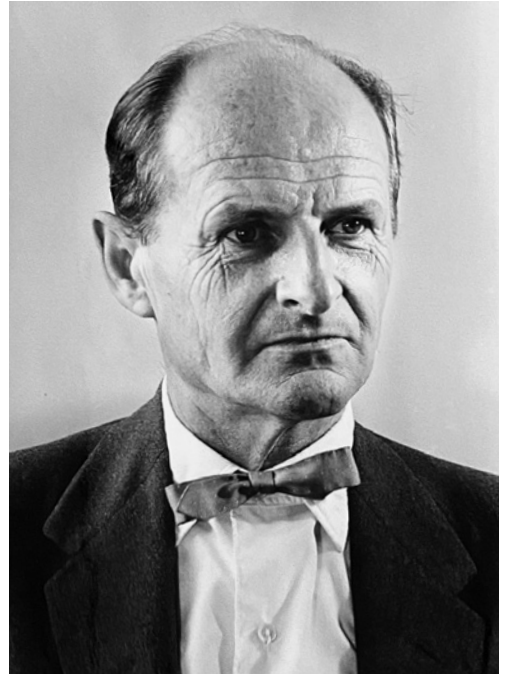
Snell selbst hat berichtet, dass er 1923 – nach einer nicht sonderlich gut gelungenen Staatsexamensprüfung im Nebenfach Philosophie – Georg Misch in Göttingen versprochen habe, »falls ich noch zu weiterem wissenschaftlichen Arbeiten käme, das Philosophische nicht aus den Augen zu lassen«.<sup>483</sup> Ließ sich das Versprechen des 27-Jährigen unter dem Arbeitsdruck der Edition der Tragikerfragmente nicht mehr aufrechterhalten?

In der Tat hatte Snell diese Zusage nicht vergessen. Im Vorwort der »Sather Classical Lectures«, die er im Oktober/November 1963 in Berkeley gehalten hatte, schrieb er, dass er in seinen Vorträgen über fragmentarisch erhaltene Szenen aus griechischen Dramen »das Allgemeine, die Ideengeschichte, an Einzelheiten demonstrieren« wolle.<sup>484</sup> Das Einzelne sollte in der allgemeinen Fragestellung aufgehoben sein.

Er begann diese Vorlesung mit einem Fragment, das eine aus dem

9. Buch der »Ilias«, Vers 182-655, bekannte Szene wiedergab, die Bittgesandtschaft der Griechen (presbeia). Den Griechen lag daran, Achill dazu zu überreden, wieder am Kampf teilzunehmen. Diese Szene musste auch in der Achill-Trilogie des Aischylos eine wichtige Funktion für den Handlungsverlauf gehabt haben. Doch die Tragödien des Aischylos, die sich mit dem Schicksal des bedeutendsten griechischen Helden vor Troja befassten, waren verloren. Nun aber vermittelte dieses neu aufgetauchte Papyrusfragment einen Eindruck davon, wie Aischylos die Aussprache zwischen Mitgliedern der Gesandtschaft und Achill in der ersten Tragödie der Trilogie, den »Myrmidonen«, gestaltet hatte. Snell konnte anhand des Florentiner Papyrusfragments nachweisen, dass Aischylos die Szene über die homerischen Möglichkeiten hinaus weiterentwickelte. Bei Homer fühlt Achill sich durch die Wegnahme seines Beuteanteils, der schönen Briseis, ungerecht behandelt und zieht sich gekränkt durch das Verhalten des Heerkönigs Agamemnon von dem Kampfgeschehen zurück. Dies hat eine entscheidende Schwächung des Griechenheeres zur Folge. Erst der Tod des Patroklos, den er statt seiner in den Kampf schickt, veranlasst Achill, wieder in den Kampf einzugreifen, um sich an Hektor für den Verlust des Freundes zu rächen. Er folgt dabei blindlings seinem Rachebedürfnis. »Das ist keine Entscheidung, denn sie setzt Reflexion voraus.«<sup>485</sup>

Bei Aischylos wird die Szene mit Hilfe eines von ihm neu eingeführten Motivs in einen anderen Zusammenhang gerückt. Achills Rückzug vom Kampf hat zur Folge, dass die Griechen auf der Grund-



Bruno Snell, Porträtaufnahme aus den 1950er-Jahren



lage verbindlichen Rechts gegen diesen vorgehen: Achill droht die Steinigung, wenn er nicht in die Schlacht zurückkehrt, die Strafe für Deserteur. In Vers 20 fällt das Wort Verrat. Aischylos versetzt die Szene in die Verhältnisse seiner eigenen Zeit, in der das Gemeinwesen das Recht hat, Bürgerpflichten einzufordern. Durch diese Abwandlung wird Achill in eine existenzielle Entscheidungssituation gezwungen. Er stellt sich mit seiner Entscheidung trotzig gegen das Recht der Heeresgemeinschaft, es ist ihm »innerlich unmöglich« (Snell), wieder am Kampf teilzunehmen: In Vers 5 fragt er indigniert die Gesandten: Soll ich etwa aus Angst vor den Achaïern wieder zu den Waffen greifen? Aufgrund seiner edlen Abstammung als Sohn der Göttin Thetis und seines bedeutenden Beitrags zum Erfolg des Krieges gegen Troja sieht er sich befugt, sein Recht, das Recht eines Einzelnen, dem Recht der Gemeinschaft entgegenzustellen. Er schämt sich nicht für sein Verhalten, denn das würde ja die Anerkennung der Wertekategorien derjenigen voraussetzen, die dem unfähigen und ungerechten Heerkönig unterstünden, er denkt anders. Dem von der Gemeinschaft akzeptierten Gesetz stellt er das eigene Gerechtigkeitsbedürfnis entgegen.

Der Achill der »Myrmidonen« nimmt die Folgen bewusst in Kauf. Doch zur Steinigung kommt es nicht. Mit dem Tod des Patroklos behält Aischylos den großen tragischen Effekt der »Ilias« bei. Achill, »der alles auf eigene Verantwortung nimmt«,<sup>486</sup> muss erkennen, dass er mit seiner Reaktion auf das Unrecht, das Agamemnon ihm zufügte, sich selbst getroffen hat. Er »sitzt in stummem Schmerz lange auf der Bühne. Sein Affekt entlädt sich nicht in der überkommenen Form; in schweigendem Brüten versinkt er gleichsam in ein sich neu öffnendes Inneres, das im Verschweigen desto eindrucklicher spricht«<sup>487</sup>. Von des Freundes Tod tief bewegt kehrt Achill wieder in den Kampf zurück, um den Tod des Patroklos an Hektor zu rächen. Mit vollem Wissen um seinen frühen Tod, ja, mit dem Willen zu sterben, geht er in seinen letzten Kampf.<sup>488</sup>

In der »Ilias« lassen sich derartige existenzielle Entscheidungssituationen nicht finden. Hier konnte Agamemnon noch einräumen, dass der Streit mit Achill ein Fehler war (Buch 19, Vers 86-94), und hinzufügen: »Nicht ich selbst bin schuldig, sondern Zeus und Moira und Erinys.« Achill gibt bei Homer zu, dass er durch sein Verhalten Patroklos »ins Verderben gebracht« habe, doch er kann zu seiner Entlastung

anführen, dass ihn ein Affekt überfallen habe (Buch 18, Vers 1111-1113). Der Zorn gegen Agamemnon, der auch Verständige befällt und wie aufsteigender Rauch die Brust der Männer erfüllt, habe ihn ergriffen. Bei Aischylos sehen wir eine andere Welt: Der einzelne Mensch gewinnt an Selbstbewusstsein und begehrt gegen die verbindliche Rechtsordnung auf, wenn er das Recht auf seiner Seite zu haben glaubt. »Im Namen seines Rechts muss er gegen geltendes Recht revoltieren.«<sup>489</sup> Achills Dilemma besteht darin, »dass er, indem er die Dike verteidigt, eben diese Dike verletzt und Unheil auf sich zieht und die, die ihm teuer sind.«<sup>490</sup> Dabei wird auch die Problematik solchen Handelns nach eigener Rechtsauffassung deutlich. Jede der in Frage stehenden Entscheidungsmöglichkeiten hat bei Aischylos »die Keime von Hybris wie von Recht in sich. Der Mensch steht vor einer Alternative und muss wählen«<sup>491</sup>. Die Tat des Prometheus, der in vollem Bewusstsein gegen das Gesetz verstieß, indem er den Menschen das Feuer brachte, war moralisch vertretbar, nicht aber das Handeln der Klytaimnestra in der »Orestie« des Aischylos. Das Verhalten Achills ist ambivalent und pendelte zwischen Hybris und berechtigtem Anspruch.

Aischylos geht in den »Myrmidonen« von einer homerischen Szene aus, aber er entwickelte daraus eine Konstellation, die es ihm ermöglichte, die neue und für das Publikum deshalb hochinteressante Problematik der freien Entscheidung bühlenwirksam zu veranschaulichen. Die attische Tragödie brachte Handlungen auf die Bühne, in denen Personen prekären Entscheidungssituationen ausgesetzt waren, die zwangsläufig ein Handeln mit tragischem Verlauf zur Folge haben mussten. Solche Schilderungen lösten bei den Zuschauern Affekte aus, Aristoteles sprach von »eleos« und »phobos«, Jammer und Schrecken. »Die Tragödie ist ein Spiel der schrecklichen und rührenden Begebenheiten«, schrieb Schadewaldt.<sup>492</sup> Die Entscheidungen, die auf der Bühne getroffen wurden, waren eingebettet in ein von starken Emotionen begleitetes Geschehen, zum Beispiel, wenn bei Euripides Medea den Entschluss fasst, ihre eigenen Kinder zu töten, um sich an Iason zu rächen, aber so zugleich auch sich selbst schwer trifft; »Medea« wurde 431 v. Chr. uraufgeführt. Die tragischen Entscheidungen fielen in einem von Leidenschaften bestimmten und leidenschaftliche Reaktionen provozierenden Handlungsumfeld. Erst Sokrates suchte nach einem Weg, Entscheidungen nicht mehr auf der Basis von irrational beein-



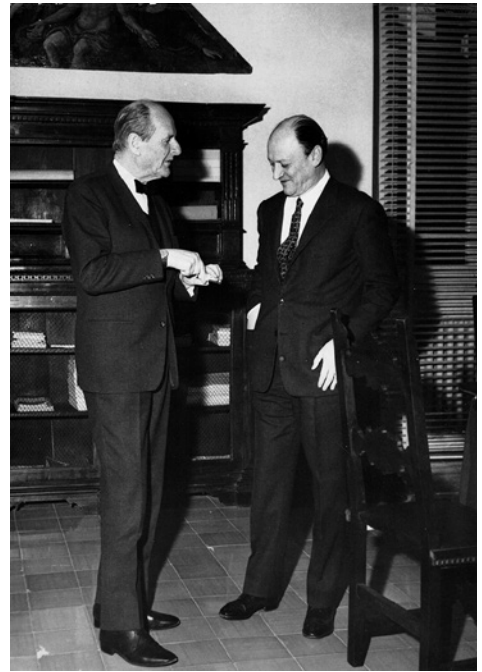
Bruno Snell auf der Tagung in Urbino, 1967

flusstem Verhalten, sondern besser auf der Grundlage von Wissen zu treffen. Die Philosophie war bestrebt, die Problematik der tragischen Situation auf der Grundlage der Vernunft durch ruhiges Abwägen der Argumente aufzulösen. Solche Strategien zur Vermeidung von Affekten und Konflikten trafen sich mit praktischen politischen Überlegungen, die der Eintracht in der Polis dienten. Mit Hilfe der argumentierenden Vernunft ließen sich die Probleme des Zusammenlebens der Menschen in einer Gemeinschaft entwirren und lösen.

Ausgehend von seiner Interpretation des Aischylos-Fragments wollte Snell nicht ausschließen, dass vielleicht »Homer eine tiefere Wahrheit über den Menschen vermittelt als Aischylos« und dass bei den Griechen, »indem sie ein vielleicht begrenztes Wissen des Menschen um sein Handeln und um das Funktionieren seines Geistes ans Licht brachten«, auch etwas verloren ging, »das wir immer an Homer und seinen Gestalten bewundern werden«. Dennoch aber galt für ihn: »Der Weg unserer Kultur ist der Weg, den die Griechen nach Homer, ja, seit Homer gegangen sind, und ich zaudere nicht, hier von einem Fortschritt und von einem höheren Begriff des Menschen zu sprechen«<sup>493</sup>.

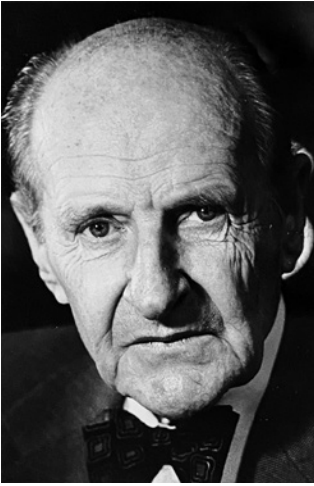
Diese Themen waren für Snell die Öffnung des Weges zu einer konfliktreduzierten, durch Recht und Vernunft geregelten Gemeinschaftsform. Das Beispiel zeigt, dass Papyrusfetzen nicht nur zur – begrenzten – Kenntnis von verlorenen Werken beitragen konnten, sondern dass es möglich war, Brücken zur Ideengeschichte schlagen.

Snell hoffte, dass die beträchtlichen Überlieferungsverluste wenigstens zum Teil durch weitere Papyrusfunde wieder ausgeglichen werden könnten. In seinem Vortrag auf dem Papyrologenkongress in Mailand vom 2. bis 8. September 1965 setzte er sich dafür ein, in Herculaneum weiter nach Papyri zu suchen und die verkohlten Papyrusrollen zu entziffern.<sup>494</sup> Die bereits im 18. Jahrhundert ausgegrabene Villa des Lucius Calpurnius Piso, die Villa dei Papiri, erwies sich zur Enttäuschung vieler Philologen als die Spezialbibliothek eines Epikureers und barg vor allem Schriften Epikurs und des Philodemos von Gadara. Aufgrund früherer Gespräche mit dem Archäologen Amedeo Maiuri (1886–1963) ging Snell aber davon aus, dass unterhalb der Lavaschicht »zumal in Herculaneum weitere Villen liegen, die beträchtliche Bibliotheken enthalten«. Man »könnte von der Seite her Stollen (galerie) unter die Lava treiben«, um an die literarischen Schätze zu gelangen, über deren wohlhabende Besitzer im Jahr 79 n. Chr. die Katastrophe hereingebrochen war. Das erste nachchristliche Jahrhundert war eine Zeit, »in der man gerade die klassischen Autoren abschrieb und aufbewahrte«. Snell hatte die Hoffnung, dass zum Beispiel von Aischylos außer den sieben erhaltenen Tragödien und den Fragmenten vielleicht ganze Stücke von den ursprünglich 80 Werken geborgen werden könn-

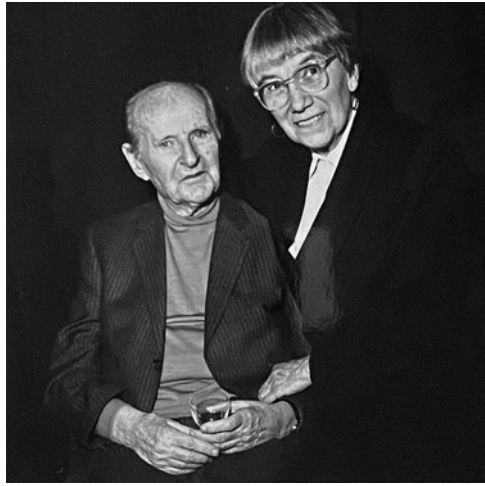


Bruno Snell im Gespräch mit dem italienischen Gräzisten Bruno Gentili auf der Tagung in Urbino, 1967

en. Snell hatte die Hoffnung, dass zum Beispiel von Aischylos außer den sieben erhaltenen Tragödien und den Fragmenten vielleicht ganze Stücke von den ursprünglich 80 Werken geborgen werden könn-



Bruno Snell am 18. Juni 1986,  
seinem 90. Geburtstag



Bruno und Liese-Lotte Snell, 1986

ten, ebenso von Sophokles, von dessen 120 Tragödien ebenfalls nur sieben erhalten blieben, oder von Euripides, der 90 Tragödien geschrieben hatte, von denen 18 bekannt sind. Vielleicht würden auch zumindest größere Teile der neun Bücher lyrischer Dichtung von Sappho gefunden werden und mit Hilfe neuer Technik wieder lesbar gemacht werden können. Solche Hoffnungen und Wünsche, die Snell mit anderen Philologen teilte, sind allerdings bis heute nicht in Erfüllung gegangen.

Für Snell bildete das Ensemble von Philologie, Papyrologie, Geistesgeschichte sowie wissenschaftsorganisatorischen und politischen Initiativen einen Kreis von Tätigkeiten, die eng miteinander zusammenhängen und aufeinander bezogen waren. Damit war die »ziellose Unendlichkeit des Einzelnen« in der Philologie, von der Hermann Usener in seiner Bonner Rektoratsrede vom 18. Oktober 1882 gesprochen hatte, aufgehoben. Die Klassische Philologie, wie Snell sie verstand, konnte ihre Ziele sehr wohl formulieren, denn sie war Teil eines weiter gespannten Sinnzusammenhangs, der durch seinen Bezug zur gesellschaftlichen Praxis in der Gegenwart verankert war.

Andererseits stand aber bei der persönlichen Zeiteinteilung Snells häufig auch das eine Beschäftigungsfeld dem anderen im Wege. Auf

einem einzelnen Blatt notierte Snell in einer Schreibmaschinenschrift etwa Ende der 1960er-Jahre:

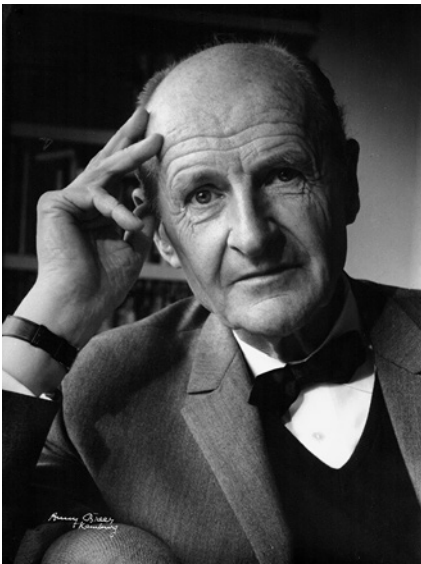
Die Versuchung war immer groß, im Planen aufzugehen: Geistesgeschichte, Philosophie aus der Sprache heraus, -- aber auch Thesaurus Linguae Graecae, Europa-Kolleg, wobei immer die Frage blieb: Besteht es auch? Darum notwendiges Gegengewicht des Handwerklich-Brauchbaren: Pindar, Bakchylides, Tragicorum Fragmenta, wobei nur immer das eine dem anderen die Zeit stahl und alles sich gegenseitig in Zweifel zog.<sup>495</sup>

## Sprache, Denken, Wirklichkeit – Die »Weltauffassung« der homerischen Epen

Neben Dilthey und Hegel, mit deren Geschichtsphilosophie Snell während seines Studiums bekannt wurde, waren für Snell Humboldts Studien zur historischen Anthropologie der Sprache von großer Bedeutung für seine Auffassung von einer geistesgeschichtlichen Stufenfolge in der griechischen Kultur. Wir hatten schon darauf hingewiesen, dass Snell bei der Abfassung seiner Dissertation über den Sprachgebrauch in der vorplatonischen Philosophie Rat und Hilfe bei Wilhelm von Humboldt suchte. Humboldt hatte in der Einleitung seiner Untersuchungen zur Kawi-Sprache,<sup>496</sup> an der er in den letzten Lebensjahren zwischen 1830 und 1835 intensiv gearbeitet hatte, seine Sprachphilosophie in prägnanten Formulierungen zusammengefasst. Das Kawi-Werk gilt als Vermächtnis seiner sprachwissenschaftlichen Bemühungen. Ein wichtiges Ergebnis war die Feststellung Humboldts, dass der »Charakter der verschiedenen

Weltauffassung der Völker an der Geltung der Wörter« haften.<sup>497</sup> Die Sprache ermöglichte die kollektive Bewusstseinsbildung der Menschen. Der Wandel des Denkens und der »Weltauffassung« war deshalb an den Entwicklungsschritten der Sprache und an den literarischen Texten ablesbar.

Humboldt hatte nach dem Ende der politischen Laufbahn seine sprachwissenschaftliche Studien der 1790er-Jahre wieder aufgenommen, um an diesem Thema von 1820 bis zu seinem Tode 1835 in der Zurückgezogenheit seines Tegeler Gutes intensiv zu arbeiten. Schon während des Aufenthalts in Paris hatte er sich in den Jahren 1799 bis 1800 mit dem Baskischen beschäftigt, das sich radikal von



Bruno Snell, Porträt, 1968

den ihm bisher bekannten Sprachen unterschied. Hinzu kamen jetzt indigene Sprachen Mittel- und Südamerikas und die nordamerikanischen Idiome der First Nations. Der Nachlass enthält rund 30 von ihm verfasste Grammatiken und Wörterbücher zu diesen Sprachen.<sup>498</sup>

Die grundlegenden und entscheidenden Erkenntnisse seiner Sprachphilosophie gewann Humboldt, indem er den Eurozentrismus seiner Zeit hinter sich ließ.<sup>499</sup> Sprache war für ihn kein durch Konvention entstandenes Zeichensystem, sondern »ein eignes und selbstständiges Wesen, ein Individuum«, »eine Welt«, »die zwischen der erscheinenden außer, und der wirkenden in uns in der Mitte liegt«. <sup>500</sup> Sie tritt zwischen den Menschen »und die innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur«. <sup>501</sup> »Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia). [...] Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen.« <sup>502</sup> In seinen Überlegungen über die »Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts« schrieb Humboldt: »Die Sprache ist das bildende Organ des Gedankens.« <sup>503</sup> Sprache ist nie lediglich das neutrale Medium des Denkens, sie wirkt selbst als ein bereits Vorgegebenes auf das Denken ein und wird zugleich von den Sprechenden weiter ausgebaut. Die Sprache, die wir sprechen, und unser Denken stehen nach Humboldt in einer Wechselwirkung. Er spricht von einer »Verflechtung des Geistes in die Sprache«. <sup>504</sup> Eine »Weltauffassung« lässt sich nicht unmittelbar aus der umgebenden Realität gewinnen, vielmehr benötigte das menschliche Bewusstsein auch den bereits vorgegebenen sprachlichen Ausdruck. Dabei entsprach die Verschiedenheit der Sprachen der »nationalen Individualität« und der Verschiedenheit der »Weltauffassungen«. Aus allem geht hervor, dass Sprache niemals statisch in dem Erreichten verbleibt, sondern sich stets wie auch das Denken in einem dynamischen Prozess befindet. Nach Humboldt macht die lebendige Rede und nicht ihre schriftliche Fixierung die Sprache aus. Sprache durchläuft »Stufen des Fortschreitens« wie das Denken selbst.

Bei Dilthey hatte Snell gelernt, dass über das »Verstehen« der Literatur das Verständnis »des geistigen Lebens« einer vergangenen Epoche erschlossen werden könne, da in der Sprache »das menschliche Innere seinen vollständigen, erschöpfenden und objektiv verständlichen



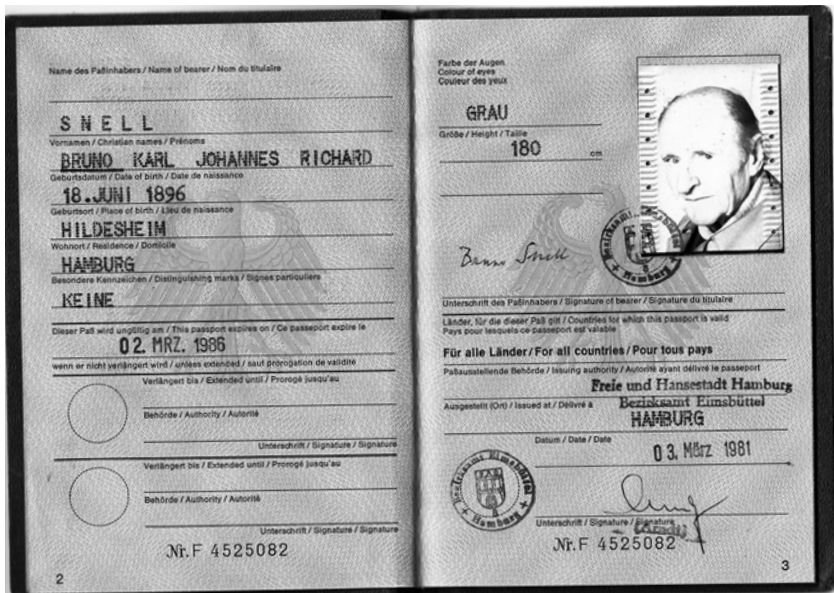
Ausdruck findet«<sup>505</sup>. Die »in der Schrift enthaltenen Reste menschlichen Daseins« ließen sich für die Geistesgeschichte erschließen. Hier setzte auch Hermann Fränkel 1921 mit seiner Arbeit zu den homerischen Gleichnissen an, vor allem aber 1924 mit seiner nach Snell »wegweisenden« Abhandlung »Eine Stileigenheit der frühgriechischen Literatur«, wobei er Stil als Ausdruck einer Geisteshaltung verstand.<sup>506</sup> Snell, der in Göttingen bei Fränkel studierte, folgte diesem Impuls mit seiner Untersuchung zu den Begriffen des Wissens in der vorplatonischen Philosophie in seiner Göttinger Dissertation von 1922, die 1924 gedruckt wurde.

Den homerischen Epen kam bei solcher Betrachtungsweise besondere Bedeutung zu, sie waren die frühesten Dokumente europäischen Denkens und früher »Weltauffassung«, von der sich Späteres abheben ließ. Um eine weiterführende geistesgeschichtliche Entwicklung nachzuweisen, war es aufschlussreich zu zeigen, wo eine Wortbedeutung oder ein bestimmtes sinntragendes Wort zum ersten Mal auftauchte. So stellt sich bei der Untersuchung der Sprache Homers heraus, dass manches, was dem heutigen Leser selbstverständlich ist, in den homerischen Epen »fehlte« oder »noch nicht bekannt« war. Im ersten Buch der »Ilias« heißt es in Vers 10: »Apollon erregte im Heer eine schlimme Krankheit, es kamen aber um die Leute.« Hier wird die konsekutive Aussage nicht durch ein zu erwartendes »so dass« (ὥστε) ausgedrückt, sondern wird mit »aber« (δέ) als Hauptsatz nebengeordnet, die logische Relation blieb unausgesprochen. Weil »ὥστε« in der homerischen Sprache nicht vorkommt, sondern erst im späteren Griechisch verfügbar ist, darf man davon ausgehen, dass den Griechen damals diese uns ganz vertraute Ausdrucks- und Denkweise fremd war. Die Kausalität wird erst »entdeckt«.<sup>507</sup> Mit diesem Wahrscheinlichkeitsschluss war das Verfahrensmuster vorgegeben: Fehlte der sprachliche Ausdruck, ließ sich daraus schließen, so Snell, dass auch die Vorstellung von der Sache fehlte. Wenn also weiterhin das Wort für »Körper«, wie schon der alexandrinische Philologe Aristarch des 2. vorchristlichen Jahrhunderts bemerkte, im homerischen Griechisch nicht vorhanden war und stattdessen nur die Glieder (»melea« und »gyia«) genannt wurden, fehlte auch die uns geläufige zusammenfassende Vorstellung von »Körper«. Unterstützt wurde diese Folgerung durch die Tatsache, dass die Darstellung von Menschen in der geometrischen Kunst der

homerischen Auffassung recht genau entsprach.<sup>508</sup> Dazu passte es, dass es auch für »Seele« im Sinne unserer Vorstellung als Zentrum der Persönlichkeit bei Homer kein eigenes Wort gab, die homerische »Seele« ( $\psi\upsilon\chi\eta$ ) hielt den Menschen am Leben und verließ ihn, wenn er starb. Das Verfahren änderte sich auch nicht, wenn das homerische Äquivalent für eine bestimmte Bewusstseinshaltung erkundet werden sollte. So gibt es im Homer-Text keine Hinweise auf eigenständiges, selbstbewusstes Handeln der homerischen Menschen in existenziellen Entscheidungssituationen. In solchen Fällen folgten sie dem Rat einer Gottheit, die ihnen zur Seite trat. Bei Homer fehlte so gerade das, was »die Entscheidung zur eigenen Tat macht«.<sup>509</sup> Hier vermissen wir nicht lediglich eine logische Relation, hier sehen wir eine Einschränkung dessen, worin für unser Denken die Autonomie des Menschen besteht. Der Wandel zum eigenverantworteten Handeln wurde erst im Athen des 5. Jahrhunderts vollzogen. Hartmut Erbse bemerkte dazu: »Homer hat das Problem der Willensfreiheit nicht formuliert oder gar definiert. Aber er hat um die Grenzen menschlicher Selbständigkeit gewusst und als Determinante die Götter zur Hilfe gerufen.«<sup>510</sup> Erst das zielstrebige Handeln der Götter ermöglichte es dem Dichter überhaupt, das epische Geschehen seiner Absicht entsprechend durchzuführen und die Dichtung zu einem Ganzen zu formen.<sup>511</sup>

Snell betonte, »dass verschiedene solcher ›Lücken‹ innerlich zusammenhängen« und sich mit einem »uns zunächst befremdlichen Mehr [...] zu einer systematischen Einheit zusammenschließen«.<sup>512</sup> Solche Beobachtungen dienten ihm zur Beschreibung der Differenz zwischen dem »Horizont« (Gadamer) gegenwärtigen Denkens und dem »Horizont«, der sich im Homer-Text abzeichnete.<sup>513</sup>

Snell hatte sich mancher Kritik zu erwehren, die häufig genug auf einem Missverstehen beruhte. Die kritische Diskussion, die sich an sein Homer-Verständnis anschloss, zeigte aber zugleich die Bedeutung dieser These und »die enorme Energie des Snell'schen Ansatzes«.<sup>514</sup> Es wäre verwunderlich, wenn die Diskussion nach seinem Tod 1986 verstummt wäre. Auf diese späte Kritik kann ich hier nicht eingehen.<sup>515</sup> Die Richtigkeit der von Snell gezogenen Grundlinie, sein Nachweis der Entdeckung des europäischen freiheitlich-wissenschaftlichen Geistes in Griechenland und das allmähliche Entstehen dieser Errungenschaft über verschiedene historische Stufen hin, wird man nicht



Snells Reisepass vom 3. März 1981

leugnen können. Walter Burkert stellte 2003 in seinem Vortrag anlässlich der Tagung der Mommsen-Gesellschaft fest:<sup>16</sup>

Snells Zugang bewährt sich, indem er hellhörig für die Besonderheiten des alten Sprachgebrauchs und seine Differenzen gemacht hat, Sprachgebrauch, der das Bewusstsein prägt. Wir können nach Snells Vorgang nun erst recht im Hinhören auf die griechische Sprache ›Archaisches‹ recht vernehmen und als eigene Erweiterung des Bewusstseins aufnehmen, ohne es gleich am ›Fortschritt‹ zu messen und im ›Noch nicht‹ versinken zu lassen.

## »Die alten Griechen und wir«

Anfang Februar 1952 sprach Snell als Rektor der Universität im nahe an der Universität gelegenen Hamburger Amerika-Haus vor einer interessierten Öffentlichkeit über die »Grundlagen europäischen Denkens«. Er wies darauf hin, dass alles Wesentliche der europäischen Profankultur von den Griechen stamme. Gemäß dem Bericht in der »Hamburger Freien Presse« vom 5. Februar 1952 stellte Snell seinem Publikum den historischen Entwicklungsgang der griechischen Geistesgeschichte dar,

der sich in Hellas um die Zeit zwischen Homer und Heraklit vollzog, wie sich zunehmend innerhalb der griechischen Lyrik (Sappho) das Streben anbahnte, einen vom Körperlichen und dem Mythos, von Göttern und überpersönlichen Mächten sich lösenden »abstrakten Geist« zu erkennen und wie dann zu vollem Bewusstsein durchdringend bei Heraklit und Xenophanes (und in anderer Weise bei dem Tragiker Aischylos) sich jener Denkbegriff bildet, aus dem die Entscheidungen des europäischen Denkens zum Fortschritt, zur Verteidigung der persönlichen Freiheit und vor allem zur geistigen und sittlichen Selbstverantwortung unseres Tuns überhaupt erst möglich wurden.

Mit seinem Vortrag war das Thema »Die alten Griechen und wir« angesprochen, das Generalthema, das sich zeitlebens durch Snells Denken und Forschen zog. Snell lag daran, auch ein breiteres Publikum, das nicht »vom Fach« war, an seinen Überlegungen teilhaben zu lassen und auf diese Weise Universität und Gesellschaft zu verbinden.

In seinen Arbeiten treffen wir immer wieder auf die Stationen, die das griechische Denken auf dem Weg nach Europa zurückgelegt hat. Homer ist der Ausgangspunkt. In seinem Vortrag über den Glauben an die olympischen Götter sagte Snell 1933: »Es fehlt bei Homer das Bewusstsein von der Spontaneität des menschlichen Geistes, d.h. das Bewusstsein davon, dass im Menschen selbst Willensentscheidungen oder überhaupt irgendwelche Regungen und Gefühle ihren Ursprung haben.«<sup>517</sup> Das »Erwachen der Persönlichkeit in der frühgriechischen Lyrik«<sup>518</sup>, so der Titel des Aufsatzes von 1941, habe aber den gedank-

lich-bewusstseinsmäßigen Fortschritt gebracht, der zur Ausbildung sozialer Vernunft und zur Entwicklung des bürgerlichen Rechts führte. Wirtschaftliche Veränderungen sprengten bereits im 7. Jahrhundert die Adelsgesellschaft und führten zur Parteienbildung und zur Staatsform der Tyrannis.<sup>519</sup> In seinem Buch »Dichtung und Gesellschaft. Studien zum Einfluß der Dichter auf das soziale Verhalten und Denken im alten Griechenland« von 1965 zeigte Snell, wie sich jener »Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit« bei Hesiod und dann bei den Lyrikern zunächst als ein Empfinden der Zusammengehörigkeit in einer Gemeinschaft abzeichnete. Aus zunächst begrenzten Zusammenschlüssen von Gruppen entstanden Gemeinwesen, Konfliktfälle führten zu Überlegungen über das für Demos und Polis »gemeinsame Gute«. Mit Solons Vorstellungen vom Staat war die Schwelle zur Demokratie erreicht, nun zählten politische Freiheit, Kompromissbereitschaft, Toleranz und Solidarität bereits zu den Grundwerten der Staatsgemeinschaft. Erst bei Aischylos fand Snell Belege dafür, dass »im Menschen selbst Willensentscheidungen [...] ihren Ursprung haben«.<sup>520</sup> Gleichzeitig fand in der athenischen Demokratie die auf das »gemeinsame Gute« gerichtete kommunikative Vernunft ihren institutionellen Ausdruck.

War all dies brauchbar für einen »Humanismus heute?« Bruno Snell hatte in seinem Beitrag in der ersten Ausgabe der »ZEIT« vom 21. Februar 1946 ebendieses angesprochen: »Wollen wir [...] Europäer sein (und das wollen wir im Grunde schon, wenn wir lesen und schreiben möchten, und vollends, wenn wir Wissenschaft, Technik, Philosophie bewahren wollen), dann wird die Frage brennend: was waren die Griechen?« Auch in dem Titel der Essaysammlung von 1962 »Die alten Griechen und wir« ist unausgesprochen neben der Frage: »Was waren die Griechen?« auch die andere, weiterführende gestellt: »Was sind sie für uns?« Snell stellt im Vorwort zur Diskussion, »ob es vernünftig ist, ein Gymnasium zu bewahren« und »sich intensiv mit Dingen zu beschäftigen, die weitab von dem Heutigen, dem Praktischen, dem Nützlichen zu liegen scheinen«. Es sei zweifellos notwendig, »mit Gründen des Nützlichen zu argumentieren«, weil »die Welt, in der wir leben und mit der wir rechnen müssen, uns beiseiteschiebt, wenn wir uns vor ihr nicht mit guten Gründen rechtfertigen können«. Es gehe dabei nicht um »humanistische Bildung«, um einen »spießigen Dünkel«, es gehe um »das von den Griechen erworbene Wissen um die Welt, aber

auch um das Wissen des Menschen um sich selbst«, das also, »was wir ›geistige Tradition‹ nennen«, und darum, dass der Schulunterricht »sprachliche und naturwissenschaftliche Ausbildung in das richtige Verhältnis bringt«. Unter diesem Gesichtspunkt lasse sich, so Snell, vielleicht aus dem unter dem Titel »Die Griechen und wir« von ihm Vorgelegten »einiges unmittelbar Nützliche herausfinden.«

Wir begegnen hier erneut jenem Vokabular des »Nützlichen« und »Vernünftigen«, das aus dem aufklärerisch-liberalen Denken der Snell'schen Familientradition stammte. Es begegnete uns bereits in den Briefen des 18-Jährigen. Die Beschäftigung mit dem Griechischen musste sich nach Snell in der gesellschaftlichen Praxis, im Bereich des »Nützlichen« und »Vernünftigen« beweisen. Die Wissenschaft, die sich mit dem griechischen Altertum beschäftigte, musste zeigen, dass sie den Ansprüchen der Öffentlichkeit standhalten konnte. Auch deswegen waren das Europa-Kolleg, die Joachim Jungius-Gesellschaft und Vorträge im Amerika-Haus wichtig. Das Ziel war nicht die private Bildung in der »Einsamkeit«, von der Humboldt unter anderen Verhältnissen gesprochen hatte. Hinter solchen Gedanken stand bei Snell sicherlich auch die Erfahrung des »Dritten Reiches«, die diejenigen, welche diesem Erleben ausgesetzt waren, wie Snell einmal sagte, bis in ihre Träume verfolgte. Der abrupte Verlust der griechisch-europäischen Tradition und der Rückfall in die Barbarei, die Ohnmacht der Vernunft gegenüber fanatischer Unvernunft und die Hilflosigkeit gegenüber diktatorischer Gewalt hatten einen Schock ausgelöst, der sich nach dem Zusammenbruch der Diktatur in politisches Engagement umsetzte. Geisteswissenschaft konnte und sollte nach Snells Überzeugung »nützlich« sein als Impulsgeber für eine aufgeklärte, humane und demokratische Gesellschaft. Die »geistige Tradition« der griechischen Kultur bot praktische Orientierungshilfe, sie schloss kritisches politisches Denken und politisches Verhalten ein.

Auch der zukünftige Naturwissenschaftler musste bereits in der Schule an dieser »geistige[n] Tradition« teilhaben können, schrieb Snell im Vorwort von »Die alten Griechen und wir«. Gerade der naturwissenschaftliche Spezialist sollte nicht in stiller Unauffälligkeit als »Mensch« im Staat leben und nur tun, was man von ihm verlangte, sondern als politisch wohlinformierter und kritisch urteilender »Bürger«, dem man nichts vormachen konnte, am Staat teilhaben. In westlich-demo-

kratischen Gesellschaften durfte der Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts nicht mehr der weltfremde, auf sein Fach zurückgezogene »Gelehrte« sein, der Wissen ansammelte. Der Atomforscher James Franck hatte 1953 in Hamburg gesagt: »Die Wissenschaftler [waren] die einzigen, die politisch diese Sache beurteilen konnten.« Sie allein konnten die Wirkung der Atombombe abschätzen, und sie waren es, die den Maßstäben von politischer Ethik und Moral zur Geltung verhelfen mussten. Wissenschaft war Teil der Gesellschaft; Wissenschaft, auch Geisteswissenschaft, durfte nicht von der Wirklichkeit abgehoben sein, sie durfte sich der Lebenspraxis (eben dem »Nützlichen« und »Vernünftigen«) nicht entziehen. Die athenische Polis war gewiss ein mit Mängeln behaftetes Modell: Nur etwa 20 Prozent der Einwohner Athens hatten politische Rechte, Sklaven und Frauen gehörten nicht dazu, auch war Athen kein Modell für einen Flächenstaat. Doch zeigte die athenische Demokratie nach Snells Meinung den Weg der Vernunft, den menschliche Gesellschaften gehen mussten, wenn sie ihren humanen Ansprüchen und Bedürfnissen gerecht werden wollten. Er hatte die Wirkung des Systemwechsels nach dem Zweiten Weltkrieg unter der Besatzungsmacht selbst beobachten können, besonders kritisch wohl bei den Kollegen. Er wusste, dass mit dem Wechsel der Flagge noch nicht viel getan war. Vertreter von Disziplinen, die dem NS-Regime eher nahegestanden hatten, suchten damals eine staatsferne »Einsamkeit«, Textwissenschaften zogen sich auf den Wortlaut ihrer literarischen Texte zurück und strebten zur »Binneninterpretation«, bei der man die Geschichte (und besonders die von gestern) vergessen sollte. Gegenüber solcher Wirklichkeit mochten Reformvorschläge wohl utopisch erscheinen, obwohl sie doch eigentlich nur »nützlich« und »vernünftig« waren. Nach Werner Jaegers Versuch, die Antike systemisch mit der Gegenwart zu verbinden, ein Versuch, der in überholten Vorstellungen einer vergangenen Zeit steckengeblieben war, stellte Snell die Beschäftigung mit den Griechen jetzt erneut in einen gesellschaftlichen Rahmen, der es ermöglichte, der griechischen Tradition »im eigenen Denken einen Platz anzuweisen«, wie dies August Böckh bereits 1877 vorgeschlagen hatte.<sup>521</sup> Snell wies der griechischen Überlieferung eine »aufklärerische« Funktion in der Gegenwart zu.

Und noch eine Hoffnung verband Snell mit den Griechen: Die griechische Tradition hatte das Potenzial, Europa zusammenzuführen.

In diesem Fall nun richtete der Aufruf sich nicht an vielleicht etwas störrische Kollegen oder überhaupt an ältere Zeitgenossen, die weniger an Veränderung interessiert waren, sondern die junge Generation musste angesprochen werden, deren Aufgabe es war, ein verwüstetes Europa nach neuen, besseren Prinzipien wieder aufzubauen. Hier konnte auch die Kunst wertvolle Hilfe leisten und an die Verständigungsbereitschaft der Jugend in Europa appellieren.

Snell hatte stets ein besonderes Interesse an der Malerei. Als Oskar Kokoschka sich 1951 einige Zeit in Hamburg aufhielt, um den Hamburger Bürgermeister Max Brauer zu porträtieren, traf Snell, wie er berichtet, gelegentlich mit ihm zusammen.<sup>522</sup> Kokoschka sei ein »geradezu fanatischer Europäer« gewesen, schrieb Snell; so drehten sich die Gespräche des Öfteren um die Zukunft Europas.

Eines Abends, als wir beim Wein viel geredet hatten, fuhr uns Frau Olda Kokoschka im Auto nach Haus, und Kokoschka sagte (es war in der Kurve vom Frauenthal zur Heilwigstraße): »Ich möchte einmal eine große Wand haben.« Ich war damals gerade Rektor der Universität und antwortete: »Eine große Wand könnten wir Ihnen schon geben, wir haben nur kein Geld, ein Bild zu bezahlen.« Frau Olda, die vorn am Steuer saß, blickte sich besorgt um, – denn sie hatte das Häusliche in Ordnung zu halten –, aber ihr Mann hatte Feuer gefangen und schwärmte von der »großen Wand«.<sup>523</sup>

Für das von Oskar Kokoschka geplante Bild wurde eine Wand in der eben fertiggestellten Mensa in Aussicht genommen, »die über der Essensausgabe die Schmalseite des Speisesaals oben abschloss. Ein so langgezogenes Feld müsse irgendwie unterteilt werden – soviel wurde bei der ersten Besprechung klar.« Zunächst war noch gar nicht gewiss, ob Kokoschka seinen Plan weiterverfolgen würde. Doch im Herbst 1954, so berichtet Snell, »bat er meinen Nachfolger im Rektorat, Professor [Albert] Kolb,<sup>524</sup> den Hamburger Kultursenator [Hans-Harder] Biermann-Ratjen und mich, das fertige Bild in Villeneuve anzusehen«,<sup>525</sup> wo Kokoschka von 1953 bis 1980 am Genfersee lebte. Es zeigte sich, dass das »langgezogene Feld« von Kokoschka nach Art eines Triptychons unterteilt worden war.





Oskar Kokoschka: Triptychon »Thermopylae«, 1954, Tempera auf Leinwand, 225 × 800 cm, im Hörsaal D des Gebäudes der Philosophischen Fakultät der Universität Hamburg, Von-Melle-Park 6 (Foto: o.J.)

Da war nun die Entstehung Europas geschildert, geschildert in dem Ereignis, das schon Aischylos als die Verteidigung der Freiheit deutete, in den Perserkriegen. Und in der Mitte des Mittelfeldes stand der um die Entscheidung innerlich ringende Krieger, von O.K. selbst der »Zaudernde« genannt.

Doch wurde die Wand in der Mensa dann für die Realisierung des 1954 abgeschlossenen großen Triptychons »Thermopylae« in einer Größe von 225 cm × 800 cm gar nicht in Anspruch genommen. »Auf Wunsch des Künstlers, dem diese Arbeit als ein Appell an die abendländische Jugend besonders am Herzen liegt«, wurde als »würdigerer Ort« der große Vorlesungssaal, der Hörsaal D des in den Jahren 1958 bis 1962 erbauten Gebäudes der Philosophischen Fakultät Von-Melle-Park 6 gefunden, der ungestörte »innere Sammlung bei der Betrachtung ermöglicht«. <sup>526</sup>

Gelegentlich beklagte Snell, dass ihm die Zeit fehlte, um den Kontakt zu den Studenten und den Mitarbeitern an den von ihm ins Leben gerufenen Projekten intensiver zu gestalten, so in einem Brief an seine Schwester vom 1. Oktober 1958:

Die Studenten reiben mir bei jeder Gelegenheit (zupal bei Seminarfesten) unter die Nase, dass ich mich nicht genug um sie kümmere, im Europa-Kolleg hat es jetzt geradezu eine kleine Revolte gegeben, dass das »Gemeinschaftsleben« mit Tutoren und Protektor [Snell]



Oskar Kokoschka, Karikatur von Bruno Snell, 1951

so ungenügend sei, die Mitarbeiter beim Homer-Lexikon beklagen sich, dass ich nicht genug teilnehme an ihrer Arbeit, die beiden Zeitschriften, die ich herausgebe, stellen immerfort Termine, meine eigenen Arbeiten möchte ich gern vorwärtsbringen, und auch sonst habe ich mir noch allerlei Verpflichtungen aufgehalst.

Auf den Seminarfesten, die damals stattfanden, kommentierten die Studenten in satirischen Beiträgen das Seminargeschehen. In einem dieser Beiträge Ende der 1950er-Jahre wurden die im Staatsexamen prüfenden Professoren mit den drei altrömischen Schicksalsgöttinnen, den Parzen, verglichen, die nicht nur den Schicksalsfaden durchschneiden konnten, sondern – und das war die aktuelle Bedrohung – auch den Faden, an dem der Erfolg der Prüfung hing. »Parce Parce« lautete deshalb die Bitte in dem vorgetragenen Lied (aber: »schwupp, ist der Faden ab«). Eine der Parzen war der Latinist Ulrich Knoche (»Parze Uli parcit nulli« hieß es da in reimfähig gemachtem Latein), eine wei-



Seminarfest, Weihnachten 1927

tere war Bruno Snell, von dem vermeldet wurde: »Parze Bruno reist in Uno.« Er war aus Gründen, die den Studenten nicht unmittelbar einsehbar waren, in der Welt unterwegs. Jedenfalls war Snell immer wieder einmal nicht in Hamburg und stand den Studenten dann nicht zur Verfügung.

Snell suchte gern die unmittelbare Kommunikation mit den Studenten und legte wenig Wert auf einen Autoritätsabstand. Bezeichnend ist der Bericht über eine Begebenheit vom Frühjahr 1962, Examenszeit. Der Lateinstudent und spätere Literaturwissenschaftler Horst Ohde konnte den allgemeinen Klausurtermin für das Staatsexamen im Lateinischen nicht wahrnehmen, weil sich der Termin mit seiner bereits bestehenden Lehrverpflichtung am Literaturwissenschaftlichen Seminar überschneidet. Er durfte deshalb die Übersetzung des lateinischen Textes zu einer anderen Zeit in einem nicht benutzten Dienstzimmer im Seminar für Klassische Philologie am Bornplatz anfertigen. Knoche hatte einen schwierigen Text herausgesucht, weil er Ohde für einen guten Studenten hielt.

Während der Prüfling sich mit dem Text abmühte, plötzlich Schlüsselascheln an der unverschlossenen Tür. Herein kam Bruno Snell. »Oh ... ach ja, ... ich vergaß. Verzeihung! Bin auch gleich wieder fort.« Und dann, über Ohde gebeugt, interessiert: »Was haben Sie denn da? Ah, Statius, Silvae ..., schöner Text.« – »Ja, aber die Vokabeln! Dies Wort hier kenne ich nicht!« Snell (nach kurzem Blick auf den Text): »Ich auch nicht. – Na, ... viel Glück!« Und fort war er.

Nach einer knappen halben Stunde klopfte es an der Tür, wieder Bruno Snell, triumphierend: »Ich hab's!«

Der Professorentitel schien ihm im Umgang mit den Studenten eher lästig zu sein. Wenn einer der jüngeren Studenten, wie es gelegentlich vorkam, ihn allzu oft und allzu devot mit »Herr Professor« anredete, bemerkte er kühl: »Ich heiße Snell.« Er liebte es auch nicht, vom hohen Katheder herab die Wissenschaft zu verkünden. In den Vorlesungen setzte er sich auf die erste Bank oder einen Tisch.

Die Form war völlig locker und wohl das genaue Gegenteil von jener Feierlichkeit, die die Vorlesungen von Karl Reinhardt umgeben haben soll: Snell kam mit dem Homertext in der Hand und ein paar Notizen in der Jacke in den Saal, setzte sich mit Vorliebe auf die erste Bank und ließ die Beine baumeln, während er einzelne Abschnitte bei Homer aus dem Stegreif übersetzte und die Bedeutung bestimmter Wörter aus dem Zusammenhang klarmachte.<sup>527</sup>

Hartmut Erbse ergänzte: »Wer aber genauer hinhörte, erkannte rasch, wie gut durchdacht alles war.«<sup>528</sup> Gerühmt wurden von den Hörern und Teilnehmern Snells Pindar-Vorlesungen, seine Lehrveranstaltungen zur homerischen Bedeutungslehre sowie die Seminare, die er – auch nach dem Krieg – zusammen mit Ernst Kapp durchführte, in denen es besonders interessant wurde, wenn sich ein Streitbarer Dialog zwischen beiden anbahnte. Erbse, der 1941 bei Snell promoviert worden war, berichtete: »Unvergesslich sind aber auch die Abende der Graeca, an denen er in den Jahren vor dem Kriege, als er sehr zurückgezogen lebte, seine Schüler einmal wöchentlich in seiner wunderschönen Privatbibliothek zur Lektüre und Aussprache versammelte. Viele beachtenswerte Dissertationen sind unter seiner Aufsicht entstanden.« Zu seinen Doktoranden Christian Voigt (Promotion 1932),

Hartmut Erbse (Promotion 1941), Carl Meyer (Promotion 1944), Helmut Hoffmann (Promotion 1951)<sup>529</sup> hatte er ein freundschaftliches Verhältnis. Eine der letzten Lehrveranstaltungen Snells im Sommersemester 1971 war ein Kolloquium mit dem Thema: Warum und wie studiere ich Klassische Philologie?<sup>530</sup> Damit stellte Snell die grundlegende Frage nach Sinn und Möglichkeiten der Beschäftigung mit dem Altertum, die Frage, welche die Altertumswissenschaft von Anfang an begleitet hatte. Er hatte wiederholt versucht, diese Problematik für sich und auch für das Fach plausibel zu beantworten. Er stellte das Thema jetzt zur Eröffnung der Diskussion mit einer kritischen Studentenschaft, der er sich – im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen – im Geist der Kritik verbunden fühlte.

Snells wissenschaftliche Veröffentlichungen waren oft aus Vorlesungen hervorgegangen und bewahrten so etwas von dem unkonventionellen Vorlesungsstil, den er liebte. Zwar hatte Winckelmann einst gefordert, dass über die erhabenen Gegenstände der Antike in einem angemessenen hohen Stil zu reden sei, und im Kreis um Stefan George war diese Forderung wieder aufgegriffen worden: Über große Gegenstände müsse man auch groß reden. Doch »weihelvolles Sprechen« bedeutete, wie Snell sagte, noch »keine gute Wissenschaft«. Sein eigenes Bemühen um eine seiner Wissenschaft angemessene Sprache fasste er in die Formel: »weder pedantisch noch pathetisch«,<sup>531</sup> ein Stil wissenschaftlicher Prosa, der 1969 die Anerkennung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung fand.

»Plaudereien« nannte Snell die »Neun Tage Latein«, neun Vorträge, die auf Anregung des Nordwestdeutschen Rundfunks entstanden und vom 25. Dezember 1954 bis zum 3. Januar 1955 abends im Dritten Programm gesendet wurden.<sup>532</sup> Wer Snell kennenlernen möchte, kann hier auf wenigen Seiten die Bekanntschaft eines witzigen, ironisch-gewandten und liebenswürdigen Kenners (nicht nur) der Antike machen, der gleich in der ersten Sendung versicherte: »Fürchten Sie nicht, dass ich Ihnen systematisch komme. Ich will Ihnen nur von meinen eigenen Erfahrungen erzählen«, und diese Erfahrungen mit dem Latein waren, wie man dann erfährt, für den Schüler Snell nicht immer erfreulich. In der zweiten Sendung schildert Snell eine Begegnung mit seinem alten Griechischlehrer. Als er diesem mitteilte, dass er gerade Privatdozent für Griechisch geworden sei, machte der Lehrer, wie Snell berichtet,

ein besorgtes Gesicht: »Die Lücken werden Sie hoffentlich inzwischen ausgeglichen haben.« Und dann erfährt der Hörer in den weiteren Vorträgen auf sehr unterhaltsame Weise so mancherlei über Catull, über Ovids »Metamorphosen«, die »Carmina Burana«, die Beichte des Archipoeta, ja über den Bau des Hexameters und über Eigenarten der Kunstprosa. Man wünschte jedem Lateinlehrer, dass er die Möglichkeit hätte, etwas von diesen bezaubernden Lateinstunden für seinen Unterricht nutzbar zu machen.

Als besonders beachtenswert, aber in Deutschland zu wenig gewürdigt erschien Snell eine »Entdeckung« der Griechen, die sich über die römische Tradition in Europa ausgebreitet hatte. In seinem Aufsatz über »Die Entdeckung der Menschlichkeit und unsere Stellung zu den Griechen« von 1947 spricht er über jene Humanität, die »innere Gesittung«, die sich in der attischen Gesellschaft des 5. und 4. Jahrhunderts herausgebildet hatte und in der Komödiendichtung des Menander (342/41-293/92 v. Chr.) ihre vollendete Darstellung fand.<sup>533</sup> Die »Menschlichkeit« war, wie Snell betont, nicht der Philosophie zu verdanken, die mit ihrer Strenge und Unbedingtheit des Denkens gerade in Kontrast stand zu dem Verbindlichen, Liebenswürdigen. Die »Menschlichkeit« entwickelte sich aus den urbanen Umgangsformen und der Liberalität der Anschauungen in einer Gesellschaft freier Bürger, die sich von der höfischen Gesellschaft an den Tyrannenhöfen der archaischen Zeit ebenso unterschied wie von der, die kurz nach Menander das Leben am Hof der Ptolemäer prägte. Es war eine Gesellschaft, die »nicht nach erwünschten oder unerwünschten Meinungen zu schielen brauchte, so hat sich hier noch gerade vor dem Untergang dieser ganzen bürgerlichen Welt die zarteste Blüte der Menschlichkeit zu voller Schönheit entfalten können«.<sup>534</sup> Die Komödien Menanders zeigen uns, wie Snell schreibt, »wohl die vornehmste und feinste Gesellschaft, die es in Europa gegeben hat«<sup>535</sup>. Er zitiert den berühmten Satz Menanders: »Etwas wie Anmutiges ist der Mensch, wenn er Mensch ist. Der am Anfang des Jahrhunderts gewonnene Glaube an den Wert des Menschen ist hier verbunden mit der Skepsis, dass der Mensch wohl nicht immer das ist, was er sein könnte«<sup>536</sup>.

Vermittelt durch die Komödien des Terenz konnte sich diese Welt Menanders auch in Rom entwickeln. Bei Cicero verbindet sich die Heiterkeit und Liebenswürdigkeit der Umgangsformen mit dem Stu-

dium der griechischen Klassiker, nicht zuletzt der Redner; er bringt diese »Menschlichkeit«, bei der auch die »clementia« mitschwingt, auf den Begriff. Es ist die »humanitas«, die »innere Gesittung«, die über Cicero und Petrarca bei Erasmus von Rotterdam heimisch wurde, dem »Fürst der Humanisten«, dem Universalgelehrten und ironischen Satiriker, und die noch in die Zeit des Barock hineinwirkte.

In Deutschland rückte man von dem lateinisch inspirierten »rhetorischen« Barock ab und suchte in der Nachfolge von Winckelmann den direkten Weg zu den Griechen. Das 18. Jahrhundert war das Zeitalter der neohellenistischen Revolution. In dem knappen halben Jahrhundert nach dem Erscheinen von Winckelmanns »Geschichte der Kunst des Alterthums« 1764 entstand jenes Bild vom klassischen Griechenland, das mit seinen ästhetischen, wissenschaftlichen, pädagogischen und gesellschaftlichen Erneuerungsideen noch weit über das folgende Jahrhundert hinaus wirksam war. In der Nachfolge Platons ging es bald um das Unbedingte, um die idealistische Wahrheit und um den richtigen Weg dorthin. Der auf Eloquenz ausgerichtete lateinische »Imitationsbetrieb«<sup>537</sup> des verfallenden Humanismus des 17. Jahrhunderts musste unter dem Einfluss der neuen Vorstellungen in einem scharfen Kontinuitätsbruch dem Neohellenismus weichen.<sup>538</sup> Die lateinischen Sprach-, Kunst- und Lebensformen verloren ihren Einfluss, die »humanitas« fand kaum Beachtung, zumal die römische Tradition bald mit dem zunehmend unbeliebten französischen Kultureinfluss identifiziert wurde. Snell schreibt: »Deutschland kannte keine ›Gesellschaft‹, die die Konventionen eines gesitteten Zusammenlebens pflegte, wie es die übrigen Länder Europas aus dem Humanismus heraus entwickelt hatten«. So geschieht es, dass Rechthaberei und Streit um das Unbedingte in Deutschland gelegentlich vergessen lassen, dass, wie Snell ironisch anmerkt, »das Unbedingte, das wir begreifen, nicht ganz das Unbedingte ist«. Im Namen der »humanitas« appelliert er an uns alle: »Drum: etwas Verbindlichkeit und Konzilianz und vielleicht, o sancte Erasme, ein klein wenig von deiner Ironie«<sup>539</sup>.

In der letzten Zeit seines Lebens wirkte Snell gebrechlich, aber nicht alt. Er starb wenige Monate nach seinem 90. Geburtstag am 31. Oktober 1986 in Hamburg, der Stadt, in der er mehr als sechs Jahrzehnte gelebt und gewirkt hatte. Auf dem Ohlsdorfer Friedhof wurde er anonym beigesetzt.

## Dank

Dank gebührt vor allem Bruno Snell selbst, der in hohem Alter bereit war, im Gespräch Auskunft zu geben über die von ihm erlebte Zeit. Seine Hinweise und die Authentizität seiner Berichte trugen viel bei zum Verständnis der Geschichte des Hamburger Seminars für Klassische Philologie in der Nachkriegszeit und in der Zeit des Nationalsozialismus wie auch zur Geschichte des Fachs überhaupt.

Von Wilhelm Hornbostel, der Bruno Snell noch persönlich kannte, kam die Anregung, eine biografische Darstellung über Bruno Snell für die von Ekkehard Nümann herausgegebene Reihe »Wissenschaftler in Hamburg« zu verfassen, eine Aufgabe, die ich gern und dankbar übernahm.

Zu danken habe ich Liese-Lotte Snell und Cornelia Sperlich, geb. Snell, die mir in den 1990er- Jahren die Benutzung der privaten Briefe und die Anfertigung von Kopien gestatteten. Soweit nicht anders vermerkt, befinden sich die Briefe aus den Jahren 1914 bis 1965 im Besitz der Familie. Den in der Bayerischen Staatsbibliothek betreuten Nachlass Snell und die im Staatsarchiv Hamburg aufbewahrten einschlägigen Akten habe ich dankbar benutzt. Maria Leptin und Marcus Sperlich möchte ich herzlich dafür danken, dass ich Fotomaterial aus Familienbesitz verwenden durfte. Auch hier war Wilhelm Hornbostel in dankenswerter Weise behilflich. Ulrich Moennig half beim Auffinden von Dokumenten im Archiv der Deutsch-Griechischen Gesellschaft Hamburg und machte mir seinen im Erscheinen begriffenen Beitrag zur Gründung dieser Gesellschaft in München im Jahr 1914 zugänglich, dafür sei ihm hier ebenso gedankt wie Eckart Krause und Rainer Nicolaysen, welche die Wiedergabe von historischen Fotos aus dem Bestand der Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte ermöglichten, und Sabina von Kempfski, Silke Einfeldt und Martin Lieberich für das Europa-Kolleg Hamburg, die mir bei der Beschaffung von Fotos zur Geschichte des Kollegs halfen.

Für die kritische Lektüre einzelner Textabschnitte früherer Fassungen, für Anregungen und Hinweise danke ich den Freunden und Kollegen Joachim Dingel, Walther Ludwig, Hans-Wilhelm Nordheider, Horst Ohde, Wilt-Aden Schröder und Lothar Zieske.



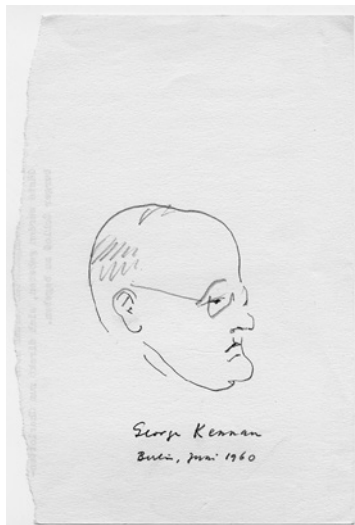
Ekkehard Nümann, dem Präsidenten der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung, bin ich zu Dank verpflichtet für die Aufnahme der Biografie in die Reihe »Wissenschaftler in Hamburg«. Bruno Snell hatte der Stiftung selbst von 1943 bis 1978 angehört.

Für angenehme und effektive Zusammenarbeit bei der Herstellung des Buches danke ich Johannes Gerhardt, dem Geschäftsführer der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung, und Singkha Grabowsky sowie den Lektorinnen Petra Kruse und Uta Courant.

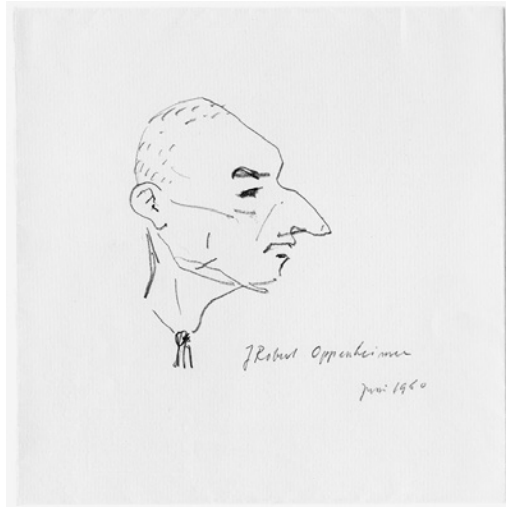
## Bruno Snell – Karikaturen und Zeichnungen



Melvin J. Lasky (1920-2004), US-amerikanischer Publizist. Er gehörte zu den antistalinistischen New York Intellectuals. In Deutschland war er als Herausgeber der politischen Kulturzeitschrift »Der Monat« bekannt. Snell begegnete ihm im Rahmen von Veranstaltungen des Congress for Cultural Freedom (CCF)



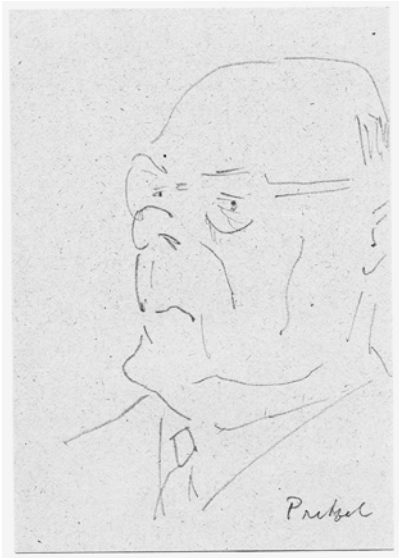
George F. Kennan (1904-2005), US-amerikanischer Diplomat, Historiker und Kenner Russlands. 1944 bis 1946 Gesandter der USA in Moskau. Mit seinem »long telegram« entwarf er 1946 das Konzept der Containment-Politik von Harry S. Truman, »Juni 1960«



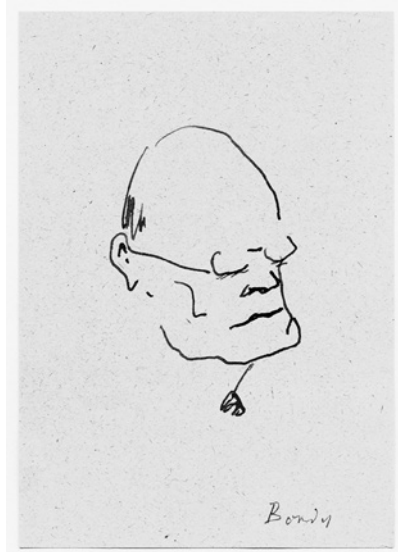
Robert Oppenheimer (1904-1967), »Juni 1960«, Professor für Physik an der University of California, Berkeley, während des Krieges wissenschaftlicher Leiter des Manhattan-Projekts (Los Alamos National Laboratory/New Mexico)



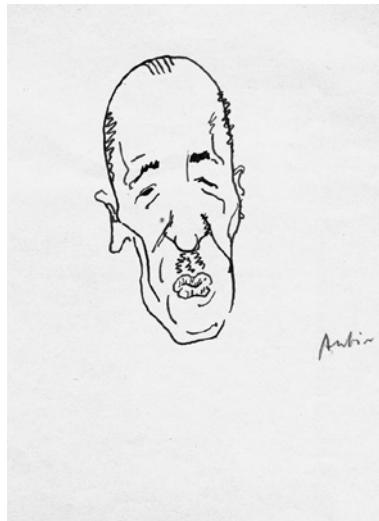
Carlo Schmid (1896-1979), Staatsrechtler und deutscher Politiker. Er war beteiligt an der Formulierung des Grundgesetzes und des Godesberger Programms der SPD. Schmid engagierte sich früh, wie auch Snell, im CCF



Ulrich Pretzel (1898-1981), 1947 bis 1966  
Professor für deutsche Philologie an der  
Universität Hamburg



Curt Bondy (1894-1972) leitete von 1952 bis  
zu seiner Emeritierung 1969 das Institut  
für Psychologie der Universität Hamburg



Hermann Aubin (1885-1969), 1969 bis 1954 Historiker an der Universität Hamburg



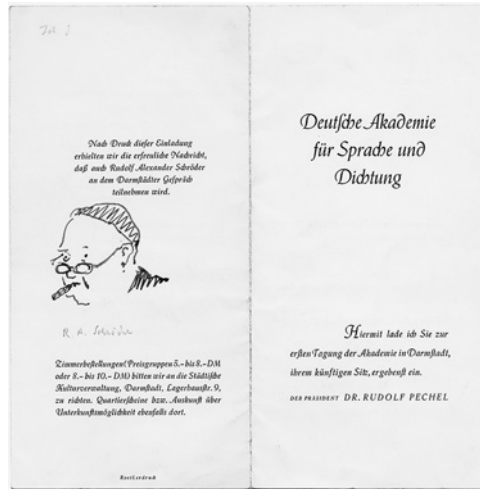
Werner Bergengruen (1892-1964), deutsch-baltischer Schriftsteller



Rudolf Hagelstange (1912-1984), Schriftsteller der Nachkriegszeit



Siegfried Unsel (1924-2002), deutscher Verleger (Blattmitte). Er leitete von 1959 bis 2002 den Suhrkamp Verlag



Rudolf Alexander Schröder (1878-1968), Schriftsteller und Übersetzer, 1951



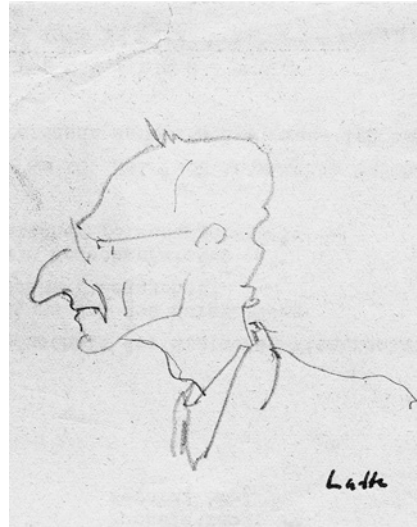
Hans Wilhelm Eppelsheimer (1890-1962), Bibliothekar und Literaturwissenschaftler



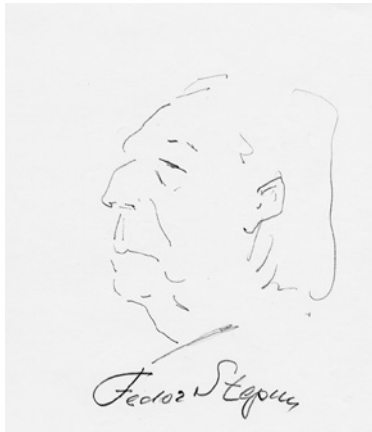
Hermann Kasack (1896-1966), deutscher Schriftsteller und Hörspielautor in der Frühzeit des Rundfunks, 1948 Gründungsmitglied des deutschen PEN-Zentrums, von 1953 bis 1963 Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung



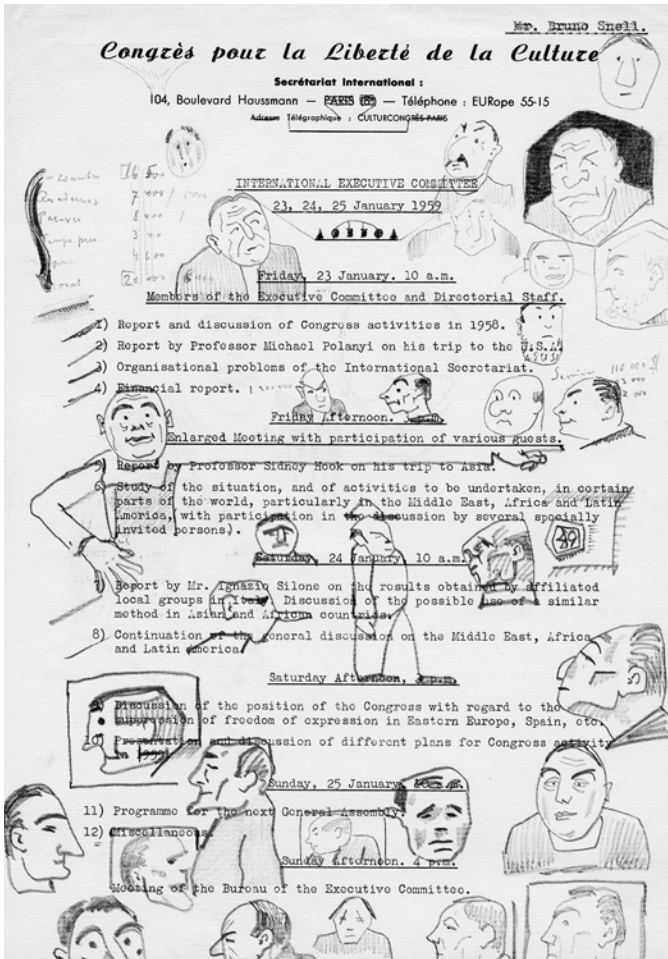
Theodor Litt (1880-1962), Kulturphilosoph und Reformpädagoge



Kurt Latte (1891-1964), Klassischer Philologe an der Universität Göttingen. 1936 zwangsemeritiert, konnte er 1945 wieder seine alte Stelle einnehmen. Snell ermöglichte ihm während der Herrschaft der Nationalsozialisten die Fortführung seiner wissenschaftlichen Arbeit



Fedor Stepun (Friedrich Steppuhn) (1884-1965), deutsch-russisch-litauischer Literat, Soziologe und Philosoph, von 1946 bis 1964 Honorarprofessor für russische Geistesgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität in München

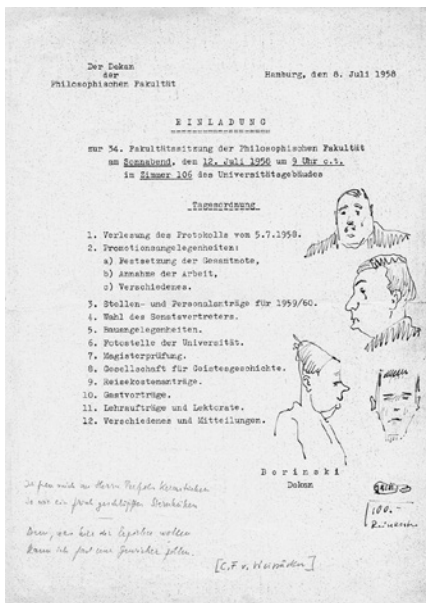


Es handelte sich hier offenbar um die General Assembly des Executive Committee des Congress for Cultural Freedom (CCF), dem auch Bruno Snell seit November 1954 angehörte (er zog sich erst Anfang der 1960er-Jahre zurück). Das Treffen in dem Pariser Büro 104, Boulevard Haussmann, fand vom 23. bis zum 25. Januar 1959 statt. Der Generalsekretär Michael Polanyi und andere berichteten in der Sitzung über Reisen und weitere Aktivitäten, über die anschließend debattiert wurde; von Ceylon bis Uruguay gab es zehn nationale Komitees. Das Blatt zeigt oben links von Snell eingetragene Namen von Zeitschriften, die der CCF herausgab: »Encounter« (Großbritannien); »Cuadernos« (Spanien); »Preuves« (Frankreich); »Tempo Presente« (Italien); »FORVM« (Österreich); »Der Monat« (Bundesrepublik Deutschland). Den Zeitschriftentiteln stehen jeweils beträchtliche Summen gegenüber, mit denen die Zeitschriften offenbar unterstützt wurden. Die Karikaturen lassen sich im Einzelnen nicht zuordnen





Die Karikaturen sind anlässlich einer Zusammenkunft des Hofgeismarer Kreises 1956 in Göttingen entstanden. (Datierung von Snell)



Die Tagesordnung der 34. Sitzung der Philosophischen Fakultät der Universität Hamburg am 12. Juni 1958 um 9 Uhr im Zimmer 106 des Universitätsgebäudes mag Snell nicht besonders ansprechend erschienen sein. Er fand genügend Muße, um die Karikaturen sorgfältig auszuführen. Immerhin vermerkt er unter Punkt 9 der Tagesordnung einen Reisekostenzuschuss von 100 DM (wahrscheinlich für ihn selbst). Carl Friedrich von Weizsäcker, der von 1957 bis 1970 in Hamburg einen Lehrstuhl für Philosophie innehatte, vertrieb sich die Zeit mit Schüttelreimen; Snell hat sie unten auf dem Blatt notiert

## Anmerkungen

### *Kindheit und Schulzeit in Lüneburg*

- 1 Erbse, Bruno Snell. Hartmut Erbse, der 1937 bei Snell studierte, spricht in seinem Nachruf auf Snell von einem »Ruf« nach Sydney, doch dafür findet sich in den Akten keine Bestätigung. Es handelte sich offenbar zunächst nur um eine Anfrage, der bei positiver Reaktion Snells ein Ruf hätte folgen können.
- 2 Ebd., S. 770.
- 3 Winfried Bühler über Snells Vorlesung zur homerischen Bedeutungslehre im Sommersemester 1950 in: Bühler, Ansprache zum Gedenken, S. 23 f.
- 4 Zum Verhältnis der beiden Texte vgl. die editorische Vorbemerkung zu AFr im dokumentarischen Teil eines Berichts zu Bruno Snell, der voraussichtlich 2025 in den Hamburger Beiträgen zur Wissenschaftsgeschichte erscheinen wird.
- 5 Zuerst »altclassische Philologie« im Vorlesungsverzeichnis von Dorpat 1803, vgl. Classen, Über das Alter, S. 490-497.
- 6 Pfeiffer, Philologie von Petrarca bis Mommsen, S. 207-213.
- 7 AFr [Sn 1].
- 8 Zu Johann Wilhelm Snell vgl. Oechsli, Snell; Schmid, Johann Wilhelm Snell; zu Philipp Ludwig Snell: Hunziker, Ludwig Snell; Schmid, Ludwig Snell. Zur Darstellung der republikanischen Tendenzen im Vorfeld der Revolution von 1848 und des sie tragenden Personenkreises vgl. Huch, Gesammelte Werke, Bd. 9: Geschichte 1: 1848. Revolutionäre Familien. Zu den Brüdern Snell: S. 1072-1075.
- 9 Snell, Neun Tage Latein. Im Nachwort (S. 69) heißt es: »Was hier im Druck vorliegt, ist entstanden auf Anregung des Nordwestdeutschen Rundfunks und ist abends vom 25. Dezember 1954 bis zum 3. Januar im Dritten Programm des Hamburger Senders verbreitet worden.«
- 10 Ebd., S. 68.
- 11 Zitiert aus einem Brief Snells vom 11. Februar 1913 (im Besitz der Familie).
- 12 »Lüneburgsche Anzeigen« (11. März 1914).
- 13 AFr [12a]. Dort auch das folgende Zitat.

### *Studium von »Law and Political Economy« in Edinburgh 1914 – Ausbruch des Ersten Weltkrieges und Internierung auf der Isle of Man – Austausch nach Holland im Frühjahr 1918*

- 14 Brief vom 19. April 1914, der erste Brief aus Edinburgh.
- 15 AFr [25a].
- 16 Snell erwähnt im Brief vom 19. April 1914 an seine Eltern, dass einer der beiden schottischen Reisenden, deren Bekanntschaft er auf der Eisenbahnfahrt nach Edinburgh machte, »den Bädiker [sic!] lobt«. Snell hatte den Reiseführer hervorgeholt, um sich während der Fahrt über seinen neuen Aufenthaltsort zu informieren.

- 17 Baedeker, Handbuch London, sowie Baedeker, Handbuch Großbritannien. In einem Brief an die Eltern vom 1. Juni 1914 zeigte Snell sich noch nachträglich verstimmt, dass der Ausflug mit der German Society nach Roslin aus unerklärlichen Gründen nicht dazu führte, »dass wir uns die Kapelle in Roslin angesehen haben«. Offenbar hatte Snell seinen »Baedeker« nicht dabei und sah erst, als er wieder zu Hause angelangt war, dass die Kapelle von Roslin dort als besonders sehenswert mit einem Sternchen ausgezeichnet war. Im »Baedeker« ist auf S. 427 vermerkt: »Durch ein enges bewaldetes Tal gelangt man [...] nach Roslin Castle (Blick von außen genügt), dem alten Sitz der Clairs, aus Scotts »Rosebell« bekannt. Dabei die als Chor einer (unvollendeten) Stiftskirche 1446 begonnene \*Roslin Chapel, im reichsten spätgotischen Stil.«
- 18 Vgl. Zedler, Universal-Lexicon, 4. Suppl.-Bd. (1742), siehe vor allem: »Reisen«.
- 19 Vgl. AFr [Sn 12].
- 20 Im AFr [Sn 31] berichtete Snell von seiner eingehenden Beschäftigung mit der Familiengeschichte im Jahr 1919 und 1920 und von Gesprächen mit seinem Vater über die »früheren Snells«.
- 21 Snell, Ernüchterte Altertumswissenschaft. Ders., Die alten Griechen und wir, Vorwort S. 3.
- 22 Eine Formulierung des legendären »Blauen Gutachtens« zur Universitätsreform von 1948.
- 23 Snell, Theorie und Praxis im Denken des Abendlandes, Hamburg 1951 (Hamburger Universitätsreden, 13). Eine überarbeitete Fassung in: Snell, Die Entdeckung des Geistes, Hamburg 3 1955, S. 401-411.
- 24 Vgl. Panayi, Enemy, S. 46.
- 25 Das englische Weißbuch: British White Book.
- 26 Brief der Mutter vom 1. November 1914.
- 27 Anlässlich einer »Gemäldeausstellung«, einer der kulturellen Aktivitäten im Lager, wurden Snells Karikaturen besprochen in: Das Schleierlicht. Lagerzeitung des Kriegsgefangenenlagers Douglas, Isle of Man, hg. von H. Siemer-Oldenburg und H. Büning-Kloetze, 1916, Nr. 2. Dort heißt es: »Gleich stark begabt [...] ist unser Karikaturist Herr Bruno Snell. Wir wissen aus persönlichen Unterredungen, daß er den Begriff der Karikatur sehr weit nimmt, wenn auch seine zeichnerische Technik noch manche Mängel aufweist, so dürfen wir doch sicher sein, seinen Namen später unter den besten in Deutschland anzutreffen. Zum berufsmäßigen Witzemacher in Wochenblättern wird er allerdings nicht herabsinken.«
- 28 Vom Anglo-Latein des »Professors Gowdy« (gemeint ist Henry Goudy) berichtet Snell in: Neun Tage Latein, Göttingen 1955 (6 1962), S. 65. Der Bericht scheint zurückzugehen auf ein Gespräch, das Snell mit dem späteren Oxforder Klassischen Philologen John Griffith führte, der im Sommer 1937 in Hamburg bei Snell studierte; vgl. West, Bruno Snell, S. 11 f.: »The commandant, seemingly a veteran of the Boer War, summoned him to explain that there was no room for all the internees, and that it would be cheaper and altogether more sensible, since Snell was a student, to send him to Oxford, where the Commandant's former tutor, Professor Vinogradoff, would smooth his academic path and his former land-lady accommodation, while a modest sub-

- sistence allowance would be paid through official channels; as a formality he should report to the police once a month.« Paul Vinogradoff (1854-1925) war Rechtswissenschaftler in Oxford und Fellow der British Academy.
- 29 »In the later war years some internees were released under strict conditions to work in agriculture«, vgl. Bird, Control, S. 166.
- 30 VDuj (Cornelius Hölk).
- 31 Übersetzung Snells in VDuj.
- 32 Vgl. Snell, Neun Tage Latein, S. 12-14. Vgl. VDuj (Cornelius Hölk). Hölk (1869-1944) war von 1925 bis 1944 Leiter des Gymnasiums Philippinum in Marburg. Zugleich war er Honorarprofessor für die Didaktik der alten Sprachen an der Universität Marburg.
- 33 Eigentlich wollte er damals wie seine Altersgenossen »als wohlzogener deutscher Jüngling gleich zu den Fahnen eilen«, wie Snell später in ironischem Rückblick schrieb (AFr [Sn 25 II]), doch bei Ausbruch des Krieges befand er sich ja noch in Schottland.

*Beginn des Studiums der Klassischen Philologie in Göttingen im Frühjahr 1919 – Ab April Ausbildung in einem Freicorps im Osten*

- 34 Sie waren aber nicht minder beteiligt an der Niederwerfung linker Bestrebungen im Inneren, bei der Niederwerfung des Januaraufstands 1919 in Berlin, bei der Liquidierung der Münchener Räterepublik und im Einsatz gegen die »Rote Ruhrarmee« 1920. Zur Rolle der Freicorps vgl. Wehler, Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4 (1914-1949), S. 384-387, das Zitat S. 385.
- 35 Kerr, Wo liegt Berlin?, S. 637-639.
- 36 »Spemanns Kunstkalender« erschien auch noch in den 1950er-Jahren in Stuttgart als Abreißkalender mit wöchentlich wechselnden Kunstdrucken.

*Studium in Berlin und München*

- 37 Eduard Meyer (Hauptwerk: Die Geschichte des Alterthums, 5 Bände, 1884-1902) würdigte Spenglers Werk (erschieden 1919-1922) in seinem Buch »Oswald Spengler und der Untergang des Abendlandes«, das er 1925 veröffentlichte, als bedeutende universalhistorische Leistung und zeigte Sympathie für Spenglers zyklisches Geschichtsbild, das auch schon in Meyers Rektoratsrede, von der Snell seinen Eltern berichtete, eine gewisse Rolle gespielt zu haben scheint. Vgl. Lehmann, Eduard Meyer.
- 38 Am 9. November 1918 gab Max von Baden die »Thronentsagung« von Wilhelm II. bekannt, Philipp Scheidemann rief vom Reichstagsgebäude die Republik aus, Karl Liebknecht verkündete vor dem Berliner Schloss die freie sozialistische Republik. Die Fortführung der Geschäfte wurde Friedrich Ebert übertragen. Eine Revolution fand also nicht statt, sondern es handelte sich um einen Verfassungswechsel.
- 39 Das Kronprinzenpalais war 1732 von Philipp Gerlach (1679-1748) im barocken Stil für den damaligen Kronprinzen Friedrich II. erbaut worden und diente seitdem dem preußischen Herrscherhaus als Stadtpalais. 1919 übernahm

der preußische Staat das Gebäude und brachte dort die neue Abteilung für die Moderne der Berliner Staatsgalerie unter. Einen Monat vor Snells Eintreffen in Berlin, am 14. August 1919, wurde dort (zugleich mit der Gründung der Republik) die berühmte und damals weltweit einzigartige »Galerie der Lebenden« eröffnet. Neben französischen Impressionisten und bekannten Malern der »Berliner Sezession« wie Lovis Corinth (1856-1925), Max Liebermann (1847-1935), Max Slevogt (1868-1932) und anderen waren im Obergeschoss Bilder der »Brücke«-Maler und deutscher Expressionisten ausgestellt. Diese einmalige Sammlung zeitgenössischer Kunst wurde von den Nationalsozialisten verwüstet und 1937 aufgelöst. 1945 wurde das Gebäude durch Bomben vernichtet.

- 40 Vgl. Albertin, Liberalismus und Demokratie.
- 41 Möglicherweise aus Protest gegen den Vertrag von Versailles vom 28. Juni 1919 so benannt.
- 42 Zu Arthur Moeller van den Bruck (1876-1925) vgl. Klemperer, Moeller van den Bruck. Moeller van den Bruck veröffentlichte 1923 im Ring-Verlag in Berlin sein Buch »Das Dritte Reich«, »die Bibel des deutschen Neu-Konservatismus« (von Klemperer). Zu Boehm und den gemeinsamen Veranstaltungen im Juni-Klub vgl. Prehn, Boehm. Zum Juni-Klub und Boehms Vernetzung im konservativ-revolutionären Milieu wie in der »Volkstums«-Bewegung dort S. 133-158. Vgl. auch Sontheimer, Antidemokratisches Denken, S. 32f.
- 43 Raimund August Heinrich Freiherr von Gleichen genannt von Rußwurm (1882-1959), Mitbegründer des Juni-Klubs, vgl. Erler, Freiherr von Gleichen; Prehn, Boehm, S. 476f. u. ö.
- 44 Vgl. Wehler, Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4 (1914-1949), S. 388-389.
- 45 Siehe Spectator-Brief »Klassenkampf und Bürgerkrieg« vom 6. April 1920, in: Kunst und Kulturwart 33,3/1920, Heft 15, S. 126-130, dort S. 128.
- 46 So lautet die Überschrift des Spectator-Briefs vom 19. Dezember 1919, veröffentlicht in: Kunstwart und Kulturwart 33,2/1920, S. 79-83.
- 47 Am 12. November 1919 hieß es noch: »Im Übrigen lese ich viel Euripides, und gewinne immer mehr Interesse an dem Thema meiner Arbeit, – sehe aber auch immer mehr, daß sie viel zu viel Arbeit erfordert, als daß sie bis Januar fertig werden könnte. Ich lese jetzt aber jedenfalls viel Griechisch – die Hauptsache für mein Studium.« Am 18. November schrieb er: »Mit meinen Arbeiten komme ich gut vorwärts. Im Euripides-Lesen mache ich sichtlich Fortschritte, so daß ich doch etwas mit der Möglichkeit rechne, meine Arbeit zustande zu bekommen, – wenn mir das Thema nicht weiter unter den Händen wächst wie bisher. Ich arbeite immer im Seminar. Wenn ich nur abends hier an dieser Arbeit säße, käme ich nicht weit damit, würde wohl auch recht frieren.«
- 48 Rudolf Heberle wurde 1929 Privatdozent für Soziologie in Kiel. 1938 emigrierte er in die USA und wurde auf einen Lehrstuhl für Soziologie an die Louisiana State University in Baton Rouge berufen. 1973 schickte er Snell mehrere Briefe zu, die dieser 1919 an ihn geschrieben hatte.
- 49 Zu Eduard Schwartz (1848-1940) vgl. Unte, Eduard Schwartz. – Immerhin berichtet Snell am 3. November 1920 seiner Cousine Irmgard Bartels: »In der Regel sitze ich von morgens um 9 bis abends um 8 mit anständiger Un-

- terbrechung zu Mittag in der Universität.« Allerdings: »Sonabends wird in Schwabing mit allerlei Künstlervolk getanzt.«
- 50 Wölfflin, Kunstgeschichtliche Grundbegriffe.
- 51 VDUJ (Pohlenz). Zu Pohlenz vgl. Unte, Max Pohlenz.

### *Promotion in Göttingen im Oktober 1922*

- 52 Vgl. Snells Nachruf auf Gerhard Krahmer in: Snell: Gesammelte Schriften, S. 204-205, sowie VDUJ (Gerhard Krahmer).
- 53 Manfred Hausmann (1898-1986). Die 20-bändige Werkausgabe erschien bei S. Fischer, Frankfurt am Main 1983-1985. Seine bekanntesten Romane (»Lampioon küsst Mädchen und kleine Birken« [1927], »Salut gen Himmel« [1929], »Abel mit der Mundharmonika« [1932, verfilmt 1933 und 1953]) waren durch die Jugendbewegung des beginnenden 20. Jahrhunderts beeinflusst. Snell stand noch lange mit ihm in Kontakt. Hausmanns Sappho-Übertragungen erschienen in der von Snell herausgegebenen Zeitschrift »Antike und Abendland«, Bd. 1, Hamburg 1945, S. 9-17, ebenso »Frühe griechische Gedichte«, Bd. 2 (1946), S. 164-179.
- 54 Wilhelm Dilthey: Vorrede, in: ders.: Gesammelte Schriften. Erschienen sind nur die ersten beiden von geplanten fünf Bänden. Diltheys Lebenswerk blieb ein gewaltiger Torso. Nach seinem plötzlichem Tod 1911 kam die Edition seiner oft an entlegenen Orten publizierten Arbeiten und bedeutender Teile des Nachlasses in den Gesammelten Schriften nur sehr schleppend voran. Nach Neuauflagen ab 1957 wurde deren Edition ab 1970 fortgesetzt. Erst 2005 und 2006 erschienen der 25. und der abschließende 26. Band.
- 55 Dilthey, Gesammelte Schriften, Bd. VII, S. 114 u. ö.
- 56 Ebd., Bd. V, S. 144.
- 57 Ebd., Bd. VII, S. 146.
- 58 Ebd., Bd. VII, S. 153.
- 59 Ebd., Bd. VII, S. 151.
- 60 Ebd., Bd. V, S. 335.
- 61 Humboldt, Schriften zur Sprache, S. 160.
- 62 Im Nachlass befindliche Bleistiftnotiz Snells.
- 63 Böckh, Encyklopädie, S. 10f.
- 64 Ebd., S. 20.
- 65 Ebd., S. 17.
- 66 Paquet, Briefe aus Moskau.

### *»Probekandidat« an der Matthias-Claudius-Schule in Hamburg-Wandsbek – Die Reise nach Russland – Habilitation in Hamburg geplant*

- 67 Meyer, Das neue Rußland, Bd. 205, S. 101-118.
- 68 St. Petersburg war von 1712 bis 1918 die Hauptstadt Russlands. Die Stadt hieß von 1914 bis 1924 Petrograd, von 1924 bis 1991 Leningrad, danach wieder St. Petersburg.

- 69 Kisch, Zaren.
- 70 Zur Bedeutung der Ausstellung s. Meyer, Entwicklung Sowjetrußlands, S. 485-489, sowie die »Prawda«-Artikel über die Ausstellung von L. S. Sosnowski vom 19. und 21. August 1923 (»Ausstellungsobjekt Nr. 1« und »Wie Bauern in die Tscheka gerieten«), in: Sosnowski, Taten und Menschen, S. 27-31 und S. 204-205.
- 71 Unveröffentlichter, von der Tochter Cornelia Snell redigierter Text im Besitz der Familie. – Chiwa war 1920 bis 1925 Hauptstadt der Volksrepublik Choresmien (manchmal auch Volksrepublik Chiwa genannt). Bei der nachfolgenden Aufteilung des Gebiets zwischen Usbekistan und Turkmenistan wurde die Stadt Chiwa Usbekistan zugeschlagen. Sie ist für keramische und Textilindustrie (Seidenweberei) bekannt.
- 72 Rudolf von Laban (1879-1958) war 1923 Ballettdirektor der Staatsoper Hamburg, 1930 bis 1934 Ballettdirektor am Preußischen Staatstheater Berlin. 1937 emigrierte Laban nach Großbritannien, wo er in Manchester das Studio Art of Movement gründete. Eine neue »Tanz-Schrift«, mit der die tänzerische Bewegung festgehalten werden konnte, entwickelte er 1928 in seinem Buch »Schrifttanz, Methodik und Orthographie« (Schrifttanz, Teil 1 und 2, Universal-Edition, Wien/Leipzig 1928). Vgl. Bradley, Rudolf Laban. In Hamburg hatte Laban im Verwaltungsgebäude des damaligen Zoologischen Gartens in der Tiergartenstraße 2 in der Nähe des Dammtorbahnhofs auf dem Gelände der heutigen Parkanlage »Planten und Blomen« für die Arbeit mit den etwa 20 Tanzeleven einen kleinen und einen großen Saal zur Verfügung.
- 73 Maack, Tanz in Hamburg, S. 11.
- 74 Brief an Rudolf von Laban vom 12. Oktober 1954, Bayerische Staatsbibliothek München (Ana 490). Im Wintersemester 1947/48 war Snell beurlaubt worden und hatte vom 14. Oktober zum 15. Dezember 1947 in Oxford als Gast des Jesus College sechs Vorlesungen sowie mehrere Vorträge unter anderem in Cambridge und Manchester gehalten. Ende November 1947 hatte er Laban in Manchester aufgesucht.
- 75 Snell schrieb versehentlich »Philosophischen Untersuchungen«.
- 76 Bruno Snell: Die Ausdrücke für den Begriff des Wissens in der vorplatonischen Philosophie, Berlin 1924 (Hildesheim <sup>2</sup>1992). Ein Auszug aus der Dissertation war bereits 1922 im Jahrbuch der Philosophischen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen Nr. 35, S. 113f., abgedruckt worden.
- 77 Auch eine zweisprachige Ausgabe der Heraklit-Fragmente scheint bereits geplant zu sein. Am 20. Mai 1924 heißt es im Brief an die Eltern: »In Göttingen bin ich bei Ruprechts sehr freundlich aufgenommen. Ob der Verlag die dopsprachigen Texte herausgeben wird, ist noch recht unbestimmt.« In dem Gespräch »bei Ruprechts« scheint von der von Snell geplanten Heraklit-Übersetzung in einer zweisprachigen Ausgabe die Rede gewesen sein. »Dopsprachige Texte« hat dann allerdings nicht Ruprecht, sondern seit 1923 Heimeran herausgebracht. So ist auch Snells Heraklit-Übersetzung 1926 bei Ernst Heimeran in einer zweisprachigen Tuskulum-Ausgabe erschienen (14. Aufl. 2007). »Platon. Das Gastmahl. Übertragen von Bruno Snell« ist erst 20 Jahre später, 1944, im Marion von Schröder Verlag in Hamburg herausgekommen (danach aufgenommen in: Platon: Sokrates im Gespräch. Vier Dialoge, Frankfurt a.M./

Hamburg 1953, zuletzt 1992). Eine zweisprachige Ausgabe scheint hier nie vorgesehen gewesen zu sein.

- 78 Brief Snells an die Eltern vom 20. Mai 1924.  
79 Bereits im 17. Jahrhundert entstand der langlebige Mythos von einer Florentiner »Platonischen Akademie« um den Humanisten Marsilio Ficino (1433-1499). Vgl. Hankins, *Myth of Platonic Academy*, Bd. 2, S. 185-395.

*Lektor für Deutsch in Pisa – Habilitation in Hamburg 1925 – »Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter« am Deutschen Archäologischen Institut in Athen*

- 80 Vgl. Pöschl, Pasquali, S. 287-288.  
81 Die Buchmesse fand vom 9. bis 16. Mai 1925 in Florenz statt. Die Deutsche Kulturwoche stand im Zusammenhang mit der Wiederaufnahme der kulturellen Beziehungen zwischen Italien und Deutschland.  
82 Das Klingler-Quartett um dem Primgeiger Karl Klingler (1879-1971), gegründet 1905, war ein international renommiertes deutsches Streichquartett.  
83 Nach der Promotion 1907 setzte Pasquali sein Studium 1907 bis 1909 in Göttingen fort, wo er auch habilitiert wurde. Nach vorübergehender Rückkehr in seine Heimat war er von 1912 bis 1915 in Göttingen als außerordentlicher Professor tätig. Im Sommersemester 1928 hatte Pasquali eine Gastprofessur in Kiel inne.  
84 VDuj (Wilamowitz).  
85 Dieser Absatz entspricht mit geringfügigen Abweichungen der Darstellung von Bruno Snell: Wilamowitz und Thomas Mann, in: *Antike und Abendland* 12 (1966), S. 95-96. Vgl. Guida, *l'incontro di Thomas Mann*, S. 38-58.  
86 Vgl. Vogt, Pfeiffer.  
87 Vgl. Büchner, Klingner.  
88 Vgl. Kuhn, Cassirer.  
89 VDuj (Ernst Cassirer). »Cassirer wollte wissen, wie es mit dem ›Verstehen‹ bei den Griechen stünde und brachte aus seinem immensen Wissen Parallelen.«  
90 Im Brief vom 21. November 1925 berichtete Snell seinen Eltern: »Die Probevorlesung und das Colloquium sind heute glücklich abgelaufen, und ich bin somit also nun mein letztes Examen los. Meine Vorlesung ist mit leidlicher Zufriedenheit aufgenommen. Das Colloquium leitete Pfeiffer sehr nett mit einigen freundlichen Worten ein, brachte dann noch einige Ausstellungen, die ich beantworten mußte, dann fragten noch einige andere, das Ganze verlief sehr friedlich.«  
91 Schefold, Ernst Buschor, S. 234f.  
92 »Heute habe ich Nachricht erhalten, daß ich ›ausnahmsweise‹ auch während meiner Studienreise nach Griechenland das Existenzminimum bekomme«, schrieb Snell am 16. Mai 1926 an seine Eltern.  
93 Die Hamburger Sezession löste sich 1933 freiwillig auf, um ihre jüdischen Mitglieder nicht ausschließen zu müssen. Vgl. Weimar, *Hamburgische Sezession*. Vgl. auch Bruhns; Rump, *Der neue Rump*.  
94 In seiner Rede zur Eröffnung der Ausstellung Voglers im Kunsthaus Hamburg am 20. Juli 1978 würdigte Snell Anne-Marie Vogler als Hamburger Künstlerin,



- deren Atelier nicht nur Treffpunkt Hamburger Maler und Bildhauer war, sie war auch mit der Schauspielerin Maria Wimmer eng befreundet. Vgl. Snells Rede in VDuj (Anne-Marie Vogler) sowie Vogler, Anne-Marie Vogler. Zu der von Anne-Marie Vogler angefertigten Plakette »Bruno Snell« (Durchmesser 15 cm), 1947, vgl. die Abbildung unten S. 292. Eine Büste »Bruno Snell«, Bronzeabguss, entstand 1948. – Die Bruno Snell-Plakette wird seit 1997 von der Universität Hamburg für »beispielhaftes Wirken in Wissenschaft und Gesellschaft« vergeben. Sie wurde zum ersten Mal dem Altphilologen, Literaturhistoriker und Schriftsteller Walter Jens (1923-2013) verliehen, der von 1941 bis 1943 bei Snell Klassische Philologie studiert hatte und nach 1945 für ein Jahr Mitarbeiter an Snells »Lexikon des frühgriechischen Epos« gewesen war. Von 1962 bis 1989 war Walter Jens Inhaber des Lehrstuhls für Klassische Philologie und Allgemeine Rhetorik in Tübingen.
- 95 Während der sogenannten Reichskristallnacht hatte Snell den Maler mehrere Tage bei sich in der Wohnung versteckt. Der Künstler bedankte sich mit einer Zeichnung, welche die damals zwölfjährige Tochter Cornelia Snell darstellte. Löwengard emigrierte 1939 nach London, wo er 44-jährig an Leukämie starb. Vgl. Bruhns, Löwengard.
- 96 Vgl. VDuj (Nesch), vgl. Rolf Nesch in Hamburg.
- 97 Plagemann, Bargheer; Knigge, Bargheer; vgl. Justus, Perspektiven eines Rückblicks, S. 9-24.
- 98 Fritz Flinte war Mitbegründer der Hamburger Sezession. Vgl. Ewers-Schultz, Fritz Flinte. Bezeichnend war die Anekdote, die Snell aus der Zeit der Bombenangriffe auf Hamburg berichtete (VDuj [Fritz Flinte]): Während die halbe Stadt in Trümmern lag, war Flinte todunglücklich darüber, dass ein von ihm aufgebautes Stillleben, dass sich unter der Einwirkung der Ereignisse verschoben hatte, sich nicht wieder in die ursprüngliche Anordnung zurückbringen ließ.
- 99 Michels, Aby Warburg.
- 100 Der Brief vom 23. Juni 1955 befindet sich in der Bayerischen Staatsbibliothek München (Ana 490). Zu Warburgs Auffassung von Kulturwissenschaft vgl. Wind, Warburgs Begriff der Kulturwissenschaft, S. 163-179.
- 101 Hamburgische Wissenschaftliche Anstalt. Organisationsplan. – Der Mediziner Brauer war seit 1903 Direktor der Medizinischen Klinik, Schädel war seit 1910 Professor für Romanistik am Kolonialinstitut. Beide waren später prominente Mitglieder der Hamburgischen Universität. Schädel war 1925/26 Dekan der Philosophischen Fakultät, Brauer war Rektor der Universität in den Jahren 1930/31.

### *Die Welthafenstadt Hamburg und die Klassische Philologie*

- 102 Offiziell mit dem Inkrafttreten des Versailler Vertrags im Januar 1920.
- 103 Nicolaysen, Kolonialer Anspruch.
- 104 St HH, 361-5 II, Ai 3/9Bd. 2 Bl. 5.
- 105 Landahl schrieb am 10. März 1931: »Ich habe mich [...] für Herrn Professor Fränkel aus Göttingen eingesetzt, der von der Fakultät, nachdem er zuerst an erster Stelle gestanden hatte, auf die zweite Stelle der Vorschlagsliste gestellt

worden ist.« Bestätigt wird dies durch einen Brief des damaligen Dekans der Philosophischen Fakultät, Erwin Panofsky. Dazu Lohse, Snell und Fränkel, dort Einzelnachweise.

### *Snells Berufung auf das Ordinariat für Klassische Philologie in Hamburg*

- 106 VDuJ (Fränkel).
- 107 Die jüdischen Professoren stellten ein knappes Fünftel der Fakultätsmitglieder, was im Vergleich zu anderen Universitäten ein recht hoher Anteil war. Fritz K. Ringer weist darauf hin, dass in den Jahren 1909/10 weniger als drei Prozent der Ordinarien jüdischen Glaubens waren, vier Prozent waren getaufte Juden. An der größten und angesehensten deutschen Universität, der Universität in Berlin, gab es damals keinen einzigen (ungetauften) jüdischen Ordinarius. Die neu gegründete Universität in Hamburg, die einzige Universitätsgründung in der Zeit der Weimarer Republik, galt unter diesen Umständen als fortschrittlich. So wurde z.B. der damals bereits 45-jährige Ernst Cassirer 1919 nach Hamburg berufen, der, obwohl er einer der bedeutendsten Philosophen seiner Zeit war, zuvor keine Chance hatte, auf ein Ordinariat berufen zu werden, und überhaupt nur durch die besondere Unterstützung Diltheys in Berlin habilitiert worden war. Vgl. Ringer, *Die Gelehrten*, S. 127-129.
- 108 Offenbar hatte sich Senator de Chapeaurouge mit von Wrochem darüber abgestimmt, Fränkel vor der endgültigen Entscheidung aus der Fakultätsliste zu streichen, um jegliche Diskussion des Falles (und seiner nicht diskursfähigen Hintergründe) zu vermeiden.
- 109 Nach der Einschätzung von Albrecht Dihle war Fränkel »einer der bedeutendsten und originellsten Philologen seiner Generation« (Dihle, *Göttinger Institut*, S. 236). Dihle fügte hinzu: »Was Fränkel schadete, war wohl in erster Linie das schlichte Unvermögen eines großen Teils der Fachgenossen, seine neuartigen, zukunftsweisenden [...] Fragestellungen zu verstehen.« Eine kaum geringere Rolle scheinen auch nach dem Krieg noch politisch-weltanschauliche Einstellungen gespielt zu haben.
- 110 Wegeler, *Gelehrtenrepublik*, S. 163.
- 111 Snell, *Philologische Untersuchungen*, S. 29.
- 112 »Dritter Humanismus«: nach dem Renaissance-Humanismus und dem deutschen Humanismus des 18. Jahrhunderts. Der Begriff Humanismus wurde 1808 von Friedrich Immanuel Niethammer (1766-1848) als erziehungstheoretischer Begriff geprägt (Friedrich Immanuel Niethammer: *Der Streit des Philanthropismus und des Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts unserer Zeit*, Jena 1808). Niethammers Wortschöpfung Humanismus sollte im Gegensatz zu dem Philanthropinismus, der auf eine praktische Ausbildung gerichtet war, eine verstärkte intellektuelle Bildung betonen, diente dann aber bald zur Bezeichnung des wiederbelebten Interesses an der griechischen Sprache und Kultur und ist in der Folgezeit durch seine inflationäre Verwendung vage und undeutlich geworden.
- 113 Jaeger, *Antike und Humanismus*, S. 103.

*Die »Entliberalisierung der bürgerlichen Mitte« und Werner Jaegers  
»Dritter Humanismus«*

- 114 Ebd., S. 104.
- 115 Ebd.
- 116 Ebd., S. 103.
- 117 Ebd., S. 105.
- 118 Wehler, Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4: 1914-1949, S. 285. Zum Bildungsbürgertum generell S. 294-299.
- 119 Ebd., S. 18-21. »Den »Ideen von 1914« lag die tief verwurzelte Aversion des Bildungsbürgertums gegen die moderne kapitalistische Klassengesellschaft zugrunde.« [...] »Für viele ihrer Verfechter stand sogar der Sieg der »deutschen Kultur« über die vulgäre Demokratie des Westens auf dem Spiel« (S. 18). Dazu auch Mommsen, Die deutschen Eliten.
- 120 Der Artikel 48 sah »Maßnahmen bei Störung von Sicherheit und Ordnung« vor. Der Reichspräsident konnte in einem solchen Fall wesentliche Grundrechte außer Kraft setzen. Weiterhin verließ der Absatz 2 des Gesetzes dem Reichspräsidenten außerordentliche Kompetenzen für den Ausnahmezustand. Der Reichspräsident war befugt, die Legislative zu übernehmen und gesetzvertretende Notverordnungen zu erlassen.
- 121 Vgl. Winkler, Weimar, S. 362-372. »Der 27. März 1930 bildet eine der tiefsten Zäsuren in der Geschichte der Weimarer Republik. Im Rückblick gab es keinen Zweifel, dass an diesem Tag die Zeit relativer Stabilität zu Ende ging und die Auflösungsphase der ersten deutschen Demokratie begann« (S. 372).
- 122 Dazu Sontheimer, Antidemokratisches Denken, S. 201-207. Der »autoritäre Staat« entsprach nicht der totalitären nationalsozialistischen Einparteiendiktatur.
- 123 Plessner, Verspätete Nation, S. 27. »Geistesgeschichte, im politischen und sozialen Kontext gesehen, deckt sich nicht einfach mit den Ereignissen der politischen und sozialen Geschichte, für deren Rechtfertigung sie jedoch die Ideen zu liefern hat« (S. 27). Kurt Sontheimer zitiert Thomas Mann: »In jeder geistigen Haltung ist das Politische latent« (Antidemokratisches Denken, S. 54).
- 124 Langewiesche, Liberalismus in Deutschland, S. 235f.
- 125 Zehrer, Ende der Parteien, in: Die Tat 24 (1934), S. 68-79. Dazu: Sontheimer, Antidemokratisches Denken, S. 205-207. Ders., Der Tatkreis, S. 229-260.
- 126 Schotte, Der neue Staat, S. 204f.
- 127 Zitiert nach Lemberg, Historiker ohne Eigenschaften, S. 133f. Der Aufruf erschien in der »Königsberger Allgemeinen Zeitung« und im »Berliner Börsen-Courier« am 29. Oktober 1932. Überboten wurde dieser Appell dann am 11. November 1933 durch das »Bekanntnis der deutschen Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat«, überreicht vom Nationalsozialistischen Lehrerbund Deutschland/Sachsen, Dresden. Das Bekenntnis war von etwa 900 Personen unterschrieben.
- 128 Jung, Deutschland und die konservative Revolution, S. 380 (zitiert nach Sontheimer, Antidemokratisches Denken, S. 120). Jung war 1919 als Mitglied des Freikorps Epp an der Niederschlagung der Münchener Räterepublik beteiligt. 1924 leitete der Rechtsanwalt und promovierte Jurist das 20-köpfige Mordkom-

- mando, das den pfälzischen Separatistenführer Franz Josef Heinz umbrachte. 1929 schrieb Jung sein fast 700 Seiten umfassendes Buch: »Die Herrschaft der Minderwertigen. Ihr Zerfall und ihre Ablösung durch ein neues Reich«. Im Januar 1933 wurde er der Redenschreiber Franz von Papens, der damals im Koalitionskabinett Vizekanzler neben Hitler war. Jung sah die »Machtergreifung« Hitlers nur als eine ephemere Durchgangsphase zu einer weiterführenden bürgerlich-konservativen Revolution, einer Revolution der Eliten, welche Hitlers Revolution der Massen überholen und außer Kraft setzen sollte. Bei seinem Versuch, eine Gegenrevolution gegen Hitler zu organisieren, unterschätzte er allerdings die Entschlossenheit und Brutalität der Nationalsozialisten. Im Zusammenhang mit dem »Röhm-Putsch«, der für Hitler Anlass und Gelegenheit bot, sich seiner parteiinternen wie auch außerhalb der Partei stehender Gegner zu entledigen, wurde Jung von den Nationalsozialisten erschossen.
- 129 Jung, Herrschaft der Minderwertigen, S. 332 und S. 287 (zitiert nach Sontheimer, Antidemokratisches Denken, S. 202).
- 130 Langewiesche, Liberalismus in Deutschland, S. 233.
- 131 Jaeger, Antike und Humanismus, S. 103-116. Die Besprechung erschien im Gnomon 3 (1927), Heft 10, S. 599-612, und spiegelt die Resonanz in der gymnasialen Lehrerschaft wider. Der Referent Max Krüger, Breslau, bezeichnete die auf der Tagung gehaltenen Vorträge als »unser gymnasiales Glaubensbekenntnis«, »Vademecum für die Gymnasiallehrer«, ein wichtiges Buch »für unsere Propagandaarbeit«, das »begeisterte Besprechungen auch in kleinen Provinzblättern« erfahren habe (S. 600). Jaegers Vortrag nimmt stets »eine besondere Stellung« ein (S. 601).
- 132 Jaeger, Antike und Humanismus, S. 108.
- 133 Ebd., S. 111.
- 134 Ebd., S. 112.
- 135 »Die griechische Bildungsidee gleicht einem beweglichen Fahrzeug, welches die kostbare Last der griechischen Sprache und Kultur den Strom der Zeiten hinabträgt« (ebd., S. 111).
- 136 Ebd., S. 107.
- 137 Ebd., S. 106.
- 138 In der Einleitung zur »Paideia« heißt es dann 1934: »Über dem Menschen als Herdenwesen wie über dem Menschen als angeblich autonomem Ich steht der Mensch als Idee« (Jaeger, Paideia, Bd. 1, S. 14).
- 139 Jaeger, Antike und Humanismus, S. 106-109.
- 140 Ebd., S. 115.
- 141 Jaeger, Humanismus als Tradition und Erlebnis, S. 28.
- 142 Krüger, Gymnasium, S. 600.
- 143 Jaeger, Antike und Humanismus, S. 111.
- 144 Ebd., S. 108.
- 145 Werner Jaeger: Einleitung, in: Die Antike. Zeitschrift für Kunst und Kultur des Klassischen Altertums, Bd. 1, 1925, S. 3.
- 146 Jaeger, Paideia, Bd. 1, S. 16.
- 147 Jaeger, Erziehung des politischen Menschen. Zu Jaegers Beitrag vgl. Rösler, Werner Jäger; Schmidt, Kritik an Werner Jaeger, und ders., »Dritter Humanismus«. Eine Gesamtwürdigung findet sich in White, Werner Jaeger.

- 148 Jaeger, Erziehung des politischen Menschen, S. 47.  
 149 Ebd., S. 47f.  
 150 Die Zitate in: Calder III, Jaeger Reconsidered, S. 17f.  
 151 Jaeger, Erziehung des politischen Menschen, S. 48.  
 152 »Es ist gewiß nicht daran zu denken, den Nachwuchs der ganzen Nation durch diese Schule zu senden« (ebd., S. 48).  
 153 Vgl. Rösler, Werner Jaeger, S. 53 und S. 56 mit Anm. 18.  
 154 Gnomon 10 (1934), Heft 2, S. 112.  
 155 Vgl. Rösler, Werner Jaeger, S. 77.  
 156 Vgl. Obermayer, Altertumswissenschaftler, S. 24.  
 157 Coser, Refugee Scholars, S. 276. Vgl. Schiller, Humanismuskrise, S. 85-89.  
 158 Für diese Propagandathese der Nationalsozialisten gab es keinen Beweis. »Tatsächlich hatte man der antinationalsozialistischen Berichterstattung der ausländischen Presse [die Göring der Brandstiftung verdächtige] nichts Ernsthaftes entgegenzusetzen.« »Bis zum letzten Augenblick suchte man weiteres Belastungsmaterial« im Prozess gegen van der Lubbe (der den Brand gelegt hatte) und die Kommunisten Ernst Torgler, Georgi Dimitroff sowie Blagoi Popoff und Wasil Taneff (Mommsen, Reichstagsbrand, S. 157f.). Die kommunistischen Angeklagten wurden freigesprochen, Marius van der Lubbe hingerichtet.

#### *Die »Machtergreifung« am 30. Januar 1933*

- 159 Vgl. Morsey, »Ermächtigungsgesetz«, S. 22f.; Becker; Becker, Hitlers Machtergreifung; Strenge, Ermächtigungsgesetz. Zur Vorgeschichte: Winkler, Weimar, insbesondere S. 557-594.  
 160 Morsey, »Ermächtigungsgesetz«, S. 49, 54.

#### *Der Rechtsruck an der Universität Hamburg – Snells Stellungnahme zu Werner Jaegers »Drittem Humanismus«*

- 161 Rein, Idee der politischen Universität. Dazu Giles, Idee der politischen Universität. Zu Albert Wigand und Adolf Rein vgl. Vogel, Anpassung und Widerstand, S. 39-47 (Der Lehrkörper und die »nationale Revolution«).  
 162 Bereits am 1. August 1924 hatte Snell an seine Cousine nach Peking geschrieben: »Die Rassenfragen haben hier durch die Völkischen ein recht peinliches Aussehen bekommen, und man genießt sich beinahe, über dies Thema zu sprechen, auf dem sich jetzt Dilettantismus und Ignoranz – und ein recht übler Antisemitismus austoben.«  
 163 Der Romanist Walther Küchler wurde nach Intrigen in dem von nationalsozialistischen Studenten und Kollegen beherrschten Romanistischen Seminar aufgrund des §6 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 zum 31. Dezember 1933 in den Ruhestand versetzt. Auch hier leistete die Fakultät kaum Widerstand. Dazu Borowsky, Philosophische Fakultät, S. 442-446, und Settekorn, Romanistik. Zu Heinrich Sieveking vgl. Ahrens, Sieveking.

- 164 Snell erwähnt das Treffen in einem Brief an seine Eltern vom 29. März 1933: »Schließlich ist doch unsere Fakultät ein klein wenig aufgewacht. Vorgestern Abend haben sich hier bei uns 16 Leute aus der Fakultät, darunter fast all die Juden unter den Ordinarien und Privatdozenten, zusammengefunden, um noch einmal die ganze Situation zu bereden.« Diese Zusammenkunft schilderte Edgar Wind auf der internationalen Tagung »Wissenschaft und Freiheit« vom 23. bis 26. Juli 1953, die Snell, damals Rektor der Universität, durchführte. Vgl. Lohse, *Klassische Philologie und Zeitgeschehen*, S. 815 mit Anm. 87. In *Erinnerungen von damaligen Emigranten* wird Snell als »courageous« und »outspoken opponent of the regime« bezeichnet (Rahel Liebeschütz am 23. August 1984 brieflich an Eckart Krause).
- 165 VDUJ (Cassirer).
- 166 VDUJ (Kapp). Nach Beurlaubung und Zwangsemeritierung emigrierte Salomon 1937 in die USA. Vgl. Epstein, *Hamburg und Osteuropa*. Borowsky: *Philosophische Fakultät*, S. 540-542. Vgl. Adam, *Judenpolitik*. Epstein war von 1926 bis 1931 Assistent bei Richard Salomon gewesen. Epstein emigrierte 1933 nach London und 1936 in die USA. 1962 war er Professor an der Indiana University Bloomington. 1969 kehrte er nach Deutschland zurück.
- 167 In dem Band selbst ist das Jahr 1934 als Veröffentlichungsdatum angegeben. Benedetto Croce reagierte aber bereits am 28. Dezember 1933 in einer Mitteilung an Karl Vossler auf das Erscheinen des Buches. Die beiden Folgebände erschienen 1936 in Berlin. 1954 kam der erste Band in 3., Band 2 und 3 in 2. Auflage bei De Gruyter in Berlin heraus (Nachdruck in einem Band 1989). Eine von Jaeger redigierte Übersetzung der drei Bände veröffentlichte Gilbert Highet: *Paideia. The Ideals of Greek Culture*, New York 1939-1944. Eine italienische Übersetzung erschien 1959, eine spanische 1990. Benedetto Croce kritisierte Jaegers Opportunismus gegenüber den »Männern des Tages«, aber auch die falsche Verengung auf den »pädagogischen Gesichtspunkt«, auf die »erbauliche Langeweile und den preußischen Ernst«: »Buona notte! Perfino Werner Jaeger fa all'amore con gli uomini del giorno, sperando di salvare l'insegnamento classico, specialmente greco, nelle scuole superiori per via di dimostrare che solo i greci sanno dare la vera educazione politica all'umanità germanica. Con questo intento ha pubblicato un volumetto: Paideia, die Formung des griechischen Menschen – ove, prescindendo da questo ingenuo opportunismo, si incontrano anche osservazioni fini e pagine belle. Ma, tutto sommato, la grecità considerata tutta dal punto da vista pedagogico assume, per me, un aspetto di noia edificante e prussiana serietà« (VDUJ [Werner Jaeger]. Der Briefwechsel Benedetto Croce–Karl Vossler wurde 1955 von Otto Vossler herausgegeben).
- 168 Jaeger, *Einleitung*, S. 19f.
- 169 Jaeger sprach ironisch von der »positivistischen Manie der bloßen Tatsachenvermehrung«. Jaeger, *Erziehung des politischen Menschen*, S. 44.
- 170 Jaeger, *Antike und Humanismus*, S. 107.
- 171 Jaeger, *Philologie und Historie*, S. 14.
- 172 Jaeger, *Erziehung des politischen Menschen*, S. 45.
- 173 *Ebd.*, S. 48.
- 174 *Göttingische Gelehrte Anzeigen* 197 (1935), S. 329-353 (wieder abgedruckt in: Snell, *Gesammelte Schriften*, S. 32-54). Vgl. auch die ebenfalls kritische

- Rezension von Rudolf Pfeiffer in: Deutsche Literaturzeitung 56 (N.F. 3) 1935, Sp. 2126-2134, 2169-2178, 2213-2219. Während Snell aus der Situation der Zeit heraus Jaegers Buch vor allem unter dem Aspekt seiner möglichen politischen Funktion beurteilte, würdigte der Gräzist Karl Reinhardt (1886-1958) in einem Vortrag im Frühjahr 1941, obwohl er die Grundkonzeption des Jaeger'schen Humanismus und die Verengung der griechischen Kultur auf die »paideia« ebenfalls eindeutig ablehnt, das Buch nach dem Erscheinen des zweiten Bandes dennoch als »die einzige moderne griechische Geistesgeschichte« (Reinhardt, *Klassische Philologie*, S. 350). Ähnlich urteilte der Literaturwissenschaftler und Romanist Ernst Robert Curtius (1886-1956) (Curtius, *Büchertagebuch*, S. 36), trotz seiner ebenfalls sehr distanziernten Haltung gegenüber Jaegers »Drittem Humanismus«.
- 175 Snell, *Göttingische Gelehrte Anzeigen* 197 (1935), S. 329-353 (Besprechung von W. Jaeger: *Paideia*, in: Snell, *Gesammelte Schriften*, S. 32-54, dort S. 35). Das folgende Zitat: Snell, *Die Entdeckung der Menschlichkeit und unsere Stellung zu den Griechen*, in: ders.: *Die Entdeckung des Geistes*, 1986, S. 231-243, dort S. 231 (zuerst in: *Geistige Welt. Vierteljahresschrift für Kultur- und Geisteswissenschaften* 2 [1947/48], Heft 1, S. 1-9).
- 176 Snell, *Besprechung*, in: ders.: *Gesammelte Schriften*, S. 53f.
- 177 Hier nur einige Beispiele aus der Einleitung des ersten Bandes der »*Paideia*«. Dort spricht Jaeger vom »Nähegefühl rassischer Verwandtschaft«, das für das »innere Verständnis eines anderen Volkes« bedeutsam ist (Jaeger, *Paideia*, S. 4); »das Menschenideal der Griechen« ist eine »auf dem mütterlichen Boden der Volksgemeinschaft erwachsene« Form (ebd., S. 14). Es fehlt auch nicht die (bereits zitierte) Würdigung des »gegenwärtigen Augenblick[s], wo unsere gesamte Kultur aufgerüttelt [wird] durch ein ungeheures eigenes Erleben« (ebd., S. 19). Von den »verborgenen Erbeigenschaften der Rasse und des Blutes« heißt es später einmal, dass in der »Verschiedenheit des Artgleichen« [...] »das Fruchtbare unserer Berührung mit der griechischen Welt« liegt (ebd., S. 88). Die Dorer sind die »eingewanderte Herrenrasse« (ebd., S. 139) usw. – Auch wenn man den Topos der unentrinnbaren Zeitgenossenschaft bemühen möchte und einen gewissen Anpassungsdruck in Rechnung stellt, wirkt das von Jaeger benutzte Vokabular irritierend.
- 178 Ebd., S. 16.
- 179 Vgl. Uvo Hölschers Würdigung zu Jaegers 100. Geburtstag (Hölscher, *Angestregtes Griechentum*): »Mir scheint es sicher, dass er damals in dem ehrgeizigen Wahn befangen war, der neuen »Bewegung« die pädagogische Weltanschauung liefern zu können« (vgl. auch Schmidt, »Dritter Humanismus«, S. 199, Anm. 38). Vgl. Hölscher, *Chance des Unbehagens*, S. 75 mit Anm. 26.
- 180 Snell, *Die alten Griechen und wir*, S. 26f.

### *Geistesgeschichte und die »Flut der Papyri«*

- 181 Snell, *Dichtung und Gesellschaft*, S. 92.
- 182 Bleicken, *Die athenische Demokratie*, S. 20.
- 183 Snell, *Aischylos und das Handeln im Drama*.

- 184 Eine solche Verpflichtung bestand in Athen und entsprach dem Freiheits- und Selbstverständnis der Bürger. Die Tragödie »Ödipus auf Kolonos« des Sophokles z.B. setzt dieses Asylrecht voraus. Sie wurde 401 v. Chr. postum aufgeführt.
- 185 Snell, Die Entdeckung des Geistes, S. 36.
- 186 Ebd., S. 106. »Lebt nicht die ganze Tragödie von solchen outrierten Situationen, von Vatemord, Kindermord, Brudermord, Inzest?« – Auch Wolfgang Schadewaldt erkannte in den »Hiketiden« des Aischylos ein »Dokument« europäischer Geschichte »in einer Zeit, in der es noch nicht Philosophie und überhaupt Prosa gibt. Was sich darin dokumentiert, sind Ereignisse geistiger Art, bestimmte Durchbrüche, neue Errungenschaften des Menschen auf seinem Weg, sich selbst kennenzulernen« (Schadewaldt, Die griechische Tragödie, S. 133).
- 187 Hölscher, Klassik der Griechen, S. 145 und 143.
- 188 Dihle, Göttinger Institut, S. 236. Dihle schrieb: »Was Fränkel schadete, war wohl in erster Linie das schlichte Unvermögen eines großen Teils der Fachgenossen, seine neuartigen, zukunftsweisenden [...] Fragestellungen zu verstehen. Bruno Snell, in vieler Beziehung ein Geistesverwandter, ist es mit seiner Erstlingsarbeit ähnlich ergangen.«
- 189 In seinen fragmentarischen Erinnerungen (VDuJ [Georg Misch]) schrieb Snell: »Nachdem ich zunächst mit ›geistesgeschichtlichen‹ Fragen begonnen hatte, führte mich später Alfred Körte dadurch auf ein ganz anderes Feld der Forschung, dass er mich, als er meinen Sappho-Aufsatz von 1931 gelesen hatte, veranlasste, Bakchylides für die Bibliotheka Teubneriana neu herauszugeben. An dieser Arbeit lernte ich, dass für die literarischen Papyri noch manches zu gewinnen sei, und so fasste ich gleich nach dem Abschluss der Bakchylides-Ausgabe den Plan, die Tragödien-Fragmente neu herauszugeben.«
- 190 Zwei aus den Jahren der Arbeit an den Bakchylides-Fragmenten erhaltene Briefe geben auch einen Eindruck von den persönlichen Herausforderungen, die mit dem Vorhaben verbunden waren. Am 29. November 1932 schrieb Snell an seine Mutter: »Ich sitze noch immer an meinen vertrackten Bakchylides-Fragmenten, – wenn unsere Ehe glücklich bleiben soll, werde ich das aber bald abbrechen müssen, denn Herta behauptet, ich verblöde zusehends bei dieser kniffligen Arbeit.« Fast ein Jahr danach heißt es in einem Brief Herta Snells an die Schwiegereltern: »Habe ich eigentlich geschrieben, dass Bruno außer seinen zwei Stunden Seneca ein zweistündiges Kolleg über homerische Grammatik liest? Das ist also sein eigentliches und ganz persönliches Thema [...]. Man merkt ihm an, dass diese Arbeit ihm wirklich im innersten Herzen Freude macht, und wie sie ihn einfach mitnimmt, während man bei dem ganzen Bakchylides doch immer spürt, dass er sich selbst dazu zwingen musste.« Allerdings gab Snell seine papyrologischen Forschungen nach dem Abschluss des Bakchylides keineswegs auf. Ihn interessierten die Straßburger Euripides-Papyri. Am 27. Januar 1934 schrieb Herta Snell an die Schwiegereltern: »Bruno ist augenblicklich von der Papyrus-Wut besessen – er sitzt andauernd vor den Schnitzeln und hat jetzt 7 Fetzen zusammengeklebt. Er arbeitet augenblicklich mehr dafür als für sein Kolleg. Im Lauf des Jahres



muss er dann wohl mal nach Straßburg, um die Papyri im Original anzusehen.« Am 7. März 1934 meldete sich Bruno Snell aus Straßburg bei seinem Vater: »Mit meinen Papyri bin ich ganz gut zurechtgekommen. Heute werde ich etwas in Eile zum Abschluss zu kommen suchen, denn morgen früh will ich in Appenweier zu Herta in den Mailänder Zug steigen. Wir werden dann in kurzen Etappen in Orvieto und Neapel schnell nach Sizilien fahren. [...] Von Straßburg habe ich eigentlich recht wenig gesehen. Das Wetter ist recht scheußlich, und ich sitze von morgens  $\frac{1}{2}$  9 bis abends 10 mit Unterbrechungen zum Mittag- und Abendessen in der Bibliothek. Man lässt mich sehr freundlich an alle Papyri, aber ein Stück, das mir besonders wichtig war, habe ich leider nicht finden können, und die Zeit reichte nicht, um die Tausende von Papyri alle durchzusehen, und hier ist niemand, der sich eingehend damit beschäftigt und ordentlich damit Bescheid weiß.« Es handelte sich in Straßburg um Snells papyrologische Studien zu: Euripides Alexandros und andere Straßburger Papyri mit Fragmenten griechischer Dichter, hg. von Bruno Snell, Berlin 1937 (Hermes Einzelschriften, 5).

- 191 Pindari carmina cum fragmentis, ed. Bruno Snell, Leipzig 1953. – Otto Schroeder (1851-1937), der zuvor den Pindar bei Teubner herausgegeben hatte (editio maior 1900, Leipzig <sup>2</sup>1923, und editio minor 1808, Leipzig <sup>2</sup>1914, Carmina cum fragmentis selectis Leipzig 1930), hatte Snell aus Altersgründen gebeten, die Arbeit am Pindar zu übernehmen. In seinen Notizen zum AFr erinnert sich Snell: »Dann wünschte der alte Otto Schroeder (unvergesslich der schon halb der Welt entrückte Weissbärtige auf seinem Ohrensessel), ich sollte seine editio minor des Pindar neu herausbringen, – da kam die Flut der neuen Papyri.«
- 192 Jetzt: Bruno Snell, Herwig Maehler: Pindari carmina cum fragmentis. Pars I, Epinicia, Leipzig <sup>8</sup>1987 (Nachdruck 1997); Bruno Snell, Herwig Maehler: Pindari carmina cum fragmentis. Pars II, Fragmenta. Indices, Leipzig <sup>4</sup>1975 (Nachdruck München 2001). –Vgl. das Vorwort der Ausgabe von 1953, S. VI.
- 193 Snell, Griechische Metrik.
- 194 Bereits am 7. März 1933 erklärte Hitler auf der ersten Ministerbesprechung nach den Wahlen im Hinblick auf die Zweidrittelmehrheit, die für das Ermächtigungsgesetz erforderlich war: »Die Abgeordneten der KPD würden bei der Eröffnung des Reichstags nicht in Erscheinung treten, weil sie sich in Haft befänden« (Morsey, »Ermächtigungsgesetz«, S. 13). Am 20. März 1933 kündigte der kommissarische Münchener Polizeipräsident der Presse die Errichtung des ersten Konzentrationslagers in Dachau an (Becker; Becker, Hitlers Machtergreifung, S. 424f.)

### *Klassische Philologie in Hamburg nach 1933 – Der politische Witz als Ausdruck des Nicht-Einverständenseins*

195 Ebd.

196 Vgl. Pöggeler, »Praktische Philosophie«, S. 72.

197 Becker; Becker, Hitlers Machtergreifung, die Rede Heideggers auf S. 318-320.

198 Vgl. Martin, Heidegger und das ›Dritte Reich‹, S. 213-219.

199 Es ging um die Nachfolge Deubners. Jaegers Brief vom 29. Oktober 1926 erreichte immerhin, dass Schadewaldt von der Fakultät auf den dritten Platz

- gesetzt wurde. Zu Schadewaldt vgl. Malitz, *Klassische Philologie* (das Zitat S. 303 mit Anm. 6), sowie Flashar, *Wolfgang Schadewaldts Weg*. Dazu Schröder, *Schadewaldt*.
- 200 »Heideggers wichtigster Sprecher war damals offenbar Schadewaldt« (Malitz, *Klassische Philologie*, S. 310, mit Verweis auf Ott, *Heidegger*, S. 128).
- 201 Malitz, *Klassische Philologie*, S. 313 mit Anm. 35.
- 202 Das Gesetz zur Vereidigung trat am 23. August 1934 in Kraft. Vgl. die Gedenkrede von Walther Ludwig: Ludwig, Kurt von Fritz. *Zu Entlassung und Emigration von Fritz in seiner eigenen Darstellung von 1979*, vgl. Wegeler, *Gelehrtenrepublik*, S. 368-372.
- 203 Der Brief und die Antwort des Kultusministers bei Reinhardt, *Vermächtnis der Antike*, S. 389f.
- 204 VDUJ (Ernst Kapp). Die Zahl der Studenten betrug zwischen dem Sommersemester 1933 und dem Sommersemester 1940 im Durchschnitt 17 Studenten und lag seit dem Sommersemester 1939 im einstelligen Bereich, man kannte sich. Zu den Zahlen in den einzelnen Semestern vgl. Lohse, *Klassische Philologie und Zeitgeschichte*, S. 826. Am 14. März 1940 schrieb Snell an seine Cousine Irmgard Bartels: »Da ich zur Zeit nur einen Studenten habe, ist in der Universität wenig für mich zu tun. Ich nutze die Zeit [...], um mit eigenen Arbeiten vorwärts zu kommen.« (Die Gebührenabrechnungsliste für das Wintersemester 1939/40 führte fünf Studierende an). Ähnlich am 17. Januar 1943: »Studenten gibt es nur wenige, aber immerhin 2-3 mit richtigem Interesse, – da lohnt es sich schon.«
- 205 Vgl. den Artikel seines Sohnes, des Historikers Wolfgang Liebeschütz über Hans Liebeschütz in der NDB. Für Liebeschütz wurde erst spät mit einem Schreiben vom 21. Mai 1957 ein »Wiedergutmachungsbescheid« auf der Grundlage des »Gesetzes zur Wiedergutmachung zur Regelung nationalsozialistischen Unrechts für Angehörige des öffentlichen Dienstes« vom 23. Dezember 1955 in Verbindung mit dem »Gesetz zur Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts für die im Ausland lebenden Angehörigen des öffentlichen Dienstes« vom 18. März 1952 ausgestellt (Personalakte Liebeschütz StA Hbg., 361-6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 1197 Liebeschütz, o. Bl.). Seit 1957 war er außerplanmäßiger Professor in Hamburg. Vgl. Lohse, *Klassische Philologie und Zeitgeschichte*, S. 780f. und S. 794f.
- 206 Eduard Fraenkel merkte in seinem Gutachten von 1946 an: »[...] heutzutage ist in fast allen Ländern ein erschreckender Mangel an Latinisten. Knoche aber gehört zu den allerbesten darunter.« Auch Snell erklärte in seiner »Bescheinigung« für Knoche vom August 1947, dass er »zu den anerkanntesten deutschen Latinisten gehört.«
- 207 Brief von Wolf-Hartmut Friedrich an den Verfasser vom 18. Juli 1985.
- 208 »Im übrigen vertrat ich den Standpunkt, der Dozentenbund dürfe keinerlei Angriffen auf Dozenten der Universität die Hand bieten, besonders dann nicht, wenn die Angriffe von außen kämen. Die Geschlossenheit des Standes müsse gewahrt bleiben.« (StA Hbg., 361-6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 2474 Knoche, o. Bl.). Brief vom 28. Mai 1946 an Dekan Franz Termer.

- 209 Zu Snells Verhandlung mit dem Rektor Gustav Adolf Rein, der nationalsozialistische Positionen vertrat, vgl. Lohse, *Klassische Philologie und Zeitgeschehen*, S. 799.
- 210 Zit. nach Lohse, ebd.
- 211 Bekannt war bei Snells damaligen Studenten z.B. die Verunglimpfung des nationalsozialistischen Führerprinzips mit Hilfe der griechischen Vokabel für »Schaf«, πρόβατον, eigentlich: »das, was vorangeht«.
- 212 Snell, *Das I-ah des goldenen Esels* (wieder abgedruckt in: Snell, *Gesammelte Schriften*, S. 200-201). Dazu jetzt Zieske, »O«, »ov« und »όχι«. Zieske fügt mit dem Hinweis auf den »Ochi-Tag« (den Jahrestag des »Nein«) zudem noch eine neue Pointe hinzu, die Snell sicher gefallen hätte.
- 213 Eine zeitgenössische Fotografie des Plakats ist abgedruckt bei Snell, *Gesammelte Schriften*, nach S. 200. – Die am 19. August 1934 im »Völkischen Beobachter« veröffentlichte Proklamation »Deutsche Wissenschaftler hinter Hitler« fand 70 Unterzeichner, unter ihnen die Philosophen Nicolai Hartmann (1882-1950) und Martin Heidegger.
- 214 So der Zusatz beim Wiederabdruck des Aufsatzes in den *Gesammelten Schriften*, S. 201 mit Anm. 1.
- 215 Mit diesen Worten beschrieb Snell später die Ziele der Deutsch-Griechischen Gesellschaft in einem Gesuch an die britische Militärbehörde zur Freigabe des Postscheckkontos der Deutsch-Griechischen Gesellschaft vom 18. Mai 1948 (nicht öffentliches Archiv der Deutsch-Griechischen Gesellschaft Hamburg e.V.)

*Während des Krieges: Opposition in kleinem Kreis und Vorbereitung auf die Zeit nach Hitler*

- 216 Vgl. Sösemann, *Philhellenismus und Deutsch-Griechische Gesellschaften in Berlin*. Zur Geschichte der Deutsch-Griechischen Gesellschaft vgl. Ulrich Moennig: August Heisenberg als (Gründungs-)Vorsitzender der Deutsch-Griechischen Gesellschaft (im Erscheinen).
- 217 Bereits 1845 hatte der Hamburger Senatssyndikus und Diplomat Karl Sieveking (1787-1847) eine »kosmopolitische Universität« in Hamburg befürwortet. Die Stadt besitze »ein vermittelndes, weltbürgerliches Gepräge«, das einer »Begegnung der Nationen« förderlich sei (Sieveking, *Hamburger Universität*, S. 3 f.).
- 218 Maria Wimmer (1911-1996) gab mehrfach Rezitationsabende mit Sappho-Gedichten: am 19. Februar 1942 (mit Einführung durch Snell), am 13. November 1942 und am 4. März 1945 (Akten der Deutsch-Griechischen Gesellschaft).
- 219 Aus der »Antigone« des Sophokles stammt jener berühmte, von der »Weißen Rose« aufgegriffene Satz: »Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!« (Vers 523, in der Übersetzung von Johann Jakob Christian Donner). – Geplant war sogar eine Bühnenaufführung der »Antigone« mit Maria Wimmer in der Titelrolle (Brief von Maria Wimmer an Snell vom 26. Oktober 1943, Nachlass Snell, Bayerische Staatsbibliothek, Ana 490), doch kam das Projekt nicht

- mehr zur Durchführung, zumal alle deutschen Theater – jedenfalls offiziell – ab dem 1. September 1944 durch Goebbels geschlossen wurden.
- 220 In einem Brief vom 20. März 1945 bittet Gmelins Rechtsanwalt Snell als Vorsitzenden der Deutsch-Griechischen Gesellschaft um eine Erklärung, die seinen eigenen Eindruck unterstützen könnte, dass es sich bei Gmelin »nicht um den Typ eines politisch aktiven Staatsfeindes, sondern um eine politisch relativ wenig fixierte Persönlichkeit handelt«. Snell bestätigt dies natürlich in seinem Schreiben vom 24. März 1945. Gmelin sei jemand, dem »eingespinnen in seine künstlerischen Ideen, [...] die aktuellen Fragen nicht besonders nahe lagen«. Aber »so viel echte Begeisterung und tiefes Verständnis für die lebende Bedeutung der großen antiken Dichtung« habe er selten bei jemandem gefunden (Staatsbibliothek München, Ana 490). Gmelin kam wieder frei. Was genau ihm vorgeworfen wurde, ist nicht mehr zu erkennen. Wahrscheinlich hatte er den falschen Text rezitiert, was den Anlass bot, den unbequemen Mann festzunehmen. Vielleicht kam ein unbedachtes Wort hinzu.
- 221 Kyriazi hatte 1939 dem Seminar für Klassische Philologie durch zwei Stiftungen namhafte Geldbeträge zukommen lassen; Kyriazi Frères stellten seit 1925 in Hamburg Zigaretten her. Auf Antrag Snells wurde am 17. Juli 1939 eine »Neugriechische Abteilung« eingerichtet (StA Hbg., 364-5 I Universität I, K 20.01225 Sem. Klass. Phil. 1920-1947, Bl. 9), an der ein griechischer Lektor tätig war.
- 222 Snell erwähnte in diesem Zusammenhang vor allem die Sappho-Rezitationen von Maria Wimmer.
- 223 So Snell in seinem im Dezember 1944 geschriebenen Vorwort zum ersten Band von »Antike und Abendland«, der noch im Februar 1945 in 200 Exemplaren im Marion von Schröder Verlag in Hamburg, finanziert von der Deutsch-Griechischen Gesellschaft, erschien.
- 224 Mathilde Wolff-Mönckeberg spricht in ihren Briefen von der Bedeutung der Vorträge für die Zuhörer in der schwer von Bomben getroffenen Stadt (Wolff-Mönckeberg, Briefe, S. 83-84). Vgl. auch Snells Formulierung im Vorwort zum ersten Band von »Antike und Abendland« vom Dezember 1944: »In dem schwersten Jahr, das Hamburg erlebt hat, fanden diese Vorträge bei den zahlreichen Hörern ein [...] freundliches Echo.«
- 225 Snell, Vorwort, in: Antike und Abendland 1 (1944), S. 7-8.
- 226 Snell sprach im Frühjahr 1986 von diesem Kreis, ohne sich aber an Personen oder Einzelheiten genauer erinnern zu können. Die Existenz eines solchen Zirkels wird bestätigt durch Aussagen von Nora Termer, der Frau des Völkerkundlers Franz Termer, der von 1935 bis 1962 Direktor des Museums für Völkerkunde in Hamburg war, und dem damaligen Professor für Pädagogik, Wilhelm Flitner, gegenüber Hans Fischer. Vgl. Fischer, Völkerkunde in Hamburg, S. 600 (dort auch das Zitat).
- 227 Ebd., S. 600.
- 228 Von den Nationalsozialisten wurde eine »liberale« und »passive« Einstellung scharf missbilligt und als feindlich angesehen. Vgl. etwa den Aufsatz des NS-DAP-gläubigen Altphilologen Hans Bogner »Das Urbild des Liberalen« (»Der Liberale ist noch nicht ausgestorben; das anzunehmen wäre ein voreiliger Triumph«, ebd., dort S. 13). In einer politischen Beurteilung des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes, die wahrscheinlich aus dem Jahr 1936

- stammt, heißt es über Snell: »Politisch nicht hervorgetreten und hat sich auch nicht an irgendwelchen Aussprachen über politische Angelegenheiten beteiligt. Er hatte früher eine demokratische Einstellung. Er verhält sich passiv. Er ist liberal und intellektuell eingestellt. Als Wissenschaftler soll er gut sein.« Vgl. Lohse, *Klassische Philologie und Zeitgeschehen*, S. 815 mit Anm. 85.
- 229 Vgl. Settekorn, *Romanistik*, S. 764.
- 230 Heckmann wurde, nachdem ihn die Reichsleitung des NS-Dozentenbundes zunächst abgelehnt hatte, 1942 nach Hamburg berufen. Dazu: Renneberg, *Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät*.
- 231 Vgl. Saul, *Lehrerbildung*.
- 232 Maas, *Das Mathematische Seminar*, S. 1076, 1079-1080.
- 233 Vgl. Fischer, *Völkerkunde in Hamburg*.
- 234 Vgl. Bussche; Pfäfflin; Mai, Eppendorf, S. 1278-1279, 1291-1292, 1360-1361.
- 235 In Snells Briefen an seine Frau findet sich am 5. Dezember 1943 die Bemerkung: »Gestern Nachmittag war Kolloquium bei Bürger-Prinz. Hansen sprach.« Der von Snell gewählte Begriff »Kolloquium« kennzeichnet den Charakter dieser Zusammenkünfte, bei denen einzelne Mitglieder des Kreises vortrugen.
- 236 Die Malerin Charlotte Voss (1911-1999) siedelte 1936 von Berlin nach Hamburg über. Sie wurde 1936 Schülerin des Hamburger Sezessionisten Karl Kluth und gehörte zum Freundeskreis von Snell.
- 237 Das heißt, in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli 1943. Unter anderem verbrannte auch ein Gemälde der Hamburger Sezessionistin Anita Rée (1885-1933), das sich in der gebotenen Eile nicht von der Wand lösen ließ (mündliche Mitteilung von Charlotte Voss an den Autor, 1994).
- 238 Am nördlichen, nicht betroffenen Stadtrand von Hamburg gelegen.
- 239 In Trenthorst bei Preetz/Holstein hielt sich Snells Schwester auf.
- 240 In Göttingen, Geismarer Landstraße 34, wohnte Snells Mutter.
- 241 Die Beschaffung von Büchern war unter den damaligen Umständen schwierig, zumal das Reichsministerium für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung (REM) bald keine Entschädigungszahlungen mehr leistete (die Snell offenbar noch erhalten hatte).
- 242 Der Umzug wurde in der Fakultätssitzung vom 4. Dezember 1943 beschlossen, die Durchführung in der Sitzung vom 16. Februar 1944 festgestellt.
- 243 Snell schrieb am 7. Dezember 1943 an seine Frau: »Die Sachen [wohl Bücher und Arbeitsunterlagen] aus dem Seminar habe ich noch immer nicht herbeikommen können. Im Seminar müssen wir noch weitere Bücher in den Bunker schaffen. So gibt es noch immer keine Ruhe. [...] Nun muss ich noch sehen, dass ich mir notdürftig den Vortrag für den kommenden Sonntag zusammenzimmere« (ein Vortrag über Euripides am 12. Dezember 1943, vgl. den Brief vom 10. Dezember 1943). Wertvolle Bücher aus der Seminarbibliothek wurden in einen Luftschutzbunker geschafft, um sie vor Zerstörung zu schützen.
- 244 Personalakte Knoche, welche den Briefwechsel zwischen Krüger und Knoche als Beilage enthält (StA Hbg., 361-6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 1900 Knoche, Bl. 11-19).
- 245 Hans Drexler (1895-1984) promovierte 1922 bei Richard Reitzenstein in Göttingen, wo er 1925 auch habilitiert wurde. Die Antrittsvorlesung mit dem Titel »Von den Menschen Homers« könnte auf den Einfluss von Hermann

Fränkel hinweisen, damals Privatdozent in Göttingen, dem auch Snell viel verdankte. In den Lehrveranstaltungen von Fränkel werden Snell und Drexler sich kennengelernt haben. Drexler berichtete später von einem »Philologischen Kränzchen«, das gemeinsam mit Fränkel Ausflüge in die Göttinger Umgebung machte, was die Teilnehmer freundschaftlich verband (Wegeler, Gelehrtenrepublik, S. 320, Anm. 417). Im Sommersemester 1920 und Wintersemester 1920/21, als Snell – nach zwei Münchener Semestern – wieder in Göttingen studierte, wird er dem »Kränzchen« gemeinsam mit Drexler angehört haben. Am 5. September 1927 schrieb Snell vor einem Treffen mit »Freunden« in Göttingen an seine Eltern: »Drexler hat sich auch schon gemeldet, er käme hin; mit dem habe ich mich brieflich wieder sehr angefreundet auf Grund einer kurzen Arbeit, die er mir schickte.« Drexler, gläubiger Christ und Herrnhuter (sein Vater leitete das Herrnhuter Internat, vgl. Snells Brief an seine Eltern vom 12. Januar 1924), schloss sich in der Folgezeit den Nationalsozialisten an und wurde 1937 Parteimitglied. 1940 wurde er auf den Lehrstuhl für Latinistik der Georg-August-Universität Göttingen berufen, der seit der Zwangsemeritierung von Kurt Latte 1935 nicht mehr besetzt war. Seit 1941 war Drexler Führer des Göttinger NS-Dozentenbundes (NSDD) und leitete 1941 bis 1942 mehrere sogenannte Fachlager des NSDD. 1943 wurde er zum Rektor der Universität Göttingen ernannt. Nach Kriegsende wurde er zwangsemeritiert und von der Lehre ausgeschlossen. Vgl.: Losemann, Nationalsozialismus und Antike, S. 100-109; Wegeler, Gelehrtenrepublik, S. 244-263; Döpp, Drexler.

- 246 Der Indogermanist Erich Hofmann wurde im Mai 1943 als Hauptreferent für die Referate 6a und 6b der Geisteswissenschaften im Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung (REM) Nachfolger von Heinrich Harmjanz, der bis dahin die Personalpolitik in den Geisteswissenschaften bestimmt hatte. Vgl. Losemann, Nationalsozialismus und Antike, S. 55-56, 212 mit Anm. 52.
- 247 »Im Jahr 1945 bestand die Gefahr, dass die Universität Hamburg geschlossen wurde; die Forschungsinstitute schienen nicht bedroht. So begannen wir, das Homer-Lexikon vorzubereiten« (VDuJ [Ernst Kapp]).
- 248 Das Schreiben ist abgedruckt in Beck; Irmer, Fünfzig Jahre Thesaurus, S. 51 f. Die »Gründung« des Unternehmens datierte Snell auf das Jahr 1944 (Snell, Archiv für Griechische Lexikographie, S. 320, und Gnomon 21 (1949), S. 375. Abdruck bei Beck; Irmer, ebd., S. 25-27).

### *Die Gründung des »Archivs für griechische Lexikographie« im Dezember 1944*

- 249 In einem Brief an die Akademie der Wissenschaften in Göttingen vom 1. Oktober 1945 schrieb Snell: »Nach einem älteren Plan von Ernst Kapp habe ich hier an unserem Seminar ein Archiv für Griechische Lexikographie gegründet.« Vgl. Fleischer, Grundgedanken. Der Vorschlag, dem Thesaurus Linguae Latinae ein griechisches Pendant an die Seite zu stellen, wurde bereits 1904 auf der Generalversammlung der Association der Akademien in

- London vorgetragen und von Hermann Diels 1905 wieder aufgenommen. Diels, Thesaurus. Abdruck bei Beck; Irmer, Fünfzig Jahre Thesaurus, S. 34-39.
- 250 So Snell, Archiv für Griechische Lexikographie, S. 320. Die Bekanntgaben des Arbeitsvorhabens in den einschlägigen Periodika sind abgedruckt bei Beck; Irmer, Fünfzig Jahre Thesaurus, S. 25-28 (neben der erwähnten Anzeige im Philologus: Gnomon 21 (1949), S. 375; Gnomon 22 (1950), Heft 5/6, S. 319; The Classical Review 64 (1950), Heft 3-4, S. 81; Glotta 32 (1953), Heft 1/2, S. 160).
- 251 Vgl. Beck; Irmer, Fünfzig Jahre Thesaurus, S. 60.
- 252 Die internen Berichte über die Arbeit des Archivs bis 1950 sind bei Beck; Irmer, Fünfzig Jahre Thesaurus, S. 59-70, zusammengestellt.
- 253 Vgl. Snells Bericht an die Hochschulabteilung der Schulbehörde vom 10. April 1948.
- 254 Die Verzettelung des platonischen Wortschatzes auf rund 600.000 Karteikarten war 1958 abgeschlossen, doch ließ sich der Plan des Platon-Lexikons wegen Pichts vielfältiger Belastungen als Schulleiter und wegen seiner zunehmenden bildungspolitischen Aktivitäten nicht mehr verwirklichen. 1970 kam das lexikografische Material nach Tübingen, wo aber die Arbeit an dem Lexikon nicht weitergeführt werden konnte. Die heute verfügbaren Stellenindizes können das im Sinne Snells geplante Lexikon nicht ersetzen.
- 255 Vgl. Beck; Irmer, Fünfzig Jahre Thesaurus, S. 89.
- 256 Der Kommission gehörten an: Pierre Chantraine, Harold Frederic Cherniss, Eric Robertson Dodds, Bernard Abraham van Groningen, Carsten Høeg, Konrad Fritz, Manu Leumann, Bruno Snell.
- 257 Snell, Thesaurus Linguae Graecae, in: Beck; Irmer, Fünfzig Jahre Thesaurus, S. 25.
- 258 In den »Richtlinien und Probeartikeln für ein Lexikon zu Homer, Hesiod und dem älteren Epos« von 1949, die »in kollegialer Zusammenarbeit [...] in den Sitzungen des Archivs für Griechische Lexikographie unter der Leitung von Herrn Prof. Snell diskutiert und zusammengestellt worden« sind, heißt es: »Das Grundprinzip der Bedeutungsanalyse soll, wenn möglich, historisch sein. Anzustreben ist eine Darstellung der Bedeutungsentwicklung, Erklärung des Bedeutungswandels durch Feststellen des Sinn- oder Satzzusammenhanges, in dem die Bedeutung umspringt oder aus dem die Entwicklung des Bedeutungswandels zu verstehen ist, oder Erklärung des Bedeutungswandels durch Hinweis auf Analogien für diesen aus dem epischen Wortschatz« (Archiv für Griechische Lexikographie an der Universität Hamburg, Richtlinien und Probeartikel für ein Lexikon zu Homer, Hesiod und dem älteren. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachkollegen hg. von Bruno Snell und dem Archiv für Griechische Lexikographie, Hamburg 1949 (Selbstverlag), S. 8f.)
- 259 Vgl. Krause, Auf von Melles Wiese, S. 55 (mit Zitat aus Wolff-Mönckeberg, Briefe: »Die Universität eine Ruine mit leeren Fensterhöhlen, gegenüber ganze Häuser fort«).
- 260 Pelc, Kriegsende, S. 43-57. Vgl. auch Heitmann, Kampfflose Übergabe; Asendorf, Kapitulation Hamburgs; Hohlbein, Hamburg 1945.

*Die kampfflose Besetzung Hamburgs am 3. Mai 1945 durch britische Truppen – Treffen zur »Reorganisation der Universität« am 6. Mai 1945*

- 261 So Ulrich Knoche in einem Brief vom 28. Mai 1946 an den Dekan der Philosophischen Fakultät (StA Hbg. 361-6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 2474 Knoche, o. Bl.). Zur Beratung am 6. Mai 1945 vgl. ebd., 364-5 I Universität I, C.20.4.1, Bd. IV, o. Bl.
- 262 Das Rektoratszimmer im Hauptgebäude musste nach der Bombardierung im April 1945 geräumt werden.
- 263 Ebd., Bd. VI, o. Bl., Protokoll der Besprechung im Universitätsgebäude Bornplatz 2.
- 264 Sywottek, Kontinuität, S. 1389.
- 265 VDuJ (Kapp): »Im Jahr 1945 bestand die Gefahr, dass die Universität Hamburg geschlossen wurde; die Forschungsinstitute schienen nicht bedroht.« Die gleiche Befürchtung äußerte der Mediziner Rudolf Mond im Mai 1945. Er forderte gegenüber seinen Kollegen »die restlose Distanzierung der Universität von den belastenden Methoden des Nationalsozialismus und seinen Vertretern [...], da sonst die Gefahr besteht, dass die Besatzungsbehörde die Universität für immer stilllegt« (Bussche; Pfäfflin; Mai, Eppendorf, S. 1364).
- 266 StA Hbg. 364-5 I Universität I, C 20.4.1, Bd. VI, o. Bl., Protokoll der Besprechung im Universitätsgebäude Bornplatz 2 am 6. Mai 1945.
- 267 Emil Wolff sollte als Prorektor die Geschäfte der Universität führen, während der formal weiter amtierende Keeser »verhindert« sein würde. Die Kontinuität und der Schein geordneter Rechtmäßigkeit sollten gewahrt bleiben. Zu dem Treffen am 6. Mai vgl. Sywottek, Kontinuität, S. 1389f.
- 268 Snell, Emil Wolff zum Gedächtnis, S. 207
- 269 StA Hbg. 364-5 I Universität I, C 20.4.1, Bd. VI, o. Bl., Protokoll der Besprechung im Universitätsgebäude Bornplatz 2 am 6. Mai 1945. – Dies war eine klare Absage an die Initiative der Medizinischen Fakultät (Rudolf Degkwitz und Rudolf Mond), die auf einen radikalen Neubeginn abzielte (vgl. Sywottek, Kontinuität, S. 1390). So war es gewiss kein Zufall, dass die Medizinische Fakultät bei dem Treffen am 6. Mai 1945 nicht vertreten war.
- 270 StA Hbg. 364-5 I Universität I, C 20.4.1, Bd. VI, o. Bl., Protokoll der Besprechung im Universitätsgebäude Bornplatz 2 am 6. Mai 1945.

*Entnazifizierung, »revolutionäre Aktionen« und »Renazifizierung«*

- 271 Selbst in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft hatte das traditionelle Selbstverständnis der Professorenschaft als einer über der Gesellschaft stehenden Elite dazu geführt, dass der von den Nationalsozialisten beabsichtigte Umbau der Universitäten sich gegen die traditionellen Strukturen nicht vollständig durchsetzen konnte. So machte Gustav Adolf Rein, der als Rektor der Jahre 1934 bis 1938 nationalsozialistische Positionen vertreten und durchgesetzt hatte, später für sich geltend, dass er sich unter den Nationalsozialisten für die »Traditionswerte« der Universität eingesetzt habe. »Als mein Rücktritt [vom Rektorat] bekannt wurde, war es ein scharfer Gegner



- des Nationalsozialismus, Prof. Snell, der zur Behörde eilte, um mich im Amt zu halten. [...] Es war [...] ein Zeichen, dass sie mich für das kleinere Übel hielten, weil ich für die Traditionswerte im Leben der Universität eintrat« (Gustav Adolf Rein: Politik und Universität [ungedrucktes Manuskript, diktiert 1976 bis 1978], S. 125). Vgl. die Aussagen von Snell und Wolff über Rein in der 8. Sitzung des Universitätssenats am 22. Juni 1945: »in persönlichen Fragen einwandfrei« (StA Hbg., 364-5 I Universität I, C.20.4.1, Bd. IV, o. Bl.).
- 272 Sywottek, Kontinuität, S. 1391. Zur Entnazifizierung in der Philosophischen Fakultät der Hamburger Universität vgl. Guhl, Entnazifizierung, Kap. 7 (Entnazifizierungswege in der Philosophischen Fakultät).
- 273 StA Hbg., 364-5 I Universität I, D.10.10, Bd. I, Bl. 12, o. Bl., Auszug aus dem Protokoll der 1. Sitzung des Universitätssenats am 12. Mai 45.
- 274 Protokoll der Vollversammlung der Philosophischen Fakultät vom 19. Mai 1945 (ebd., 364-13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität, Phil Fak P 16, o. Bl.).
- 275 Rein hatte in Vertretung des erkrankten Dekans August Klingenberg im April 1945 kommissarisch das Dekanat der Philosophischen Fakultät übernommen (vgl. Hering; Krause, Rektoren, Prorektoren und Dekane, S. 1452).
- 276 Ebd., S. 1454; zur »Politischen Fachgemeinschaft«. Vgl. Vogel, Anpassung und Widerstand, S. 52-57.
- 277 Der Brief von Hans Zassenhaus an Snell vom 3. Juni 1947 befindet sich in der Bayerischen Staatsbibliothek München (Ana 490). – Hans Julius Zassenhaus (1912-1991) hatte bei Erich Hecke und Emil Artin in Hamburg studiert, wo er sich 1936 auch habilitierte. 1937 veröffentlichte der 25-Jährige ein mathematisches Lehrbuch zur Gruppentheorie, das über 30 Jahre hin das Standardwerk blieb. 1946 wurde er auf das Extraordinariat berufen, 1947 übernahm er die neu eingerichtete »Forschungsstelle für Praktische Mathematik«; vgl. Maas, Das Mathematische Seminar, S. 1079f. Zassenhaus verließ 1948 Deutschland und wechselte über Glasgow und Montreal 1964 an die Ohio State University, Columbus. Eine Würdigung des prominenten Mathematikers bei: Plesken, Zassenhaus; Tietz, Studium mit Hindernissen.
- 278 Zu dem auf britischer Seite bestehenden Personalmangel, der angeblich bei dieser Regelung eine Rolle gespielt haben soll, vgl. Turner, Denazification, S. 252; Guhl, Entnazifizierung, S. 64. Der »Personalmangel« zeigte aber vor allem, dass dieser Bereich als weniger wichtig eingeschätzt wurde; für den Wirtschaftsbereich war die dreifache Zahl von Offizieren eingeteilt.
- 279 Vgl. Vollnhals, Einleitung, S. 26f. Zugleich sollte die Kontrollrats-Direktive Nr. 24 vom 12. Januar 1946 umgesetzt werden, die eine einheitliche Entnazifizierungspolitik in allen vier Besatzungszonen forderte.
- 280 Die Moskauer Außenministerkonferenz vom 10. März bis 24. April 1947 hatte beschlossen, die Durchführung der Entnazifizierung deutschen Behörden zu übertragen (Kontrollrats-Direktiven Nr. 24 und Nr. 38). Die britische Militärregierung erließ die entsprechende Verordnung Nr. 110 am 1. Oktober 1947. Allein in Hamburg ging die Entnazifizierung bereits im Mai 1947 an deutsche Stellen über. Vgl. Vollnhals, Einleitung, S. 31.
- 281 Nicht zufällig hatte Snell versucht, gerade Hans Julius Zassenhaus für die Mitarbeit im Fachausschuss zu gewinnen. Der zitierte Brief enthielt dann allerdings eine Absage.

- 282 StA Hbg., 364-5 I Universität I, C 20.4.1, Bd. VI, Protokoll Universitätssenat vom 12. Juni 1945, o. Bl. Es gab 93 zuvor im Wissenschaftsbereich tätige Personen, die 1933 vertrieben wurde, 57 gingen ins Exil. Vgl. Krause, Vertriebene Wissenschaftler.
- 283 Ebd., Protokoll Universitätssenat vom 6. Juli 1945. Vgl. Nicolaysen, Frage der Rückkehr.
- 284 StA Hbg., 221-11 Staatskommissar für die Entnazifizierung und Kategorisierung, Ed. 11905, o. Bl., Wolff/Snell/Termer: Empfehlung, 2. Mai 1946.
- 285 Ebd., 221-11 Staatskommissar für die Entnazifizierung und Kategorisierung, Ed. 11905, o. Bl., Landahl an Knoche, 17. Mai 1946.
- 286 In einem Brief an Snell vom 6. Mai 1946 erklärt Knoche seine Mitgliedschaft in der NSDAP so: »Man mußte ab 1937 sehen, daß alle Deutschen in einem Kahn saßen, und daß, wer sich damals noch der Partei widersetzte, Gefahr lief, sich den Interessen des Deutschen Reiches und Volkes zu widersetzen.« In dieser Feststellung lag fast schon ein Vorwurf an Snell, der sich »damals [...] der Partei widersetzt« hatte. Die »deutsche Volksgemeinschaft«, bei der alle »in einem Kahn saßen«, war für Knoche offenbar immer noch existent. Auch bedauerte er in demselben Brief: »daß man deutsche Hochschulen überhaupt einer Säuberung unterziehen muß. Eine gesunde geistige Institution sollte verschiedenste Meinungen in sich einschmelzen können!« Man fragt sich aber, wie etwa die Rassenlehre sich 1946 in ein universitäres Meinungsspektrum hätte »einschmelzen« lassen können. Aus solchen Äußerungen sprach nicht gerade eine klare Distanzierung gegenüber dem nationalsozialistischen Regime und auch kein klares politisches Urteilsvermögen. Brief aus dem Nachlass, im Besitz der Familie.
- 287 Gutachten über Knoche vom 8. Juni 1946, im Besitz von Gregor Maurach, Osnabrück.
- 288 StA Hbg., 221-11 Staatskommissar für die Entnazifizierung und Kategorisierung, Ed. 11905, o. Bl., Berufungsausschuss 3: Entscheidung, 16. Juni 1947.
- 289 Zuvor hatte Snell einen Ruf nach Göttingen, der am 28. Juni 1947 ergangen war, abgelehnt. Snell stand an erster Stelle einer Dreierliste mit den Namen Bruno Snell, Wolf-Hartmut Friedrich (1907-2000), Werner Hartke (1907-1993). Berufen wurde zum Sommersemester 1948 Wolf-Hartmut Friedrich, der sich 1938 bei Snell in Hamburg habilitiert hatte. Zuvor war Friedrich 1941 als außerordentlicher Professor in Rostock tätig gewesen, seit dem Wintersemester 1946 war er Lehrbeauftragter in Hamburg. Vgl. Wegeler, Gelehrtenrepublik, S. 264; Lohse, Klassische Philologie und Zeitgeschehen, S. 825.
- 290 StA Hbg., 221-11 Staatskommissar für die Entnazifizierung und Kategorisierung, Ed. 11905, o. Bl., Bruno Snell Bescheinigung, 19. August 1947.
- 291 Ebd., Berufungsausschuss 17. Sitzungsprotokoll. 4. Mai 1949.
- 292 Snell, Die Entdeckung des Geistes, Hamburg 1946, S. 14.
- 293 VDUJ (Eugen Claassen). Bereits 1941 war von Herta Snell der Roman »Abenteurer in Kyparissia« im Henry Goverts-Verlag in Hamburg erschienen, 1946 erschien ihr Roman »Vittoria Dangioli« bei Claassen & Goverts, Hamburg.

*Dilthey, Hegel und die »Entdeckung des Geistes«*

- 294 Snell, *Die Entdeckung des Geistes*, Hamburg <sup>1</sup>1946, S. 11.
- 295 Dies ging gegen Werner Jaeger, der die ununterbrochene Wirkung der Antike im Bild eines Stromes zum Ausdruck gebracht hatte, der, aus der Quelle der antiken Kultur gespeist, sich in den »abendländischen Völkern« ausbreitete: »Wie ein großes Stromsystem ergießt sich aus dieser Quelle durch die Völker, deren geistiges Leben ihr befruchtendes Wasser getränkt hat, das Bewußtsein der Kultur und Bildung als höchste Erdengüter der menschlichen Existenz, und es ist ein Leichtes, seit der Renaissance zu verfolgen, wie diese Idee der Reihe nach die europäischen Nationen ergriff und ihrem geistigen Aufschwung voranleuchtete.« Jaeger, *Platos Stellung*, S. 119.
- 296 Dilthey, *Gesammelte Schriften*, Bd. VII, S. 116.
- 297 Ebd., Bd. VII, S. 150.
- 298 Ebd.
- 299 Mitgeteilt von Hans Schwabl im Nachruf auf Bruno Snell im Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 137 (1987), S. 377. Vgl. Lohse, *Geistesgeschichte*.
- 300 Dilthey, *Gesammelte Schriften*, Bd. VII, S. 120f.
- 301 Ebd., Bd. VII, S. 152.
- 302 Hermann Usener, der Schwager Diltheys, hatte der Klassischen Philologie bereits in seiner Bonner Rektoratsrede vom 18. Oktober 1882 (Diltheys »Vorrede zur Einleitung in die Geisteswissenschaft« erschien 1883) im Rahmen der Geschichtswissenschaft (oder besser vergleichenden Kulturwissenschaft) die Rolle zugewiesen, die Grundlagen für weitere Forschungen zu schaffen.
- 303 Dilthey, *Gesammelte Schriften*, Bd. V, S. 335.
- 304 Ebd., Bd. V, S. 320.
- 305 Ebd., Bd. VIII, S. 225.
- 306 Ebd., Bd. I, S. 11f.
- 307 Nach Bernhardt Groethuysen, Vorbericht des Herausgebers zu Dilthey, *Gesammelte Schriften*, Bd. VII, S. X.
- 308 Snell, *Dichtung und Gesellschaft*, S. 12f.
- 309 Hegel, *Vorlesungen*, S. 46.
- 310 Ebd., S. 327.
- 311 Ebd., S. 45.
- 312 Ebd., S. 44.
- 313 Ebd., S. 39.
- 314 Ebd., S. 42.
- 315 1946 hatte Snell in seiner »Entdeckung des Geistes« klargestellt: »Nur in der Geschichte tritt der Geist hervor, ohne dass wir von seinem Sein außerhalb der Geschichte und außerhalb des Menschen etwas auszusagen vermöchten.« Snell, *Die Entdeckung des Geistes*, S. 9.
- 316 Snell, *Der Aufbau der Sprache*, S. 12.
- 317 VDuj (Wölfflin).
- 318 Wilhelm von Humboldt: Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, in: Humboldt, *Gesammelte Werke*, Bd. 3, S. 434.

- 319 Im Nachlass befindliche Bleistiftnotiz Snells.
- 320 Die von Snell verwendeten Kategorien lassen sich vergleichen mit Bühlers »Organon-Modell« mit der Dreiheit von Ausdruck, Appell, Darstellung. Der Sprachtheoretiker, Psychologe und Arzt Karl Bühler (1879-1963) hatte seine von Husserl beeinflusste phänomenologische Sprachtheorie 1934 veröffentlicht, doch wurden seine Arbeiten von den Nationalsozialisten unterdrückt, so dass sie weithin unbekannt blieben. Bühler, der seit 1922 in Wien das Psychologische Institut leitete, musste 1938 nach dem »Anschluss« Österreichs emigrieren. Erst in den 1960er-Jahren fanden seine Veröffentlichungen die gebührende Anerkennung. Snell lernte Karl Bühler im Februar 1954 zufällig auf einer USA-Reise in Los Angeles kennen, wo Bühler als Arzt arbeitete; als Wissenschaftler hatte er in den USA nicht mehr Fuß fassen können. Auf den Zusammenhang von Sprache und Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen geht Bühlers handlungstheoretische Sprachbetrachtung nicht ein. Gerade die Verknüpfung des Systematischen mit dem Historischen war aber das von Snell verfolgte Ziel. Snell hat in »Der Aufbau der Sprache«, S. 52f., auf Bühlers »bedeutsames Buch« hingewiesen, glaubte aber, im Rahmen seiner geistesgeschichtlichen Betrachtung »neue Ergebnisse« erzielen zu können, »wenn man entschiedener, als es bisher wohl geschehen ist, die Sprachforschung, sowohl Grammatik wie Sprachgeschichte« zugrunde legte. Auch wies Snell noch auf ähnliche »Trinitäten« in älteren sprachlichen Untersuchungen (das früheste Beispiel aus der Scholastik) hin (ebd., S. 52f., Anm. 1, Zusatz), die allerdings zur Sache kaum etwas beitragen konnten.
- 321 Snell, Fortschritt, Verfall, Tradition, in: ders., Die alten Griechen und wir, S. 57-75, dort S. 73.
- 322 Snell, Dichtung und Gesellschaft.
- 323 Ebd., S. 92.
- 324 Snell, Frühgriechische Lyriker, Bd. 1, S. 34f. Maehler (ebd., Bd. 1, S. 105) verweist auf die Zeus-Rede in der Götterversammlung im ersten Buch der Odyssee (Od. 1, 32-44: »Nein! Wie die Sterblichen doch die Götter beschuldigen! Denn von uns her, sagen sie, sei das Schlimme! Und schaffe doch auch selbst durch eigene Freveltaten, über ihr Teil hinaus, sich Schmerzen!« [Schadewaldt]). Alfred Heuss schrieb: »Die altherwürdige Weisheit, dass alles so kommt, wie es die Götter haben wollen, hat es leicht sich zur Geltung zu bringen. Diese Lethargie sagt Solon den Kampf an. [...] Es ist nichts Anderes als eine radikale Folgerung [...], weil sie den Zustand, der sich nun einmal auf Grund der bestehenden Ordnung ergeben hat, auf die Ebene eines neuen Wertsystems hebt« (Heuss, Hellas, Bd. 3, S. 164f.).
- 325 Snell, Fortschritt, Verfall, Tradition, S. 73.
- 326 Snell bezieht sich auf Solons Worte: ταῦτα διδάξει θυμός Ἀθηναίους με κελεύει (fr. 3, 30): »Mein Thymós befiehlt mir, die Athener so zu belehren« (Snell, Frühgriechische Lyriker, Bd. 1, S. 35f.). Was Solon bekämpft, »ist das Überhandnehmen der Privatinteressen gegenüber dem Recht im Staat« (Snell, Dichtung und Gesellschaft, S. 94).
- 327 Snell, Fortschritt, Verfall, Tradition, S. 72f.
- 328 Hegel, Vorlesungen, S. 36.
- 329 Ebd., S. 42.

- 330 Snell, Fortschritt, Verfall, Tradition, S. 71.
- 331 Snell in der für die 3. Auflage der »Entdeckung des Geistes« stark umgearbeiteten Fassung seiner Rektoratsrede zu »Theorie und Praxis« vom 14. November 1951, die sich in der neuen Form eng an Misch anschloss (Snell, Entdeckung des Geistes, S. 275).
- 332 Misch, Weg in die Philosophie, S. 410 sowie S. 102 und 126. Der Philosoph Josef König (1893-1974), ein mit Snell befreundeter Schüler von Misch, dem Snell sein Buch über den Aufbau der Sprache widmete, sprach vom »Einwohnen des Transzendenten im Immanenten«.
- 333 Snell, Fortschritt, Verfall, Tradition, S. 72f. – Im Juli 1970 wurde Snell in Stuttgart der Hegel-Preis verliehen.
- 334 Snell, Humanismus heute?
- 335 Begrenzt im Sinne von Hegels Epocheneinteilung oder Diltheys »zentrierten Zeitaltern«.
- 336 Snell, Geistesgeschichte als Wissenschaft, in: Die Entdeckung des Geistes, Hamburg 31955, S. 422-438, dort S. 431 (das folgende Zitat S. 437). Zuerst als Vortrag in: Leibniz. Vorträge, S. 263-282. Der in der 3. Auflage erschienene Beitrag (leicht verändert gegenüber der Fassung von 1946) ist seit der 4. Auflage nicht mehr in »Die Entdeckung des Geistes« aufgenommen worden.
- 337 Ein nationalsozialistischer Aktivist wie Gustav Adolf Rein wurde zunächst im August 1945 von der britischen Militärregierung entlassen, im Entnazifizierungsverfahren schließlich als »Mitläufer«, später sogar als »Entlasteter« eingestuft. Rein war seit 1933 Ordinarius für Kolonial- und Überseegegeschichte sowie kommissarischer Regierungsdirektor und Leiter der Hochschulbehörde gewesen. In der Zeit von 1934 bis 1938 hatte er als Rektor der Universität das »Führerprinzip« durchgesetzt und die durch die Vertreibung jüdischer Kollegen freiwerdenden Lehrstühle im Sinne der von ihm propagierten »politischen Universität« umgewidmet. Vgl. Rein, Idee der politischen Universität. Zu Rein vgl. Borowsky, Philosophische Fakultät, S. 444f.; Goede, Adolf Rein. Rein beantragte Ende 1954 die Emeritierung, die ihm auch gewährt wurde (Goede, Adolf Rein, S. 209).
- 338 Snell, Wesen und Wert der Joachim Jungius-Gesellschaft, zitiert aus der Rede Landahls anlässlich der Leibniz-Tagung vom 1. bis 4. Juli 1946, in der er auf die Gründe zur Schaffung der Gesellschaft eingeht: »Entsprechend der Erweiterung, die der Kreis der wissenschaftlich Interessierten im letzten Jahrhundert erfahren hat, muss eine Form gesucht und gefunden werden, die umfassend und biegsam genug ist, um für die Gegenwart zu leisten, was die gelehrten Gesellschaften des 17. und 18. Jahrhunderts für ihre Zeit anstrebten« (S. 21).

*Die frühe Nachkriegszeit und die Gründung der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften – Die Auslandsreise im Winter 1947/48*

- 339 Joachim Jungius, Logica Hamburgensis.
- 340 Joachim Jungius, Disputationes Hamburgenses.
- 341 Snell, Wesen und Wert der Joachim Jungius-Gesellschaft, S. 22.

- 342 Vgl. Frede, Joachim Jungius-Gesellschaft. Der Beitrag geht auf einen Vortrag zurück, den Dorothea Frede am 25. Juni 1996 beim Symposium zum 100. Geburtstag Bruno Snells im Warburg-Haus hielt.
- 343 Snell, Wesen und Wert der Joachim Jungius-Gesellschaft, S. 22.
- 344 So Snell auf der ersten Fakultätssitzung am 19. Mai 1945.
- 345 Zur Haltung der Universitäten und Technischen Hochschulen zum »Dritten Reich« vgl. Wehler, Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4 (1914-1949), S. 462-472 und S. 823-831. – Albrecht Dihle, Rezension zu Wegeler, in: Dihle, Göttinger Institut, berichtet allerdings »aus seiner Studentenzeit« »über regimekritische Äußerungen, die in wenigen der Vorlesungen Kahrstedts während der Kriegszeit fehlten« (ebd., S. 234).
- 346 »Mein Erstes war, Paul Maas zu besuchen« (Brief an seine Frau vom 18. Oktober 1947). Dem bereits 1934 entlassenen Königsberger Altphilologen Paul Maas hatte Snell noch kurz vor Kriegsbeginn unter dramatischen Umständen zur Flucht über die Niederlande nach England verholfen. Nach seiner Ankunft in England wurde Maas – wie Snell 1918 – auf der Isle of Man interniert. In der Lagerbibliothek stieß er, so jedenfalls wird berichtet, auf eben den Aischylos-Text, den Snell vor fast 20 Jahre benutzt hatte (West, Bruno Snell, S. 12).
- 347 Am 6. November 1947 schrieb Snell nach Hause: »Dienstag Nachmittag war ich mit Paul Maas zusammen zum Tee bei dem Leiter der Clarendon Press. Eigentlich wollte der meine Vorlesungen hier drucken, aber da sie ja doch nur Teile der ›Entdeckung des Geistes‹ sind, hat das ja keinen rechten Sinn.« Snells Buch »Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen« war 1946 bereits im Verlag Claassen & Goverts in Hamburg erschienen.
- 348 »Zu meiner ersten Vorlesung hatte sich feierlich alles eingefunden, was mit Griechisch etwas zu tun hat, sogar der alte Gilbert Murray, mit dem ich nachher noch eine lange Unterhaltung hatte (in der so nette Sätze vorkamen wie: ›Auch ich weiss, wie schwer es ist, wenn man auf der anderen Seite stehen muss als das eigene Land, – mir ging es im Burenkriege so. – Übermorgen Nachmittag bin ich bei ihm zum Tee).« (Brief an seine Frau vom 21. Oktober 1947).
- 349 »Am 11. soll ich über ›Goethe und Pindar‹ in der Deutschen Literarischen Gesellschaft sprechen« (Brief vom 6. November 1947).
- 350 »Ich bin von Manchester nicht, wie ich eigentlich wollte, nach Aberystwyth weitergefahren, sondern vorgestern Abend hierher zurückgekehrt, weil mir die Bakchylides-Papyri keine Ruhe liessen, und tatsächlich habe ich gestern und heute einiges dabei herausbekommen. Morgen früh fahre ich nun nach Wales. Ich habe schreckliche Angst davor, da ich ausser meinem Grammophon-Platten-Vortrag [Snell hielt den gleichen Vortrag an mehreren Orten, G.L.] auch noch über die heutige Lage der deutschen Universitäten vor einem grösseren Publikum reden soll, – und dafür bin ich nun ganz unvorbereitet, – und morgen während der 7-stündigen Bahnfahrt werde ich auch nichts Rechtes zuwege bringen.« (Brief an seine Frau vom 2. Dezember 1947 aus London).
- 351 »Enoch Powell [1912-1998], der es inzwischen zum General gebracht hat, der Klassischen Philologie abtrünnig geworden ist und als konservativer Ab-

- geordneter in das Parlament gehen wird.« (Brief an seine Frau vom 18. November 1947).
- 352 Otto Jolle Matthijs Jolles (1911-1968).
- 353 Gutachten zur Hochschulreform. Studienausschuss für Hochschulreform, [Hamburg] 1948 (wegen des blauen Einbandes als »Blaues Gutachten« bekannt). Für das Folgende konnte ich das Manuskript von Peter Fischer-Appelt benutzen: Wir sind dazu da, Reformen zu machen. Bruno Snell und das »Blaue Gutachten« zur Hochschulreform, das auf seinen Vortrag zurückgeht, der von ihm am 25. Juni 1996 auf dem Symposium zum 100. Geburtstag von Bruno Snell gehalten wurde.
- 354 Robert Birley (1903-1982) war seit 1935 Schulleiter von Charterhouse School, Eton College. Seine Biografie schrieb Arthur Hearnden (Hearnden, Red Robert).

### *Das »Blaue Gutachten« zur Universitätsreform*

- 355 Schreiben des Educational Advisers an die Rektoren der Universitäten und Technischen Hochschulen in der britischen Besatzungszone und im britischen Sektor von Berlin vom 22. Januar 1948.
- 356 So formulierte Dodds, Missing Persons, S. 144.
- 357 Vgl. Philipps: Zur Universitätsreform in der britischen Besatzungszone, S. 41. In einem Brief von Fritz Karsen an einen nicht namentlich erwähnten Adressaten vom 4. August 1948 heißt es: »They still cling to the old tradition of the German Universities, are often inclined to forget the decline of the scientific standing in the last twenty years, particularly under Hitler. They are mostly not willing and not able to tackle the task which they have in this period of educating the students for democracy« (zit. nach Paulus, Vorbild USA?, S. 143). Fritz Karsen (1885-1951) war bis zu seiner Entlassung und Flucht im Februar 1933 als profiliertes sozialdemokratischer Schulreformer im Berlin der Weimarer Republik tätig gewesen. 1946 bis 1948 war er Chief of Higher Education and Teacher Training am Office of Military Government der US Army. Vgl. Ehrentreich, Fritz Karsen.
- 358 Dieser Teil wurde von Snell bearbeitet (Gutachten zur Hochschulreform, 1948, S. 17-26), ebenso der Abschnitt »Hochschulverfassung I: Lehrkörper« (ebd., S. 27-37).
- 359 Abgesehen von Snell arbeiteten in dem Ausschuss zwei Gewerkschafts- und SPD-nahe Kommissionsmitglieder mit (Henry Everling [1873-1960], der den Vorsitz übernahm, und Franz Theunert). Die beiden ausländischen Mitglieder waren der schottische Soziologe Lord Michael Francis Morris Lindsay, 2nd Baron Lindsay of Birker, der während des Zweiten Weltkrieges mit seiner Ehefrau Hsiao Li in der chinesischen Untergrundbewegung gegen die japanischen Invasoren gekämpft hatte, und der Schweizer Historiker und Publizist Jean Rudolf von Salis, der während des Krieges in seinen Beiträgen im Programm Radio Beromünster die Goebbels'sche Propaganda kommentiert hatte. Hinzu kamen zwei Vertreter der christlichen Konfessionen (Dr. theol. Robert Grosche [1888-1967] und Dr. phil. Joachim Beckmann [1901-1987]), eine Erziehungswissenschaftlerin, die 1933 den Amtseid auf

- Hitler verweigert hatte und seit Januar 1946 Ministerialrätin unter dem ersten niedersächsischen Kultusminister Adolf Grimme war, zuständig für die Volks- und Mittelschulen (Katharina Petersen [1889-1970]), sowie Otto Gruber (1883-1957) und Friedrich Drenckhahn (1894-1977). Wenig später kam noch der Physiker Carl Friedrich von Weizsäcker (1912-2007) hinzu. Als Sekretär des Ausschusses fungierte der Jurist Walter Reimers.
- 360 Gutachten zur Hochschulreform, 1948, S. 11 (Neuhaus, Dokumente zur Hochschulreform, S. 290).
- 361 In Colloquium 10 (1956), Heft 5, in dem die Hochschulreform im Mittelpunkt stand. Es handelte sich um die Zeitschrift einer »Jungen Gruppe« des Congress for Cultural Freedom, dem auch Snell damals angehörte. Auf den Seiten 3 bis 5 wurde über den Inhalt des »Blauen Gutachtens« berichtet. Snell, dem ein Kurzporträt gewidmet war, nahm selbst zum Thema Hochschulreform Stellung.
- 362 Vgl. hierzu Snells Vortrag: Das Europa-Kolleg, in: The Integration of Europe and Greece, Thessaloniki 1964.
- 363 Neuhaus, Dokumente zur Hochschulreform, S. 290.
- 364 Vgl. Snell, Studium generale im Verhältnis zur Philosophischen Fakultät, S. 92. Teilabdruck bei Neuhaus, Dokumente zur Hochschulreform, S. 387-397.
- 365 Neuhaus, Dokumente zur Hochschulreform, S. 293.
- 366 Ebd., S. 294f.
- 367 Gedanken zur Hochschulreform. Vgl. Neuhaus, Dokumente zur Hochschulreform, S. 466-504.
- 368 Der erste Deutsche Schriftstellerkongress fand vom 4. bis 8. Oktober 1947 in Berlin statt, einberufen vom Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands. Bereits hier kam es durch den provokanten Auftritt des US-amerikanischen Journalisten und politischen Agenten Melvin Lasky am 7. Oktober zum Eklat. Vgl. Wende-Hohenberger, Schriftstellerkongress, sowie Reinhold; Schlenstedt; Tannenberger, Schriftstellerkongress.
- 369 Der P.E.N.-Club war 1921 in London als internationaler Autorenverband gegründet worden. Die Abkürzung stand für »poets«, »essayists«, »novelists«; inzwischen können Vertreter aller schreibenden Berufe Mitglieder sein. 1933 hatten die Nationalsozialisten den deutschen P.E.N.-Club verboten und seine prominentesten Autoren ins Ausland getrieben. Die erneute Gründung vom 18. bis 20. November 1948 in Göttingen hatte sich – im bereits einsetzenden Kalten Krieg – noch als gesamtdeutsches Projekt verstanden. Das PEN-Zentrum der Bundesrepublik Deutschland wurde im Dezember 1951 in Darmstadt gegründet.

»Gründungsgeschichten«: Die Mommsen-Gesellschaft – Die Fondation Hardt

- 370 Zur Spaltung des deutschen PEN vgl. Hochgeschwender, Freiheit in der Offensive?, S. 335-346.
- 371 Einfluss auf die öffentliche Meinung hatten insbesondere die »Neue Zeitung«, die seit dem 18. Oktober 1945 als »offizielles Organ der amerikani-



- schen Besatzungsmacht« (so Eisenhower im Geleitwort) in München herauskam, sowie die Kulturzeitschrift »Der Monat«, die ab Oktober 1948 in Berlin erschien. Herausgegeben von dem Chefredakteur Melvin Lasky und zum Teil finanziert von der 1947 gegründeten CIA, richtete sich »Der Monat« mit seinen kulturellen Beiträgen an die nichtstalinistische Linke Westdeutschlands und generell an die intellektuelle Elite. Vgl. den Katalog der Sonderausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar: »Als der Krieg zu Ende war«. Literarisch-politische Publizistik 1945-1950 (Hay; Rambaldo; Storck, Literarisch-politische Publizistik, S. 349f. u. ö.). In diesen Zusammenhang gehört auch der »Congress for Cultural Freedom« (CCF), der vom 26. bis 30. Juni 1950 in Berlin stattfand (vgl. dazu das folgende Kapitel).
- 372 Mit Bleistift notierte Snell auf der Rückseite einer Einladung zur Sitzung der Deutschen Forschungsgemeinschaft vom 16. bis 18. Juli 1964 in Berlin: »Ich habe immer gedacht, wenn man auf irgendetwas Lohnendes oder Wichtiges aufmerksam gemacht würde, müsse man gleich seine Kraft dafür einsetzen, dass auch etwas daraus würde, – es wäre ein Skandal, es nicht zu realisieren, – zumal, [um] Verschiedenes zusammen [zu]bringe[n] und die fruchtlose Isolation und Spezialisierung zu überwinden.« In der ihm eigenen Offenheit führt er dann mehr als zwölf Projekte an (er spricht von »Gründungsgeschichten«), die er der Anregung anderer oder den gemeinsamen Gesprächen verdankte. Die dritte »Gründungsgeschichte« lautet: »Mommengesellschaft: Picht (Name Vorschlag von Latte).«
- 373 Den Leiter der Hochschulabteilung der Schulbehörde von 1946 bis 1951, Hans von Heppe (1907-1982), informierte Snell am 22. September 1949 darüber, dass er in Hinterzarten »zum Vorsitzenden der neu gegründeten Gesellschaft zur Erforschung des klassischen Altertums« gewählt worden sei (Beilage zur Personalakte Snell, StA HH 361-6 Personalakten, IV 3091, Bruno Snell, datiert auf den 27. September 1949).
- 374 Matz wurde 1934 auf den Lehrstuhl für Klassische Archäologie in Münster berufen. Seit 1941 lehrte er in Marburg. Vgl. Furtwängler, Friedrich Matz.
- 375 Krahe lehrte in Würzburg, seit 1946 als ordentlicher Professor. 1947 ging er nach Heidelberg, 1950 nach Tübingen. Vgl. Faust, Hans Krahe.
- 376 Vogt begann seine Laufbahn 1926 in Tübingen, wohin er über mehrere Stationen – Würzburg, Breslau, Tübingen, Freiburg im Breisgau – 1946 wieder zurückkehrte. Ideologisch stand er schon früh den Nationalsozialisten nahe, offenbar spielte das 1946 für Snell keine Rolle.
- 377 Friedrich Zucker (1881-1973) war von 1918 bis 1961 Professor für klassische Philologie in Jena und von 1945 bis 1961 Rektor der Universität. Vgl. den Nekrolog von Schmidt, Friedrich Zucker.
- 378 Franz Dornseiff (1888-1960) war von 1926 bis 1945 Ordinarius in Leipzig. Ende 1945 vertrat er den Lehrstuhl für Klassische Philologie in Erlangen und kehrte 1947 nach Greifswald zurück. 1948 wechselte er an die Universität Leipzig. Vgl. den Nekrolog von Werner, Dornseiff.
- 379 Die Bezeichnung der neuen Gesellschaft wechselte anfangs. Snells Einladung nach Jena vom 4. Mai bezog sich auf die »Gesellschaft zur Erforschung des Klassischen Altertums«, das zweite Einladungsschreiben (mit Angaben zum

- Programm) lädt zur »Fachtagung deutscher Forscher auf dem Gebiet des Klassischen Altertums« ein. Das Protokoll der Gründungsversammlung der Mommsen-Gesellschaft, unterzeichnet von Snell und Ulrich Fleischer (1910-1978), Mitherausgeber der Zeitschrift »Antike und Abendland« und seit Sommer 1949 Redakteur am Thesaurus Linguae Graecae in Hamburg, spricht von einer »Interzonalen Fachtagung für Altertumswissenschaft«. Der Bericht Friedrich Zuckers informiert über die Tagung der »Interzonalen Fachtagung für Klassische Altertumswissenschaft«. Snell und seinen Mitstreitern ging es um den gesamtdeutschen Zusammenhalt in der Wissenschaft, der Name der Gesellschaft, die dies bewerkstelligen sollte, war dabei – dies ist gar nicht zu übersehen – ziemlich gleichgültig.
- 380 Hermann Kleinknecht (1901-1960) war 1944 bis 1953 ordentlicher Professor für Klassische Philologie in Rostock und an der Humboldt-Universität Berlin. 1953 bis 1960 lehrte er in Münster.
- 381 Die Akten der Mommsen-Gesellschaft konnte ich 1996 im Institut für Griechische und Lateinische Philologie der Universität Hamburg einsehen. Sie befinden sich seit 2011 in der Bayerischen Staatsbibliothek München. – Zur Mommsen-Gesellschaft vgl. Mensching, Mommsen-Gesellschaft, S. 62-71 und 93-99. Für die hier interessierenden frühen Tagungen, das »Treffen der deutschen Altertumswissenschaft« (Marg) in Hinterzarten und die erste Tagung der Mommsen-Gesellschaft in Jena, wertete Mensching vor allem die Kurzberichte von Walter Marg aus (Gnomon 21 (1949), S. 281f., und Gnomon 22 (1950), Heft 3/4, S. 198). Vgl. auch Rebenich, Geschichte der Mommsen-Gesellschaft.
- 382 Mensching, Mommsen-Gesellschaft, S. 14.
- 383 Ich verdanke diese Information einem Gespräch mit Walther Ludwig im Februar 1996. Ludwig war in der Zeit von 1978 bis 1983 selbst Vorsitzender der Mommsen-Gesellschaft und war Anfang der 1960er-Jahre unter dem Vorsitzenden Kurt von Fritz (dieser hatte den Vorsitz von 1960 bis 1966 inne) Schriftführer der Mommsen-Gesellschaft. Die Angaben beruhen wahrscheinlich auf Äußerungen von Kurt von Fritz gegenüber Ludwig.
- 384 Rebenich, Mommsen. Eine Biographie, S. 191.
- 385 Die Wandlung 3 (1948), S. 69. Als Beilage abgedruckt bei Heuss, Theodor Mommsen, S. 282.
- 386 »Den mit der Reichsgründung von 1871 einsetzenden Prozess, in dessen Verlauf sich die Trennung der nationalen Einheitsidee von den liberalen Freiheitsidealen vollzog, empfand Mommsen über drei Jahrzehnte hinweg als schmerzliche politische Offenbarung« (Rebenich, Mommsen und die Wissenschaft, S. 200).
- 387 Der internationale Austausch zwischen den Altertumswissenschaftlern war während des Zweiten Weltkrieges fast zum Erliegen gekommen. Die von der UNESCO unterstützte Gründung der FIEC durch Jules Marouzeau (1878-1964) und Juliette Ernst (1900-2001) als Herausgeber und verantwortliche Mitarbeiterin der »L'Année philologique«, der Bibliografie für die Altertumswissenschaften, sollte den ungehinderten Gedankenaustausch wiederherstellen. Die Gründungsversammlung fand am 28. und 29. September 1948 in Paris statt. Über die UNESCO wurden wissenschaftliche Großunternehmungen wie

- der »Thesaurus Linguae Latinae« gefördert, so dass Snell auf Unterstützung für das Hamburger Archiv für Griechische Lexikographie hoffen konnte.
- 388 StA Hbg. 361-6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 3091 Snell, o. Bl.
- 389 Vgl. VDuj (Hardt). Hardts Großvater, der im Tuchhandel tätige Berliner Kaufmann Richard von Hardt, hatte 1860 das Landgut Wąsowo bei Posen erworben, das auch als Wohnsitz der Familie diente. Mütterlicherseits stand Kurd von Hardt in Verbindung mit der Sektkellerei Mumm. Nach anfänglicher Tätigkeit im diplomatischen Dienst ging von Hardt gegen Ende des Ersten Weltkrieges in die Schweiz. Die Hardt-Stiftung gründete er 1949. 1950 erwarb er La Chandoleine in Vandœuvres bei Genf. Die Stallungen wurden in neoklassizistischem Stil zur heutigen Bibliothek umgebaut. Vgl. den Nachruf auf Kurd von Hardt von Olof Gigon, S. 91f., sowie Schade-waldt, *Hellas und Hesperien*, Bd. 2, S. 752, in Gedichtform, nach Kallimachos, Epigramm 2. Snell war zusammen mit Karl Reinhardt im August 1950 von Hardts Gast in der neu erworbenen Chandoleine (Brief Herta Snells an Bruno Snell vom 18. August 1950). An manchem scheint es noch gefehlt zu haben, so dass »der Hausherr sich ums Essen kümmern muss« (Brief an Bruno Snell vom 18. August 1950).
- 390 Snell sprach über »Die Welt der Götter bei Hesiod«. Vgl. *La Notion du Divin depuis Homère jusqu'à Platon*. Snells Beitrag ebd., S. 97-117 (aufgenommen in: Snell, *Die Entdeckung des Geistes*, Hamburg <sup>3</sup>1955, S. 65-82, Göttingen <sup>1</sup>1980, S. 45-55).
- 391 Snell ist hier ein Versehen unterlaufen: Verdenius war seit 1947 Professor für Griechische Literatur und Sprache in Utrecht, was Snell auch bekannt war, wie der in der folgenden Anmerkung zitierte Brief zeigt.
- 392 Beilage Personalakte Snell (StHH, 361-6 Personalakten, IV 3091, Bl. 157f.). – An seine Frau schrieb Snell am 10. September 1952: »[Pierre] Chantraine [1899-1974] lässt Dich schön grüssen. [...] Die beiden Engländer [Humphrey Davy Findley] Kitto [1897-1982] und [Herbert Jennings] Rose [1883-1961] halten sich etwas still für sich. [Willem Jacob] Verdenius [1913-1998] aus Utrecht und [Olof] Gigon [1912-1998] aus Bern sind die Umgänglichsten. Es geht immerhin in drei Sprachen durcheinander, aber die allgemeinen Unterhaltungen sind meist auf Französisch.«
- 393 Die Deutschen sollten sich in einem kulturellen Selbstfindungsprozess auf eine Tradition kultureller Werte verständigen, die dem Konzept der offenen, demokratischen Gesellschaft entsprechen konnte. Vgl. Lange, *Theater in Deutschland* (Verzeichnis der für Deutschland freigegebenen, übersetzten und gespielten Stücke: S. 730-741). Gehring, *Amerikanische Literaturpolitik*, S. 61-65; 72f. Vgl. auch Krauss, *Deutsch-amerikanische Kultur- und Presse-offiziere*.
- 394 Von dem »iron curtain« hatte Churchill bereits 1946 in seiner Rede in Fulton/Missouri gesprochen. In der Londoner Außenministerkonferenz vom 25. November 1947 kam es über die deutsche Frage zum offenen Dissens zwischen den USA und der Sowjetunion. Die Tagung wurde am 15. Dezember 1947 abgebrochen. Die USA und Großbritannien einigten sich zu diesem Zeitpunkt im Grundsatz auf eine separate Währungsreform und die

Errichtung eines westlich orientierten föderativen Regierungssystems in Westdeutschland (bestätigt in der Londoner Sechsmächtekonferenz vom 23. Februar bis 2. Juni 1948 mit den Londoner Empfehlungen vom 2. Juni 1948). Am 20. März 1948 beendete die Sowjetunion ihre Mitarbeit im Alliierten Kontrollrat (Viermächteverwaltung). Vgl. Görtemaker, Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, S. 34-44.

*Von der Reeducation zur Reorientation des »Kalten Krieges« –  
Der Congress for Cultural Freedom in Berlin im Juni 1950*

- 395 »Es ist unbestreitbar, dass die Vereinigten Staaten seit 1945/47 eine maßgebliche Rolle beim Zusammenschluss der französisch-belgischen und der (west)deutschen Montanindustrie spielten. [...] Vom Marshall-Plan 1947 bis zu den römischen Verträgen und der Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft 1957 war »Europa« ein Produkt amerikanischen Einflusses« (Doering-Manteuffel, Amerikanisierung). Vgl. ders.: Westernisierung. Kritik an einem kapitalistischen Europa kam besonders aus Frankreich und Italien, wo die marxistische Linke wieder einflussreich war. Um solche Kritik propagandistisch zu marginalisieren, wurden u.a. mit Geldern des Marshall-Plans finanzierte Propagandafilme eingesetzt. Vgl. Knapp, Das Deutschlandproblem. Fritsche, American Marshall Plan.
- 396 Voraussetzung für die Wirtschaftshilfe an europäische Länder war das Bekenntnis zur parlamentarischen Demokratie und freien Marktwirtschaft. Auf diese Weise wurde Westeuropa ökonomisch an das US-amerikanische System angeschlossen. Der Marshall-Plan beruhte im Wesentlichen auf den politischen Vorstellungen von George F. Kennan (1904-2005), der als Chef des Policy Planning Staff im Außenministerium mit einem Team von Fachleuten im Frühjahr 1947 eine tragfähige Planskizze ausarbeitete. Zur politisch-ideologischen Abgrenzung in der Zeit des »Kalten Krieges« vgl. Kennan, Containment Then and Now. George F. Kennan (1904-2005) griff dabei zurück auf das »long telegram« (6.000 Wörter), das er am Februar 22. Februar 1946 als amerikanischer Botschafter in Moskau an Präsident Trumans State Department geschickt hatte, und auf seinen im Juli 1947 anonym in der Zeitschrift »Foreign Affairs« unter dem Pseudonym X veröffentlichten Artikel »The Sources of Soviet Conduct« (X-Artikel), in dem er die Containment-Politik entwickelte und begründete. Kennan betonte später, dass er nie an eine primär militärische, latent aggressive Eindämmung gedacht habe, sondern an eine geduldige und wachsamen politische Abgrenzung. Deshalb sprach er sich 1949 entschieden gegen die Gründung der Nato aus, und deshalb kritisierte er auch 1997 Präsident Clintons Entscheidung, die NATO bis an die Grenzen Russlands zu erweitern (»New York Times« vom 5. Februar 1997: »[...] most fateful error of American policy in the entire post-cold war era«).
- 397 Vgl. Görtemaker, Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, S. 220-223. Siehe auch Bausch, Rundfunkpolitik, Band 3. Erster Teil: 1945-1962; Nahr, Befohlene Pressefreiheit. Großen Einfluss hatte die US-amerikanische Konsumkultur, vor allem die Musikprogramme des AFN (American Forces Network).

- 398 Wald, Intellectuals. Hochgeschwender, Freiheit in der Offensive?, S. 68-86.
- 399 Bell, The End of Ideology.
- 400 Vgl. die Essaysammlung von Bell, The End of Ideology. Die großen sozialkritischen humanistischen Ideen des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts waren nach Bells Ansicht unter pragmatisch verfahrenen »sensible people« unnötig und überholt, weil die Aggressivität des Kapitalismus durch praktische Vernunft aufgehoben werden könne. Das proklamierte Ende der Ideologie fußte dabei selbst auf ausgeprägten ideologischen Voraussetzungen.
- 401 Dieser Begriff für den Konflikt zwischen USA und Sowjetunion geht auf den US-amerikanischen Publizisten Walter Lippmann zurück (Lippmann, Cold War).
- 402 Westberlin wurde zum Symbol der Freiheit hochstilisiert. Am 11. Juli 1948 sagte der Berliner Bürgermeister Ernst Reuter (SPD) in einer Massenkundgebung vor dem Schöneberger Rathaus unter brausendem Beifall: »Wir sind das Stalingrad der deutschen Freiheit« (zitiert nach Gmehling, »Der Monat«, S. 150).
- 403 Vgl. Hochgeschwender, Freiheit in der Offensive?, S. 120-198.
- 404 Ebd., S. 577. In der kulturpropagandistischen Auseinandersetzung des »Kalten Krieges« dienten auch die Amerika-Häuser mit ihrem regionalen Einfluss als Distributionszentralen US-amerikanischer Kulturpolitik. Vgl. Hein-Kremer, Amerikanische Kulturoffensive.
- 405 Am Tag vor der Eröffnungssitzung, am 25. Juni 1950, hatten nordkoreanische Truppen die Demarkationslinie überschritten und damit den Koreakrieg ausgelöst, so dass der Berliner Kongress wie eine Reaktion auf eine aktuelle, von Stalin gesteuerte Aggression wirkte. Später stellte sich heraus, dass damals Kim Il-sung die treibende Kraft war, während Stalin zögerte, eine Konfrontation mit den USA zu provozieren.
- 406 Nach Gmehling, »Der Monat«, war Lasky Agent der CIA (S. 903).
- 407 Neben der von Melvin Lasky herausgegebenen Zeitschrift »Der Monat« erschien in England der »Encounter«, herausgegeben von Stephen Spender und Irving Kristol. Das französische Gegenstück war die Zeitschrift »Preuves« (François Bondy), das italienische seit 1956 »Tempo Presente«, von Ignazio Silone und Nicola Chiaromonte gegründet. In Österreich erschien das »FORVM« (Friedrich Torberg, Friedrich Hansen-Lowve u.a.), »Freedom First« wurde von Indian Committee Cultural Freedom (Minoo Masani, S. V. Raju u.a.) veröffentlicht. Korrespondenten standen in Australien, Brasilien, Israel, Japan und Libanon zur Verfügung. Vgl. Wissenschaft und Freiheit. Internationale Tagung Hamburg 23.-26. Juli 1953. Veranstaltet vom Internationalen Kongress für die Freiheit der Kultur und der Universität Hamburg, Berlin 1954, Anhang, S. 290-292.
- 408 Bereits 1951 fand ein Kongress in Bombay statt, ebenso in Rangun, Mexiko-Stadt, Tokio und Ibadan (Nigeria); vgl. Coleman, Liberal Conspiracy, S. 253-257.
- 409 Vgl. Hochgeschwender, Freiheit in der Offensive?, S. 559-562. Saunders, CIA. Eine wichtige Rolle spielten hierbei die in den USA für den Wissenschafts- und Kulturbetrieb bedeutenden gemeinnützigen Stiftungen wie die Farfield Foundation, die Kaplan Foundation, die Rockefeller Foundation und die Ford Foundation, über welche die von der CIA zur Verfügung gestellten Gelder

transferiert wurden; über die Ford Foundation wurden auch die finanziellen Mittel für den europäischen Wiederaufbau, den sogenannten Marshall-Plan, weitergeleitet. Rund 170 solcher Einrichtungen sollen an der verdeckten Finanzierung des US-amerikanischen Propagandaprojekts beteiligt gewesen sein. Vgl. Saunders (ebd.), S. 124-138.

- 410 Snell, Politischer Humanismus, in: Die alten Griechen und wir, S. 26-32.
- 411 Vgl. ebd., S. 31f. Ausführlicher in Snell, Dichtung und Gesellschaft, ein Text, der auf Vorlesungen an der Indiana University in Bloomington zurückgeht und 1961 in Bloomington, Indiana, erschien, dort S. 89-96 (Solon) und S. 79-88 (zu Tyrtaos und dem bei ihm erstmals formulierten Staatsbewusstsein S. 87f.).
- 412 Snell, Dichtung und Gesellschaft, S. 9f.
- 413 Die liberale Machtausübung der Briten beruhte auch in der Kulturpolitik auf der in langer Kolonialtradition entwickelten »indirect rule«. Als repräsentatives Beispiel kann der im Mai 1945 gegründete Nordwestdeutsche Rundfunk (NWDR) gelten, immerhin ein Führungsinstrument der politischen Meinungsbildung. William Henry Alexander Bishop (1897-1984), Leiter der »Broadcasting Control Units« für Hamburg und Köln, schrieb in einem Brief vom Juli 1946 an den Generaldirektor der BBC Hugh Carleton Greene: »Our policy in regard of this network [NWDR] has not been to set up a British mouthpiece, but to create an instrument which, though serving our purposes and conforming to our general ideas, could be regarded by the Germans as essentially their own« (Ohde, Rothenbaumchausee, S. 299). Axel Eggebrecht (1899-1991), im September 1945 Mitbegründer des NWDR in Hamburg, bekundete: »Unsere Beziehung zu den Siegern war unbefangen, durchaus ohne die Beflissenheit von Kollaborateuren, die wir tatsächlich niemals wurden.« (Eggebrecht, Gedanken über Deutschland, S. 13). Vgl. auch Gabriele Clemens, Britische Kulturpolitik.
- 414 John Lukacs, ein den USA durchaus wohlgesonnener Historiker und Zeitzeuge, schrieb, dass im Verlauf des »Kalten Krieges« »in Amerika eine neue Art von [...] imperialistischen Expansionsbestrebungen im Entstehen begriffen war, die Politiker und Fachkommentatoren nur in seltenen Fällen erkannten« (A History of the Cold War, New York 1961, zit. nach: Lukacs, Konflikte der Weltpolitik nach 1945, München 1970, S. 233). Deutlicher wurden diese Bestrebungen dann in der »Rollback«-Politik Eisenhowers.
- 415 Er war Nachfolger des Mediziners Arthur Jores. Vgl. Personalakte Snell, StA Hbg, 361-6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 3091 Snell, Bl. 134.
- 416 »DIE WELT« vom 21. Juli 1951; »Hamburger Abendblatt« gleichen Datums.

*Rektor der Universität Hamburg (1951-1953) – Das Europa-Kolleg als universitäres Reformprojekt – Juni 1953: Thomas Mann in Hamburg*

- 417 Neuhaus, Dokumente zur Hochschulreform, S. 295.
- 418 Die »Neue Zeitung« erschien seit dem 17. Oktober 1945 in München als Zeitung der US-amerikanischen Besatzungsbehörde. Sie wurde herausgegeben von deutschen Redakteuren und galt als bedeutendste Zeitung der Nachkriegszeit. Die Publikation war »Eine amerikanische Zeitung für die deutsche

- Bevölkerung«, so ihr Untertitel, weltoffen und tolerant. Bedeutende deutsche Nachkriegsautoren von Alfred Andersch und Heinrich Böll bis zu Günther Weisenborn und Carl Zuckmayer schrieben für die »Neue Zeitung«. Mit der Politik des »Kalten Krieges« veränderte sie ihren Charakter, was zum Rücktritt des Chefredakteurs Hans Wallenberg und von sieben weiteren Redakteuren führte. Vgl. den Bericht von Walter Kolbenhoff, der selbst an der Zeitung mitgearbeitet hatte (Kolbenhoff, Schellingstraße 48).
- 419 Das Leibniz Kolleg in Tübingen wurde 1948 auf Anregung der französischen Militärregierung ursprünglich als Institut der Universität Tübingen gegründet. Bei der Ausarbeitung der Konzeption wirkten u. a. Carl Friedrich von Weizsäcker, Romano Guardini und Carlo Schmid mit. Die Kollegiaten absolvierten ein zehnmonatiges Studium generale, das auf das Studium vorbereiten sollte und von Dozenten der Universität durchgeführt wurde. Das Collegium Academicum in Heidelberg wurde 1945 gegründet. Es sollte der Re-Education dienen und durch politische Diskussionen das Erkennen politischer Zusammenhänge fördern. Die fachliche Spezialisierung sollte durch ein verpflichtendes Studium generale kompensiert werden. Ähnliche Ziele verfolgte auch die »Burse« in Göttingen.
- 420 Gemeint sind hier die Hochhäuser am Grindelberg. Auf dem im Krieg durch Bomben weitgehend zerstörten Gebiet, das zunächst für das Hauptquartier der britischen Besatzungstruppen vorgesehen war, wurden 1946 bis 1956 zwölf Hochhäuser erbaut, zum Teil mit 15 Stockwerken. Vgl. Schildt, Grindelhochhäuser.
- 421 Snell in seinem über die Philosophische Fakultät an die Hochschulabteilung der Schulbehörde gerichteten Antrag vom 1. April 1953.
- 422 In seiner Begrüßungsrede zur Grundsteinlegung des neuen Kollegs am 7. Juli 1966 hob Snell die besonderen Verdienste Hans Isenahagens hervor: »Lieber Dr. Isenahagen, was Sie für das Europa-Kolleg seit elf Jahren getan haben, wissen alle, die Ihre Arbeit aus der Nähe beobachtet haben. Dieser Neubau ist vollständig Ihr Werk, und Sie haben dafür buchstäblich die letzten Kräfte hergegeben. Das soll unvergessen bleiben« (50 Jahre Europa-Kolleg Hamburg, S. 25).
- 423 Snell, Was ist Europa?, in: Probleme der Einigung Europas, Düsseldorf o. J. (1959), S. 23-30 (Schriftenreihe zur europäischen Integration. Organ des Europa-Kollegs in Hamburg, 1), dort S. 24. Snell lässt in seinem Vortrag besonders die Dichtung zu Wort kommen, denn es sei »ein Gesetz der Geistesgeschichte, dass im Aufspüren des Neuen die Dichtung der Philosophie und Wissenschaft vorangeht« (S. 30). Das folgende Zitat findet sich auf S. 30, ebd.
- 424 Erwin Panofsky lehnte die Rückkehr auf den Lehrstuhl für Kunstgeschichte in einem Brief an den Senator Heinrich Landahl vom 16. Mai 1946 ab (Abdruck in: Bottin, Enge Zeit, S. 99). Umgekehrt wurden Rückkehrwillige abgewiesen, so zum Beispiel Snells Göttinger Lehrer Hermann Fränkel.
- 425 »Im Herbst 1940 trat die British Broadcasting Corporation mit dem Wunsch an mich heran, ich möchte über ihren Sender in regelmäßigen Abständen an meine Landsleute kurze Ansprachen richten, in denen ich die Kriegereignisse kommentieren und eine Einwirkung auf das deutsche Publikum im Sinne meiner oft geäußerten Überzeugungen versuchen sollte.« (Mann, Deutsche Hörer!, S. 185). Die Reden wurden zum Teil auch als Flugblätter von der

- Royal Air Force über Deutschland abgeworfen. Vgl. Hoffschulte, Thomas Manns Rundfunkreden.
- 426 Mann, Warum ich nicht nach Deutschland zurückgehe, S. 184.
- 427 Vgl. Stachorski, Fragile Republik (Zusammenstellung von Texten Thomas Manns zur deutschen Nachkriegsgeschichte mit kurzen Kommentaren), S. 24.
- 428 Mann, Warum ich nicht nach Deutschland zurückgehe, S. 178-185. Frank Thiess hat dann in einem Beitrag in der »Münchener Zeitung« vom 18. August 1945 mit dem Titel »Die innere Emigration« gegen die Emigranten Stellung bezogen und behauptet, es sei wichtiger gewesen, »auf seinem Posten auszuharren« und die »deutsche Tragödie« im Land mitzerleben, als »von den Logen und Parterreplätzen des Auslands« zuzuschauen. In »Die Entstehung des Dr. Faustus. Roman eines Romans« findet sich eine Notiz von Thomas Mann über den »schiefen und aufreizenden Artikel von Frank Thiess«, »jenes Dokument, worin eine Körperschaft, genannt »Innere Emigration« sich etablierte: die Gemeinde der Intellektuellen, die »Deutschland die Treue gehalten«, es »nicht im Unglück im Stich gelassen«, seinem Schicksal nicht »aus den bequemen Logen des Auslandes zugesehen«, sondern es redlich geteilt hatten. Sie hätten es redlich geteilt, auch wenn Hitler gesiegt hätte. Nun war aber den Ofenhockern der Ofen zusammengebrochen, und sie rechneten es sich zum großen Verdienst an, ergingen sich in Beleidigungen gegen die, [...] deren Teil so vielfach Leid und Untergang gewesen war.« (Mann, Das essayistische Werk, Teil: Schriften und Reden zur Literatur, Kunst und Philosophie, Bd. 3, S. 158).
- 429 Mann, Warum ich nicht nach Deutschland zurückgehe, S. 183.
- 430 Mann, Deutsche Ansprache.
- 431 Mann, Das essayistische Werk, Bd. 3, S. 183.
- 432 Ebd., S. 180.
- 433 Ebd., S. 179.
- 434 Ebd., S. 178.
- 435 Ebd., S. 182.
- 436 Ebd., S. 180-181.
- 437 Ebd., S. 181.
- 438 Von den etwa 5.500 Emigranten aus dem kulturellen Bereich, darunter 2.400 bis 2.500 Wissenschaftler, kehrte nur ein knappes Drittel zurück. Vgl. Görtemaker, Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, S. 214, 216.
- 439 Selbst im Urteil von Snells altem Freund Panofsky galten die zu Hause gebliebenen als minder legitimierte Oppositionelle. Snell bemerkt dazu in seinen Erinnerungen: »Nach dem Krieg war es ein bisschen schwierig, ja etwas bitter, mit P.[anofsky] die alte Freundschaft wieder anzuknüpfen. Im Sommer 1933 hatten wir viel davon gesprochen, wie jemand, der kein Nationalsozialist wäre, sich verhalten solle. P. riet mir dringend davon ab, aus Deutschland fortzugehen, denn alle die, die nicht dazu gezwungen wären, sollten nicht denen, die gehen mussten, die Plätze draußen fortnehmen. Der erste Brief, den ich nach dem Sturz der Nazis von ihm bekam, war aber auf den Ton gestimmt: »wir Amerikaner« und »ihr Deutschen« – und das hieß »wir Guten« und »ihr Bösen«, – und da musste man dann, wie in manch ähnlichen Fällen in jenen Tagen, etwas herunterschlucken.« VDUJ (Panofsky), späterer Zusatz: »Für uns [nicht Emigrierten] war die Situation: was immer man tat, war falsch« (ebd.).



- 440 Thomas-Mann-Archiv an der Bibliothek der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) Zürich, B-H-SNEL-1. Snells Brief vom 27. Februar 1937 an Thomas Mann ist abgedruckt bei Nicolaysen, Auf schmalem Grat, S. 127.
- 441 Im Oktober 1952 nutzte der Publizist und Direktor der Pressestelle Hamburg Erich Lüth (1902-1989) eine Vortrageeinladung in die Schweiz ebenfalls zu einem Besuch bei Thomas Mann und präzierte möglicherweise bereits den Vortragstermin.
- 442 Mann, Ansprache vor Hamburger Studenten.
- 443 Ebd.
- 444 Dies teilte Snell nach einem Gespräch mit Edschmid seiner Frau in einem Brief aus Florenz vom 27. September 1952 mit. Anlass zu diesem Schritt war ein Streit mit Rudolf Pechel (1882-1961), dem ersten Präsidenten der Akademie (1950-1952). In einem der folgenden Briefe stellte Snell sogar das weitere Bestehen der Akademie in Frage: »Die Sprach-Akademie wird nun ja wohl doch auseinander bröckeln!« (Brief an Hertha Snell vom 21. September 1953). Zur Geschichte der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung vgl. Assmann; Heckmann, Zwischen Kritik und Zuversicht, sowie Böttiger; Busch; Combrink; Dittrich, Doppelleben.
- 445 Neben dem Kulturphilosophen und Pädagogen Theodor Litt (1896-1962), dem Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich (1908-1982), dem Nationalökonom und Soziologen Alfred Weber (1868-1958), dem Verfassungsrechtler und SPD-Politiker Carlo Schmid (1896-1979), den Schriftstellern Stefan Andres (1906-1970), Rudolf Hagelstange (1912-1984) und Theodor Plievier (Schriftstellername: Plivier; 1892-1953), den Journalisten Klaus Harpprecht (1927-2016), Carl Linfert (1900-1981), Eugen Kogon (1903-1987) und Rudolf Pechel (1882-1961) gehörten auch weitere namhafte Politiker zu dieser Gruppe wie Theodor Heuss (1894-1963) und Willy Brandt (1913-1992). (Vgl. Hochgeschwender, Freiheit in der Offensive?, S. 345) Wenn in dieser Liste mit Willy Brandt und dem Verfassungsrechtler und Homme de Lettre Carlo Schmid zwei bedeutende sozialdemokratische Politiker dem CCF angehörten, entsprach dies der Absicht der US-amerikanischen Besatzungsmacht, die nichtkommunistische Linke auf ihre Seite zu ziehen.
- 446 Wie berechtigt Snells Einschätzung war, zeigte wenige Jahre später beispielhaft der »Fall Schlüter«. Leonhard Schlüter, der sich 1947 und 1948 in extremen rechten Gruppierungen politisch profiliert hatte, schloss sich 1951 der FDP an. Im selben Jahr gründete er einen Verlag, der Werke von nationalsozialistischen Autoren neu herausgab. Als am 26. Mai 1955 in Niedersachsen die christlich-konservative Regierung von Heinrich Hellwege (DP) das Ruder von den Sozialdemokraten übernahm, wurde Schlüter auf Vorschlag der FDP-Fraktion zum Kultusminister ernannt. Doch bereits am 9. Juni musste er zurücktreten: An der Göttinger Universität war ein Proteststurm der Professoren und der Studentenschaft losgebrochen, der Schlüter aus dem Amt fegte. Vgl. Marten, Ministersturz.

*Snells Mitarbeit im Congress for Cultural Freedom (CCF) – Der Kongress »Wissenschaft und Freiheit« vom 23. bis 26. Juli 1953 in Hamburg*

- 447 Vgl. zum Folgenden die detaillierte Darstellung bei Hochgeschwender, Freiheit in der Offensive?: Zur deutschen Sektion des »Kongresses für Kulturelle Freiheit«, S. 298-411. Hochgeschwender wertete die Archivbestände zum Congress for Cultural Freedom und den daran beteiligten Personen in den USA, Deutschland und Österreich aus.
- 448 Der Sozialdemokrat Max Brauer stand ebenfalls mit dem CCF in Verbindung und wurde gegen Ende 1952 Mitglied des deutschen Exekutivkomitees des CCF.
- 449 Zudem zeichnete sich gegen Ende des Koreakrieges eine gewisse Entspannung zwischen den Machtblöcken ab. Das Waffenstillstandsabkommen wurde am 27. Juli 1953, einen Tag nach dem Ende des Hamburger Kongresses, unterzeichnet. Stalin, dessen Name für den vom CCF bekämpften Totalitarismus stand, war am 5. März 1953 gestorben. Seine Nachfolger Georgi Malenkov und später dann Nikita Chruschtschow ließen einen Kurswechsel als möglich erscheinen.
- 450 Snell war gerade von einer Universitätsfeier in Southampton, die vom 2. bis 4. Juni 1953 stattgefunden hatte, zurückgekehrt (StA Hbg. 361-6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 3091, Bruno Snell, Bl. 177), an der er im Auftrag der Westdeutschen Rektorenkonferenz als Vertreter der westdeutschen Universitäten teilgenommen hatte. Snell bahnte dabei auch eine Zusammenarbeit zwischen der Universität in Southampton und der Universität Hamburg an. Am 2. Mai 1962 verlieh die Universität Southampton Snell die Würde eines Ehrendoktors. Das Zitat aus dem Pressestatement findet sich im Nachlass Snell, Bayerische Staatsbibliothek Ana 490.
- 451 Snell, Tagung Wissenschaft und Freiheit, S. 287-289.
- 452 Die 1952 ins Leben gerufene Farfield Foundation war Teil eines größeren Netzwerks von »bona fide«-Stiftungen, welche die CIA eingerichtet hatte, um die Finanzierung des CCF zu verschleiern. Dass gerade der CCF, welcher die Freiheit westlicher Wissenschaft fördern sollte, ohne Wissen der Teilnehmer durch die Art der Finanzierung selbst den Gegenbeweis lieferte, empörte noch den über 80-jährigen Bruno Snell.
- 453 Snell, Dogmatismus und Wissenschaft, in: Tagung Wissenschaft und Freiheit, S. 117-122. Eine überarbeitete Fassung des Vortrags erschien unter dem Titel »Wissenschaft und Dogmatik« in der »Entdeckung des Geistes«, Hamburg <sup>3</sup>1955, S. 412-421.
- 454 Snell, Entdeckung des Geistes, <sup>1</sup>1946, Einführung, S. 7.
- 455 Popper, Zurück zu den Vorsokratikern, S. 218.
- 456 Snell, Dogmatismus und Wissenschaft, in: Tagung Wissenschaft und Freiheit, S. 119.
- 457 Ebd., S. 123.
- 458 Der Wiener Physiker Hans Thirring sprach sich in seinem Vortrag über Bekenntnis und Objektivität für »geistige Kontakte mit sowjetischen Wissenschaftlern« aus. Kritik dürfe nicht in Hass umschlagen (das Zitat ebd., S. 258).
- 459 Allison, Forschung in den Vereinigten Staaten, S. 49-58, dort S. 52; das Zitat S. 55. Allison hatte während des Krieges an der Entwicklung der Plutonium-

- bombe mitgearbeitet, setzte sich später aber für die ausschließlich zivile Nutzung der Atomenergie ein.
- 460 Tagung Wissenschaft und Freiheit, S. 13. Am 19. Juni 1953, wenige Wochen also vor Beginn des Hamburger Kongresses, waren Ethel und Julius Rosenberg aufgrund von zum Teil manipuliertem Belastungsmaterial (so das spätere Eingeständnis des damaligen Vizepräsidenten Richard Nixon) wegen Wissenschaftsspionage für die Sowjetunion hingerichtet worden.
- 461 Kant schrieb 1784: »Wir sind in hohem Grade durch Kunst und Wissenschaft kultiviert. Wir sind zivilisiert bis zum Überlästigen. Aber uns für moralisiert zu halten, daran fehlt noch sehr viel. [...] Solange aber Staaten alle ihre Kräfte auf ihre eiteln und gewaltsamen Erweiterungsabsichten verwenden, und so die langsamen Bemühungen der inneren Bildung der Denkungsart ihrer Bürger unaufhörlich hemmen, [...] ist nichts von dieser Art zu erwarten.« (Kant, Idee, S. 44f.).
- 462 Tagung Wissenschaft und Freiheit, S. 270.
- 463 Ebd., S. 271.
- 464 Von ähnlichen Überlegungen ging auch die 1957 von Otto Hahn initiierte Göttinger Erklärung von 18 Atomwissenschaftlern aus, die gegen die Ausrüstung der Bundeswehr mit Atomwaffen protestierte. Bruno Snell schloss sich dem Protest an. Bereits 1950 hatten die Nobelpreisträger Frédéric und Irène Joliot-Curie auf dem Weltfriedensrat in Warschau die nukleare Abrüstung gefordert. 1955 war das Russell-Einstein-Manifest gefolgt, das von weiteren zehn Wissenschaftlern unterzeichnet worden war, unter ihnen Max Born und Frédéric Joliot-Curie, die eindringlich auf die Folgen der nuklearen Kriegstechnik hinwiesen (1954 hatten die USA fünf Wasserstoffbombenversuche auf dem Bikini-Atoll unternommen mit weitreichender radioaktiver Verseuchung der umliegenden Gebiete). Im November 1957 protestierte Otto Hahn in dem »Wiener Appell« gegen die A- und H-Bomben-Experimente. Die von Samuel K. Allison auf dem Hamburger Kongress beschriebene »Furcht und Unsicherheit in Politik und Gesellschaft« verhinderte allerdings einen gemeinsamen Aufruf der Wissenschaftler aus Ost und West. 1963 trat der »Moskauer Vertrag« zwischen der Sowjetunion, den USA und Großbritannien zur Beendigung von oberirdischen Atomversuchen in Kraft, doch erst am 5. März 1970 der Atomwaffensperrvertrag, 25 Jahre nach dem Angriff auf Hiroshima.
- 465 Die Gefahr, die in der Übernahme der Kernforschungsergebnisse durch das Hitler-Regime lag, hatte als einer der ersten Albert Einstein erkannt. Als Otto Hahn 1938 der Nachweis einer Kernspaltung von Uran 235 mittels thermischer Neutronen gelang, glaubte Einstein, dass diese Entdeckung in der Hand der Nationalsozialisten zu einer deutschen Atombombe führen werde. In einem Brief vom 2. August 1939 appellierte er an Roosevelt, den Bau einer Atombombe mit allen Mitteln voranzutreiben, um Hitler zuvorzukommen. Einstein hoffte und glaubte allerdings, dass die US-amerikanische Bombe nicht zum Einsatz kommen werde. Am 16. September 1942 lief das »Manhattan-Projekt« an. In welchem Umfang Einsteins Brief dazu beigetragen hat, ist umstritten.
- 466 Diejenigen Wissenschaftler, die weiterhin zwischen ihrer Forschung und deren Verwertung einen deutlichen Trennungsstrich ziehen wollten, konnten

- die moralische Verantwortung den gewählten Volksvertretern und sogar dem US-amerikanischen Volk selbst zuschieben, das gemäß einer Repräsentativumfrage des Gallup-Instituts kurz nach den Atombombenabwürfen im August 1945 zu 85 Prozent dem Einsatz der Atombombe zustimmte.
- 467 Snell ist hier ein Gedächtnisfehler unterlaufen. Im Anschluss an das Rektorat hatte Snell ein Stipendium der Rockefeller Foundation für einen USA-Aufenthalt im Wintersemester 1953/54 erhalten. Die Gastprofessur in Bloomington/Indiana nahm er im Wintersemester 1959/60 wahr.
- 468 Nachlassnotiz in Ergänzung zu AFr.

### *Der Hofgeismarer Kreis – Abschied von den Bemühungen um die Hochschulreform*

- 469 Durch die Freundlichkeit von Herrn Peter Fischer-Appelt liegen mir Kopien eines Briefwechsels zwischen Rengstorf und Snell vor, die vom September 1953 bis April 1984 datieren.
- 470 Gedanken zur Hochschulreform. Vgl. Neuhaus, Dokumente zur Hochschulreform, S. 466–504. Die folgenden Zitate ebd., S. 469. 1.000 Freixemplare wurden den Rektoren und Dekanen der Deutschen Universitäten und den Fraktionen des Bundestags zugestellt.
- 471 Vgl. Bartz, Universitätsleitbilder.
- 472 Die maschinenschriftliche Notiz dürfte etwa Mitte der 1970er-Jahre verfasst worden sein (vgl. dazu die editorische Vorbemerkung zum AFr., noch unveröffentlicht).
- 473 AFr. – Snell spielt an auf Äußerungen des Hamburger Kunsthistorikers Wolfgang Schöne in dessen Schmähkritik an den Empfehlungen des Wissenschaftsrats und überhaupt an jeglicher Reformbemühung (Schöne, Streitschrift). Die von Schöne bekämpfte soziale Öffnung der Universität war bereits 1948 im »Blauen Gutachten« vorgesehen. Dort war die bestehende »Beschränkung des Zugangs zur Hochschule und überhaupt zur ›Bildung‹ auf bestimmte soziale Schichten« kritisiert worden. Es müsse vielmehr »mit allen Mitteln danach getrachtet werden, dass entsprechend der Veränderung der Struktur der Gesellschaft begabte Kinder aus dem Arbeiterstand in weit stärkerem Maße als bisher Zugang zur Hochschule finden. [...] Die Hochschule ist für die Begabten da und nicht für die Begüterten«, dieser Satz fand – auch in dieser Zuspitzung – 1948 die Billigung der Ausschussmitglieder (Neuhaus: Dokumente zur Hochschulreform, S. 334). Zu Schöne, der 1933 SA-Mitglied war, vgl. Held; Papebrock, Kunstgeschichte, S. 207.
- 474 Am 1. Oktober 1903, wenige Wochen vor Mommsens Tod am 1. November, erschien sein an die Briten gerichteter Presseartikel »A German's Appeal to the English« in der ersten Ausgabe des »Independent Review« in deutscher und englischer Sprache: »Ich blicke zurück auf ein langes Leben: von dem, was ich für meine Nation und über ihre Grenzen hinaus hoffte, hat sich nur wenig erfüllt. Aber die heilige Allianz der Völker ist das Ziel meiner Jugend gewesen und ist noch der Stern des alten Mannes« (Mommsen, Ein Deutscher an die Engländer). Vgl. Malitz, Theodor Mommsen, S. 334, sowie Rebenich, Mommsen. Eine Biographie, S. 182–187, insbesondere S. 186.

- 475 Snell, Euripides Alexandros und andere Straßburger Papyri mit Fragmenten griechischer Dichter.
- 476 Snell war bis zum Wintersemester 1959/60 mit der Vertretung seines Lehrstuhls beauftragt. Bis zum Sommersemester 1971 hat Snell fast durchgehend ein Proseminar angeboten.

*Emeritierung 1959 – »Tragicorum Graecorum Fragmenta« und »Philosophie aus der Sprache heraus«*

- 477 Vgl. Ibscher, Präparieren. Rolf Ibscher (1906-1967), Papyrusrestaurator und Papyrologe, war der Sohn von Hugo Ibscher (1874-1943), des Begründers der Papyrusrestaurierung in Berlin, dem er mit seinem Beitrag »ein Denkmal« errichten wollte.
- 478 Snell, Szenen aus griechischen Dramen, S. 194. Snell weist dort in Anm. 1 darauf hin, dass häufig die Länge der Zeilenanfänge nicht beachtet würde, was dann auch zu falschen metrischen Einschätzungen geführt habe.
- 479 Erbse, Bruno Snell, S. 773. Hierzu verweist Erbse vor allem auf den zweiten Band der Pindar-Ausgabe (zuerst 1964), der die Fragmente enthält.
- 480 Es handelt sich um ein einzelnes Blatt in Schreibmaschinenschrift, geschrieben vor dem Erscheinen des ersten Bandes 1971. In einem späteren Nachtrag mit Bleistift wird in wenigen Zeilen die Veröffentlichung des ersten Bandes erwähnt und weiterhin mitgeteilt: »Zugleich trat aber das große Glück ein, dass ein Jüngerer bereit war, die große Last zu übernehmen« (ohne Namensnennung). Dessen Name erscheint in dem mit Bleistift nachgetragenen Titel des Blattes (»R. Kannicht und die Tragödienfragmente«). Der Nachtrag fällt möglicherweise schon in den Anfang der 1970er-Jahre. Richard Kannicht hatte neben anderen für den von Snell edierten ersten Band der TrGF das Manuskript Snells und die Druckfahnen kritisch durchgesehen (vgl. Snells »praefatio«, S. IX) und war 1977 bereits an dem Projekt beteiligt. Er steuerte zu den von Radt herausgegebenen Sophokles-Fragmenten die Stücke F 730 a-g bei. Eine »Editio correctior et addendis aucta« des vierten Bandes brachte Radt 1999 heraus.
- 481 Notiz auf einem einzelnen Blatt, geschrieben vor dem Erscheinen des ersten Bandes der Tragiker-Fragmente 1971.
- 482 Griechische Papyri der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek, mit einigen Stücken aus der Sammlung Hugo Ibscher.
- 483 Snell, Weder pedantisch noch pathetisch. Zur wissenschaftlichen Prosa, S. 75.
- 484 Snell, Szenen aus griechischen Dramen, Berlin 1971, S. VI.
- 485 Ebd., S. 22.
- 486 Ebd., S. 18.
- 487 Ebd., S. 15.
- 488 Ebd., S. 18.
- 489 Ebd., S. 12.
- 490 Ebd., S. 24.
- 491 Ebd., S. 23.
- 492 Schadewaldt, Die griechische Tragödie, S. 17.
- 493 Snell, Szenen aus griechischen Dramen, S. 23.

- 494 Über die Möglichkeit, in Herculaneum Papyri zu finden, die Zitate S. 50f., sowie Snell, Die Villa Piso gibt ihre Geheimnisse preis. – 1969 wurde auf Initiative von Marcello Gigante (1923-2001) das Centro Internazionale per lo Studio dei Papiri Ercolanesi eingerichtet, das der Entzifferung, Edition und Erforschung der Herculanensischen Papyri dient.
- 495 Ergänzung zu AFr im Nachlass.
- 496 Kawi gehört zu den malaischen Sprachen und war die Sprache des Adels und der Dichter auf der Insel Java. Humboldt interessierte sich für die Sprachen des malaiischen Archipels, weil »die drei großen Brennpunkte der frühesten Geistesbildung des Menschengeschlechts China, Indien und die Sitze des semitischen Sprachstamms in verschiedenen Zeiten auf ihn eingewirkt (haben)«.
- 497 »Erst bei genauerer Erwägung, aber dann klar und deutlich findet man den Charakter der verschiedenen Weltauffassung der Völker an der Geltung der Wörter haftend.« Wilhelm von Humboldt: Einleitung zum Kawi-Werk, Kap. 31 (Charakter der Sprachen). Die Einleitung wird hier zitiert nach: Wilhelm von Humboldt. Schriften zur Sprache, hg. mit einem Nachwort und bibliographischen Hinweisen (bis 1994) von Michael Böhler, Stuttgart 2014 (1973), das Zitat dort S. 160. Die umfangreiche Einleitung Humboldts ist bei Böhler um einige den Hauptgedankenverlauf lediglich ergänzende Kapitel gekürzt.

*Sprache, Denken, Wirklichkeit – Die »Weltauffassung« der homerischen Epen*

- 498 Vgl. die Einführung in die sprachphilosophischen Schriften Humboldts von Klaus Giel und Philip Mattson in: Humboldt, Werke in fünf Bänden, Bd. V, S. 443-456, dort S. 444f.
- 499 Die Begründung der historisch-vergleichenden Indogermanistik erfolgte durch Bopp, Konjugationssystem. Vorausgegangen war bereits Schlegel, Ueber die Sprache.
- 500 Humboldt, Latium und Hellas, in: Humboldt, Werke in fünf Bänden, Bd. 2, S. 60.
- 501 Humboldt, Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, in: Humboldt, Werke in fünf Bänden, Bd. 3, S. 434.
- 502 Ebd., S. 418. An anderer Stelle führt Humboldt aus: »Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, dass die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die unbekannte zu entdecken« (Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung, in: Humboldt, Werke in fünf Bänden, Bd. 3, S. 19f.).
- 503 Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts (1830-1835). Es handelt sich um die Einleitung zu den umfangreichen Untersuchungen zur Kawi-Sprache. Der Titel stammt von Albert Leitzmann, dem Herausgeber der Gesammelten Schriften, Bd. 7, Berlin 1907. Das Zitat in: Humboldt, Werke in fünf Bänden, Bd. 3, S. 426.

- 504 Humboldt, Schriften zur Sprache, S. 134. Das sind Gedanken, die heute wieder von Sprachwissenschaftlern diskutiert werden. Psycholinguisten und Anthropologen haben in den letzten Jahren Erkenntnisse gewonnen, die für die Gültigkeit von Humboldts sprachlicher Relativitätstheorie sprechen. Von einer »Humboldt-Renaissance« ist die Rede (Werlen, Sprachliche Relativität, S. 320). Auch Linke; Nussmeier, Studienbuch Linguistik, gehen davon aus, »dass einzelsprachliche Strukturen in direkter Weise auf Denkprozesse des Menschen Einfluss nehmen« (S. 174). Vgl. Boroditsky, Linguistic Relativity. Seinen Ausgang nahm der Neo-Humboldtianismus von Benjamin Lee Whorf (1897-1941): Whorf, Sprache – Denken – Wirklichkeit.
- 505 Dilthey, Gesammelte Schriften, Bd. V, S. 320.
- 506 Fränkel, Homerische Gleichnisse. Ders.: Eine Stileigenheit der frühgriechischen Literatur, in: Göttinger Nachrichten 1924, S. 63-127. Aufgenommen in ders., Wege und Formen frühgriechischen Denkens.
- 507 Snell nannte solche spätere Verfügbarkeit Entdeckung: »Die Entwicklung der Konjunktionen, der Präpositionen, der Adverbien zeigt, wie sich das Bewusstsein für logische Relationen entwickelt, wie Kausalität ›entdeckt‹ wird«, während die finale Konjunktion (ἵνα, ὄφρα) durchaus in den homerischen Epen Verwendung fand. Snell, Die Entdeckung des Geistes, S. 285. Vgl. Wilhelm von Humboldt (Einleitung zum Kawi-Werk, Kap. 32): »Die verschiedenen [...] Wege, auf welchen die Sprachen die Verknüpfung der Sätze bezwecken, machen den wichtigsten Teil ihrer Technik aus. Gerade hierin enthüllt sich [...] die Klarheit und Bestimmtheit der logischen Anordnung, welche allein der Freiheit des Gedankenflugs eine sichere Grundlage verleiht und zugleich Gesetzmäßigkeit und Ausdehnung der Intellektualität dartut« (Humboldt, Schriften zur Sprache, S. 157). Christian Meier spricht im Zusammenhang mit Herodots Geschichtsschreibung von der »Konstituierung einer historischen Form der Kausalität« (Meier, Entstehung des Politischen, S. 379).
- 508 Vgl. Snells Ausführungen über die Auffassung des Menschen bei Homer in: Die Entdeckung des Geistes, S. 13-29. Snell verwies dort auf parallele Beobachtungen zur frühgriechischen Kunst (S. 17; vgl. S. 284f.) und machte darauf aufmerksam, dass auch die frühen ägyptischen Ärzte kein Wort für den Körper hatten und die frühen Chinesen nicht zwischen Körper und Geist unterschieden (Die Entdeckung des Geistes, S. 323, Anm. 16).
- 509 Snell, Die Entdeckung des Geistes, S. 104.
- 510 Erbse, Götter und Menschen, S. 9. Erbse vertritt die Position Snells.
- 511 Dies zeigt besonders Erbse, Götter und Menschen (ebd.).
- 512 Snell, Die Entdeckung des Geistes, Einleitung, S. 11.
- 513 Hans-Georg Gadamer hat die Grundzüge einer Theorie der hermeneutischen Erfahrung in seinem Buch »Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik«, Tübingen 1965 (zuerst 1960), entwickelt. In dem Abschnitt zur Erhebung der Geschichtlichkeit des Verstehens zum hermeneutischen Prinzip spricht Gadamer über den »hermeneutischen Zirkel«, die positive Geltung des »Vorurteils« und die »hermeneutische Bedeutung des Zeitabstands« (S. 250-284). All dies darf hier als bekannt vorausgesetzt werden.
- 514 Burkert, Mikroskopie der Geistesgeschichte, S. 172.

- 515 Kurz erwähnt sei das Buch von Arbogast Schmitt: »Selbständigkeit und Abhängigkeit menschlichen Handelns bei Homer. Hermeneutische Untersuchungen zur Psychologie Homers«, eine umfangreiche monografische Auseinandersetzung mit Snells geistesgeschichtlichen Arbeiten. Schmitt setzt ein mit einer Allgemeinkritik an der »Innerlichkeitsphilosophie des 20. Jahrhunderts«, kommt auf die Goethe-Zeit zu sprechen und gelangt über Platon und Aristoteles zu Homer und zu Snells Homer-Interpretation. Seine im Allgemeinen ansetzenden Thesen scheitern dann allerdings im Bereich der Homer-Auslegung und erreichen so ihr Beweisziel nicht (darauf werde ich an anderer Stelle eingehen).
- 516 Burkert, *Mikroskopie der Geistesgeschichte*, S. 181 f.
- 517 Snell, *Der Glaube an die olympischen Götter*, in: *Die Entdeckung des Geistes*, S. 30-44, dort S. 36. Vgl. auch Snell, *Wie die Griechen lernten, was geistige Tätigkeit ist*, S. 21-43, dort S. 39.
- 518 Snell, *Die Entdeckung des Geistes*, S. 56-81.

*»Die alten Griechen und wir«*

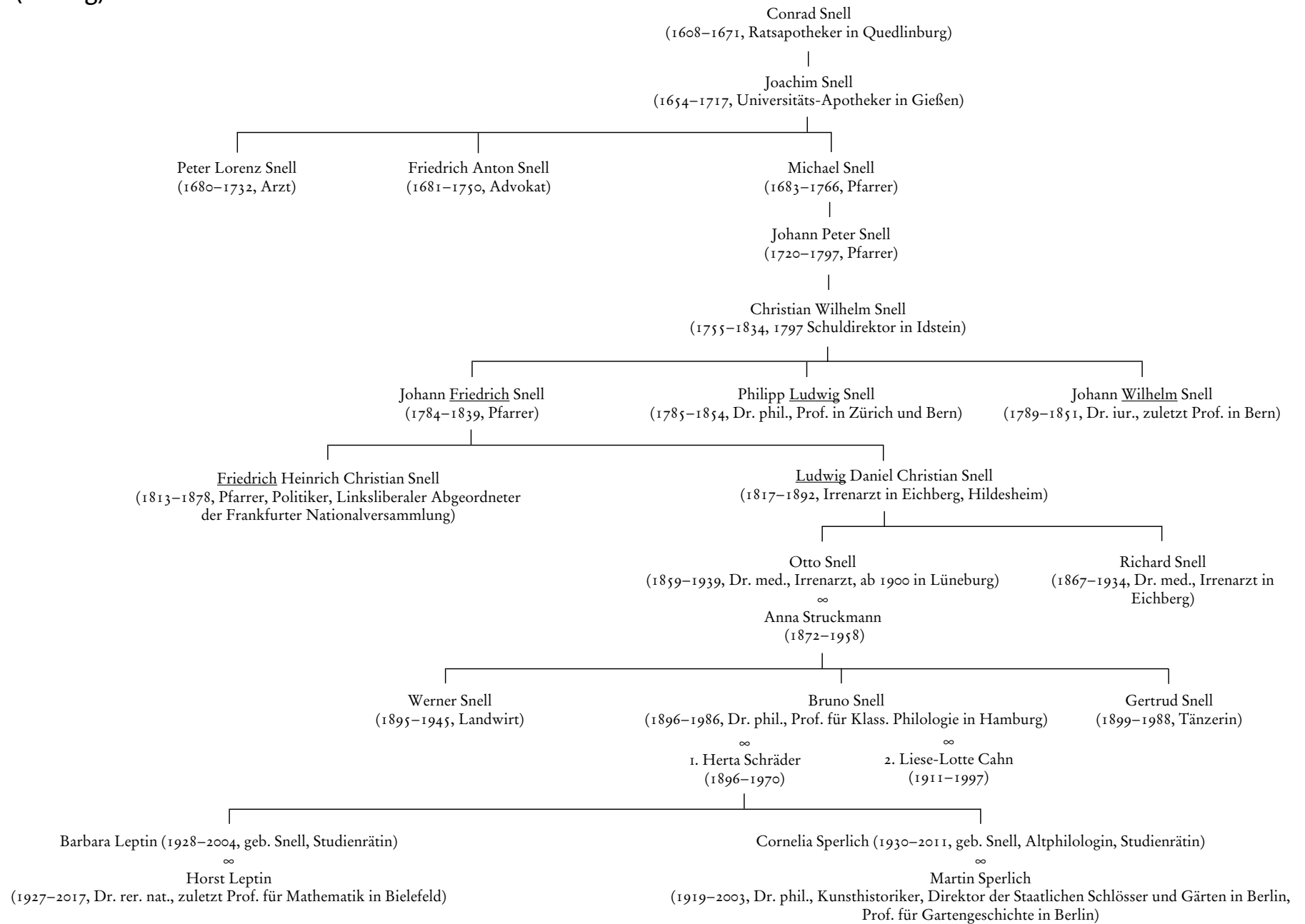
- 519 Die Entwicklung politischer Klubs (Hetairien) ist bei Alkaios und Solon bezeugt. Snell, *Dichtung und Gesellschaft*, S. 65-78 (Alkaios) und S. 85-96 (Solon).
- 520 Snell, *Der Glaube an die olympischen Götter*, in: *Die Entdeckung des Geistes*, S. 36.
- 521 Böckh hatte in seiner »Encyklopädie und Methodenlehre der philologischen Wissenschaften« gefordert, dem Erkannten »in dem eigenen Denken einen Platz anzuweisen und es mit dem Erkannten selbst auf gleiche Stufe zu stellen, was durch die Beurtheilung [...] geschieht. In dieser Beurtheilung liegt das Denken des Philologen« (Böckh, *Encyklopädie*, S. 20).
- 522 Bruno Snell, *Zur Entstehungsgeschichte des Triptychons*, in: Kokoschka, *Thermopylae*, S. 30-32, dort S. 30.
- 523 Ebd., S. 31.
- 524 Albert Kolb, Professor für Geografie, war von 1954 bis 1956 Rektor der Universität Hamburg (nach Eduard Bötticher, Rektor 1953/1954 und Bruno Snell, Rektor 1951 bis 1953).
- 525 Snell, *Die Entdeckung des Geistes*, S. 32.
- 526 Oskar Kokoschkas Triptychon »Thermopylae«, 1954, Tempera auf Leinwand, 225 × 800 cm, wurde der Universität von Philipp und Gertrud Reemtsma gestiftet.
- 527 Winfried Bühler über Snells Vorlesung zur Homerischen Bedeutungslehre im Sommersemester 1950 (Zum Gedenken an Bruno Snell [1896-1986]. *Ansprachen*, S. 231).
- 528 Nachruf von Erbse, Bruno Snell, S. 774. Dort auch das folgende Zitat.
- 529 Die ungedruckte Dissertation von Hoffmann zur Chronologie der attischen Tragödie zog Snell für die Zusammenstellung der Didaskalien im ersten Band der TRGF heran. In der »praefatio« (S. IX) bemerkt er: »Re vera facere non potui quin permulta hoc ex opere depromerem gratias agens discipulo strenuo et amico caro.«
- 530 In seiner letzten Lehrveranstaltung, einem Proseminar, behandelte Snell »Euripides, Fragmente« (»Stheneboia« und »Phaeton«). Lothar Zieske, der damals



- zum ersten Mal eine Lehrveranstaltung Snells besuchte, berichtet in dem Beitrag »Snell 125 Jahre – Erinnerungen eines Spätgeborenen« von der unterhaltsamen »Mischung von Ernst und Leichtigkeit«, mit der Snell den Stoff präsentierte: »in meinem Studium ein einzigartiges Erlebnis.«
- 531 Snell in seiner Dankesrede in Darmstadt anlässlich der Verleihung des Sigmund-Freud-Preises für wissenschaftliche Prosa 1969. Snell, Weder pedantisch noch pathetisch. Zur wissenschaftlichen Prosa, S. 73.
- 532 Die Vorträge wurden in die »Kleine Vandenhoeck-Reihe« aufgenommen (Snell, Neun Tage Latein: Plaudereien, Göttingen 1955 [<sup>6</sup>1968]).
- 533 Snell, Die Entdeckung der Menschlichkeit und unsere Stellung zu den Griechen, in: ders., Die Entdeckung des Geistes, S. 231-243.
- 534 Ebd., S. 236.
- 535 Ebd., S. 235.
- 536 Ebd., S. 236.
- 537 Paulsen, Bildungswesen, S. 76.
- 538 Pfeiffer, Geschichte der Klassischen Philologie, S. 210.
- 539 Snell, Die Entdeckung des Geistes, S. 243.

Anhang

# Stammtafel (Auszug)



## Bruno Snell – Lebensdaten im Überblick

- 1896 geboren am 18. Juni in Hildesheim
- 1900 Umzug nach Lüneburg, wo der Vater, Otto Snell, die neu eingerichtete »Provinzial-Irrenanstalt« leitete
- 1903 Schüler des Gymnasiums Johanneum in Lüneburg
- 1914 Abitur am Johanneum in Lüneburg  
Beginn des Studiums von »Law and Political Economy« in Edinburgh  
nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs am 28. Juli (britische Kriegserklärung am 4. August) Internierung am 11. September  
Verlegung in das Detention Camp Douglas auf der Isle of Man am 13. Oktober  
ab April 1915 für acht Monate Studium des römischen Rechts in Oxford
- 1918 am 19. März Austausch in die Niederlande  
im Juni Studium in Leiden (Philosophie)  
Mitte Dezember Rückkehr nach Lüneburg
- 1919 am 7. Januar Beginn des Studiums der Klassischen Philologie in Göttingen  
ab 6. April vierwöchige Ausbildung als Infanterist in Korschen bei Posen  
Auflösung des »Rekrutendepots« Ende Juni 1919  
Mitte September Studium der Klassischen Philologie in Berlin
- 1920 Studium in München. Kunstgeschichtliche Vorlesungen bei Heinrich Wölfflin
- 1921 zum Sommersemester Rückkehr nach Göttingen. Besuch von Lehrveranstaltungen des Philosophen Georg Misch
- 1922 im Oktober Promotion
- 1923 im Februar Staatsexamen in den Fächern Griechisch, Latein und Englisch  
seit Ostern 1923 für ein Jahr als Referendar an der Matthias-Claudius-Schule in Hamburg-Wandsbek  
im Oktober/November 1923 Besuch der »Allrussischen Ausstellung für Landwirtschaft und Heimarbeit« in Moskau mit Göttinger Landwirtschaftsstudenten
- 1924 Ostern Assessorexamen für die Fächer Griechisch, Latein und Englisch  
am 29. Dezember Heirat mit Herta Schröder (1896-1970)
- 1925 ab 1. Januar 1925 Lektor für Deutsch an der Scuola Normale Superiore in Pisa  
Habilitation in Hamburg  
Die Antrittsvorlesung fand am 2. Dezember 1925 im Hörsaal M des Hauptgebäudes der Universität statt
- 1926 wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Seminar für Klassische Philologie

- 1927 1. September 1926 bis zum 1. April 1927 wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an der Bibliothek des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen  
im Sommersemester 1927 Assistent (mit der Verpflichtung, 6 Stunden deutsch-lateinische Übersetzungsübungen abzuhalten) am Seminar für Klassische Philologie  
Kontakte zur Bibliothek Warburg und zu Künstlern der Hamburger Sezession
- 1928 Aischylos und das Handeln im Drama, Leipzig 1928 (Philologus, Supplementband, 20,1), (Habilitationsschrift Hamburg 1925)  
Geburt der Tochter Barbara (1928-2004)
- 1930 Geburt der Tochter Cornelia (1930-2011)
- 1931 am 1. April Ernennung zum Ordinarius
- 1933 am 7. April Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums  
Verlust des jüdischen Freundeskreises
- 1934 Bacchylides, Carmina cum fragmentis post Fredericum Blass et Guilelmum Suess quintum edidit B. Snell, Leipzig 1934 (Bibliotheca Teubneriana)
- 1938 2. März Vorsitzender der Deutsch-Griechischen Gesellschaft in Hamburg
- 1943 24./25. Juli Verlust von Wohnung und Bibliothek bei der Bombardierung Hamburgs
- 1944 im Dezember Gründung der Zeitschrift »Antike und Abendland«, Hamburg  
1945  
Plan zur Einrichtung eines Archivs für griechische Lexikographie als besondere Abteilung am Seminar für Klassische Philologie
- 1945 im März Gründung des Archivs für griechische Lexikographie (ab 1950 Thesaurus Linguae Graecae)  
am 7. Mai Dekan der Philosophischen Fakultät  
6. November Neueröffnung der »Universität Hamburg« (in Nachfolge der »Hansischen Universität« von 1935) in der Musikhalle
- 1946 Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen, Hamburg 1946
- 1946/47 Vorsitzender von Entnazifizierungsausschüssen
- 1947 am 9. Mai Gründungspräsident der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften  
am 14. Oktober bis zum Jahresende erste Auslandsreise nach dem Krieg nach England (Oxford, London, Cambridge)
- 1948 daran anschließend vom 6. Januar bis 15. Februar Reise in die Schweiz (Zürich, Bern, Basel)

21. April bis 26. Oktober Mitglied des »Studienausschusses für die Studienreform« (»Blaues Gutachten«)
- 1949 am 30. August auf Snells Initiative hin Gründung einer gesamtdeutschen »Gesellschaft zur Erforschung des Klassischen Altertums« in Hinterzarten (Birklehof)
- am 28. August Gründungsmitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in der Frankfurter Paulskirche. Am 23. Oktober 1952 wurde Snell für ein Jahr zu ihrem Präsidenten gewählt
- 1950 am 1. Juni Gründung der gesamtdeutschen Mommsen-Gesellschaft in Jena  
Snell war ihr Präsident von 1950 bis 1954
- am 26. Juni internationaler Congress for Cultural Freedom (CCF) in Berlin  
Mitarbeit Snells im CCF seit 1951
- Teilnahme am ersten Kongress der Fédération internationale des Associations d'Etudes Classiques (FIEC) vom 28. August bis zum 2. September in Paris
- 1951 Rektor für die Zeit vom 1. Oktober 1951 bis zum 30. September 1952  
Gründungsmitglied des bundesdeutschen PEN-Zentrums am 3. und 4. Dezember in Darmstadt
- 1952 zweites Rektoratsjahr von 1952 bis 1953  
Der Aufbau der Sprache, Hamburg 1952
- 1953 Pindarus, Carmina cum fragmentis. Edidit Bruno Snell, Leipzig 1953  
am 8. Juni Lesung Thomas Manns im Auditorium der Universität  
Wissenschaft und Freiheit. Internationale Tagung Hamburg 23.-26 Juli 1953.  
Veranstaltet vom Kongress für die Freiheit der Kultur und der Universität Hamburg
- Gründung des Hofgeismarer Kreises auf Initiative Snells  
USA-Reise im Wintersemester 1953/54
- 1955 am 21. Februar Gründung der Hamburger CCF-Gruppe. Leitung Bruno Snell  
am 3. Juni Eröffnung des Europa-Kollegs  
Griechische Metrik, Göttingen 1955  
Lexikon des frühgriechischen Epos (erste Lieferung), Göttingen 1955
- 1959 Emeritierung zum 31. März
- 1960 März/April 1960 Vorlesungen an der Indiana University in Bloomington
- 1961 Poetry and Society. The Role of Poetry in Ancient Greece, Indiana University Press 1961 (Dichtung und Gesellschaft. Studien zum Einfluß der Dichter auf das soziale Denken und Verhalten im alten Griechenland, Hamburg 1965)

- 1963 im Oktober/November Sather Classical Lectures in Berkeley, University of California
- 1964 Scenes from Greek Drama (Sather Classical Lectures, 34), University of California Press 1964 (Szenen aus griechischen Dramen, Berlin 1971)
- 1966 Gesammelte Schriften, Göttingen 1966
- 1967 Eröffnung des Neubaus des Europa-Kollegs am Windmühlenweg
- 1970 Nach dem Tod von Herta Snell Heirat mit Liese-Lotte Cahn (1911-1997)
- 1971 Tragicorum Graecorum Fragmenta (TrGF), Bd. 1: Didascaliae tragicae, catalogi tragicorum et tragoediarum, testimonia et fragmenta tragicorum minorum, Göttingen 1971 (mit einem auf den 16. Mai 1971 datierten Nachwort von Bruno Snell)
- 1978 Der Weg zum Denken und zur Wahrheit. Studien zur frühgriechischen Sprache, Göttingen 1978 (Hypomnemata, 57)
- 1981 TrGF, Bd. 2: Fragmenta adespota, testimonia volumini 1 addenda, indices ad volumina 1 et 2. Editores: Richard Kannicht et Bruno Snell 1981 (Praefatio: mense Julio MCMLXXX R. K. / B.S.)
- 1986 gestorben am 31. Oktober

## Ehrungen und Auszeichnungen (Übersicht)

Bruno Snell war Ehrendoktor der Universitäten Aarhus (1953), Leeds (1955), Oxford (1960), Southampton (1962), der Pariser Sorbonne (1976) sowie der Universitäten von Aix-en-Provence und Thessaloniki. Er war Mitglied der Akademien in Göttingen (korrespondierendes Mitglied 1946, ordentliches Mitglied 7. Juni 1960), der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (korrespondierendes Mitglied 23. Oktober 1947), der Kongelige Danske Videnskabernes Selskab in Kopenhagen (13. April 1951), der British Academy, London (Corresponding Fellow 1958), Fellow der British Academy (1958), der Königlichen Academia Carolina Lund (22. Februar 1960), der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (korrespondierendes Mitglied 20. Februar 1964), der Österreichischen Akademie der Wissenschaften Wien (korrespondierendes Mitglied 2. Juni 1964), der Accademia Pontaniana, Neapel (korrespondierendes Mitglied 16. Dezember 1976) und Gründungspräsident der Joachim Jungius-Gesellschaft (9. Mai 1947).

1949 war Snell Gründungsmitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Seit 1950 gehörte er dem Präsidium an und wurde im Oktober 1952 für ein Jahr zum Präsidenten der Akademie gewählt.

1969 wurde Snell der Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa verliehen. Dem PEN-Zentrum der Bundesrepublik gehörte er seit dem Dezember 1951 als Gründungsmitglied an. Seit Dezember 1953 war er ordentliches Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen.

Snell war Träger des Phoenix-Ordens (Ταξιάρχης) (1960), des



Anne-Marie Vogler, Bruno Snell-Plakette, 1947, Bronze, Durchmesser 15 cm



Österreichischen Ehrenzeichens für Wissenschaft und Kunst (1975) und des Großen Verdienstkreuzes mit Stern, des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland (1978).

Ihm wurde der Hegel-Preis der Stadt Stuttgart (1970) und der Kulturpreis der Stadt Goslar (1970) verliehen. Seit 1977 war er Mitglied der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite. 1982 wurde er mit der Joachim-Jungius-Medaille ausgezeichnet.

## Abkürzungen

- ADB Allgemeine Deutsche Biographie, hg. von der Historischen Commission beider Königlichen Akademie der Wissenschaften (München), Redaktion: Rochus Freiherr von Liliencron, 56 Bde., Leipzig 1875–1912 (Nachdruck 1967–1971, Onlineversion)
- AFr Bruno Snell: Autobiografisches Fragment, unveröffentlichtes Manuskript
- NDB Neue Deutsche Biographie, hg. von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Historische Kommission, 28 Bde. (geplant), Berlin 1953–2023 (geplant)
- StA Hbg Staatsarchiv Hamburg
- TrGF Snell, Bruno: *Tragicorum Graecorum Fragmenta*, Bd. 1: *Didascaliae trageicae, catalogi tragicorum et tragoediarum, testimonia et fragmenta tragicorum minorum*, Göttingen 1971 (mit Praefatio vom 16.5.1971). *Editio correctior et addendis aucta*. Curavit R(ichard) Kannicht 1985 (neues Vorwort von R. K. mense Decembri MCMLXXIV)
- VDuJ Bruno Snell: *Von Diesem und Jenem*. Fragment, unveröffentlichtes Manuskript

# Quellen- und Literaturverzeichnis

## Quellen

Archiv der Deutschen-Griechischen Gesellschaft Hamburg e.V. (nicht öffentlich)  
Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte  
Bruno Snell: Autobiografisches Fragment (im Besitz der Familie)  
– Von Diesem und Jenem (im Besitz der Familie)  
– Briefe: Nachlass Bruno Snell, Bayerische Staatsbibliothek München  
Die privaten Briefe sind, soweit nicht anders angegeben, im Familienbesitz

## Literatur von Bruno Snell (sortiert nach Jahr der Erstveröffentlichung)

- Snell, Bruno: Die Ausdrücke für den Begriff des Wissens in der vorplatonischen Philosophie (sophia, gnome, synthesis, historia, mathema, episteme), Berlin 1924 (Diss. Göttingen 1922) (Philologische Untersuchungen, 29); unveränderter Nachdruck, Hildesheim 1992
- Aischylos und das Handeln im Drama (Philologus, Supplementband, 20,1), Leipzig 1928
  - Gerhard Kraherer †, in: Gnomon 7 (1932), Heft 1, S. 62-63; in: Snell, Bruno: Gesammelte Schriften, Göttingen 1966 (nachfolgend: Snell, Gesammelte Schriften), S. 204f.
  - Rez. Werner Jaeger: Paideia. Die Formung des griechischen Menschen, in: Göttingische Gelehrte Anzeigen 197 (1935), S. 329-353, wiederabgedruckt in: Snell, Gesammelte Schriften, S. 32-54
  - Das I-ah des goldenen Esels, in: Hermes 70 (1935), S. 355-356, wiederabgedruckt in: Snell, Gesammelte Schriften, S. 200-201
  - Euripides Alexandros und andere Straßburger Papyri mit Fragmenten griechischer Dichter, hg. von Bruno Snell, Berlin 1937 (Hermes Einzelschriften, 5)
  - Identifikationen von Pindarbruchstücken, Hermes 73 (1938), S. 424-439
  - Vorwort, in: Antike und Abendland 1 (1944), Heft 1, S. 7-8
  - Platon. Das Gastmahl. Übertragen (mit Nachwort und Anmerkungen) von Bruno Snell, Hamburg 1944 (31949). Übernommen in: Platon: Sokrates im Gespräch. Vier Dialoge (mit Nachwort und Anmerkungen von Bruno Snell), Frankfurt a.M./Hamburg 1953 (51995)
  - Humanismus heute?, in: Die ZEIT (21. Februar 1946; erste Ausgabe)
  - Die Griechen und wir, in: Marburger Hochschulgespräche, 12.-15. Juni 1946. Referate und Diskussionen, Frankfurt a.M. 1946, S. 144-146
  - Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen, Hamburg 1946, Göttingen 92009 (Nachdruck der 6. Aufl. Göttingen 1986, 102011)
  - Die Entdeckung der Menschlichkeit und unsere Stellung zu den Griechen, in: ders.: Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entstehung des Europäischen Denkens

- bei den Griechen, Göttingen <sup>6</sup>1986, S. 231-243 (zuerst in: Geistige Welt. Vierteljahresschrift für Kultur- und Geisteswissenschaften 2 [1947/48], Heft 1, S. 1-9)
- Der Glaube an die olympischen Götter, in: Die Entdeckung des Geistes, Göttingen <sup>6</sup>1986, S. 30-44 (zuerst in: Das neue Bild der Antike, hg. von Helmut Berve, Bd. 1: Hellas, Leipzig 1942, S. 109-129)
  - Über den Satz, in: Feestbundel, aangeboden door vrienden en leerlingen aan Prof. Dr. J.H.Pos, ter gelegenheid van het bereiken van de 50 jarige leeftijd op 11 juli 1948, Amsterdam 1948, S. 107-115
  - Ein Archiv für Griechische Lexikographie, in: Philologus 97 (1948), S. 320
  - (Hg.): Richtlinien und Probeartikel für ein Lexikon zu Homer, Hesiod und dem älteren Epos. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen hg. von Bruno Sell und dem Archiv für Griechische Lexikographie an der Universität Hamburg, Hamburg 1949 (für den Gebrauch der Mitarbeiter als Manuskript vervielfältigt)
  - Die Dreiteilung im Aufbau des Geistigen, in: Das Problem der Gesetzlichkeit, hg. von der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften, Hamburg, Bd. 1: Geisteswissenschaften, Hamburg 1949, S. 209-222
  - Wesen und Wert der Joachim Jungius-Gesellschaft, in: Neues Hamburg. Zeugnisse vom Wiederaufbau der Hansestadt, Folge V, Hamburg 1950, S. 21-23
  - Theorie und Praxis im Denken des Abendlandes, Hamburg 1951 (Hamburger Universitätsreden, 13), überarbeitete Fassung in: Snell: Die Entdeckung des Geistes, Göttingen <sup>6</sup>1986, S. 275-281
  - Studium generale im Verhältnis zur Philosophischen Fakultät, in: Studium generale. Bericht über zwei Weilburger Arbeitstagungen (30.8.-1.9. und 3.-15.9.), zusammengestellt und bearbeitet von Friedrich Tenbruck und Wilhelm Treue, o.O. 1952, S. 92
  - Die Welt der Götter bei Hesiod, in: La Notion du Divin depuis Homère jusqu' à Platon. Sept exposés et discussions par H.J.Rose, Pierre Chantraine, B. Snell ..., Vandœuvres-Genève, 8-13 septembre 1952, Vandœuvres/Genf 1954, S.97-117 (Entretiens sur l'Antiquité Classique, 1); auch in: Snell: Die Entdeckung des Geistes, Hamburg <sup>3</sup>1955, S. 65-82
  - Homer und die Entstehung des geschichtlichen Bewusstseins bei den Griechen, in: Varia Variorum. Festgabe für Karl Reinhardt, dargebracht von Freunden und Schülern zum 14. Februar 1951, Münster/Köln 1952, S. 2-12 (aufgenommen in: Snell: Die Entdeckung des Geistes, Hamburg <sup>3</sup>1955, S. 203-217, unter dem Titel: Die Entstehung des geschichtlichen Bewusstseins)
  - Emil Wolff zum Gedächtnis. Universität Hamburg 1952, in: Snell, Schriften 1966, S. 206-209
  - Der Aufbau der Sprache, Hamburg <sup>2</sup>1961 (1952, <sup>3</sup>1966)
  - Dogmatismus und Wissenschaft, in: Wissenschaft und Freiheit. Internationale Tagung. Hamburg 23.-26. Juli 1953. Veranstaltet vom Internationalen Kongress für die Freiheit der Kultur und der Universität Hamburg, Berlin 1954, S. 117-122 (in Teilen abgedruckt in: Die Entdeckung des Geistes, Hamburg <sup>3</sup>1955, S. 412-420, unter dem Titel: »Wissenschaft und Dogmatik«)
  - Ernüchterte Altertumswissenschaft, in: Moras, Joachim; Paeschke, Hans (Hgg.): Deutscher Geist zwischen gestern und morgen. Bilanz der kulturellen Entwicklung seit 1945, Stuttgart 1954, S. 289-297
  - Griechische Papyri der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek, mit einigen Stücken aus der Sammlung Hugo Ibscher, hg. vom Seminar für Klassische Philologie der Universität Hamburg, eingeleitet von Bruno Snell, Hamburg 1954

- (Veröffentlichungen aus der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek, 4) (mit zwei eigenen Beiträgen Snells, Nr. 20 und Nr. 128)
- Zur Geschichte vom Gastmahl der Sieben Weisen, in: Hiltbrunner, Otto; Kornhardt, Hildegard; Tietze, Franz (Hgg.): Thesaurismata. Festschrift für Ida Kapp zum 70. Geburtstag, München 1954, S. 105-111, in: Snell, Schriften 1966, S. 115-118
  - Neun Tage Latein: Plaudereien, Göttingen 1987 (1955) (Kleine Vandenhoeck-Reihe, 10)
  - Griechische Metrik, Nachdruck Göttingen 2010 (1955)
  - Was ist Europa?, in: Probleme der Einigung Europas, Düsseldorf o. J. (1959), S. 23-30 (Schriftenreihe zur europäischen Integration. Organ des Europa-Kollegs in Hamburg, 1)
  - Dichtung und Gesellschaft. Studien zum Einfluß der Dichter auf das soziale Denken und Verhalten im alten Griechenland, Hamburg 1965 (Poetry and Society. The Role of Poetry in Ancient Greece, Bloomington, Indiana 1961)
  - Die alten Griechen und wir, Göttingen 1962 (Kleine Vandenhoeck-Reihe, 138)
  - Das Europa-Kolleg, in: The Integration of Europe and Greece (The Congress of Thessaloniki), Thessaloniki 1964, S. 101-105
  - Göttliche und menschliche Motivation im homerischen Epos, in: Delius, Harald; Patzig, Günther (Hgg.): Argumentationen. Festschrift für Josef König, Göttingen 1964, S. 249-255
  - Über die Möglichkeit, in Herculaneum Papyri zu finden, in: Atti dell'XI Congresso Internazionale di Papirologia, Milano 2-8 settembre 1965, Mailand 1966, S. 49-51
  - Wilamowitz und Thomas Mann, in: Antike und Abendland 12 (1966), S. 95-96
  - Gesammelte Schriften, Göttingen 1966
  - Weder pedantisch noch pathetisch. Zur wissenschaftlichen Prosa, in: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt: Jahrbuch 1969, Darmstadt 1970, S. 73-76
  - Tragicorum Graecorum Fragmenta (TrGF), Bd. 1: Didascaliae tragicarum, catalogi tragicorum et tragoediarum, testimonia et fragmenta tragicorum minorum, Göttingen 1971 (mit Praefatio vom 16.5.1971). Editio correctior et addendis aucta. Curavit R(ichard) Kannicht 1985 (neues Vorwort von R. K. mense Decembri MCMLXXIV)
  - Tragicorum Graecorum Fragmenta (TrGF), Bd. 2: Fragmenta adespota, testimonia volumini 1 addenda, indices ad volumina 1 et 2. Editores: Richard Kannicht et Bruno Snell, Göttingen 1981 (Praefatio: mense Julio MCMLXXX, R. K. / B.S.)
  - Szenen aus griechischen Dramen, Berlin 1971 (Nachdruck 2012)
  - Frühgriechische Lyriker. Deutsch von Zoltán Franyó. Griechischer Text bearbeitet von Bruno Snell. Erläuterungen von Herwig Maehler, 4 Bde., Berlin 1971-1976
  - Die Villa Piso gibt ihre Geheimnisse preis. Die verkohlten Papyri aus Pompeji können endlich aufgerollt und lesbar gemacht werden, in: Die Welt Nr. 216 (15. September 1973, Die Geistige Welt, S. II)
  - Wie die Griechen lernten, was geistige Tätigkeit ist, in: Journal of Hellenic Studies 93, 1973 (Volume in Honour of Professor E.R.Dodds), S. 172-184; überarbeitete Fassung in: Snell, Bruno: Der Weg zum Denken und zur Wahrheit. Studien zur frühgriechischen Sprache, Göttingen 1978, S. 21-43 (Hypomnemata: Untersuchungen zur Antike und zu ihrem Nachleben, 57)
  - Der Weg zum Denken und zur Wahrheit. Studien zur frühgriechischen Sprache, Göttingen 1978 (Hypomnemata: Untersuchungen zur Antike und zu ihrem Nachleben, 57)

## Verwendete Literatur

- Adam, Uwe Dietrich: Judenpolitik im Dritten Reich, Düsseldorf 1979 (1972)
- Ahrens, Gerhard; Sieveking, Heinrich, in: Kopitzsch, Franklin; Brietzke, Dirk (Hgg.): Hamburgische Biographie. Personenlexikon, 7 Bde., Hamburg 2001-2003 und Göttingen 2006-2020, Bd. 3, Göttingen 2006, S. 360-361
- Albertin, Lothar: Liberalismus und Demokratie am Anfang der Weimarer Republik: Eine vergleichende Analyse der Deutschen Demokratischen Partei und der Deutschen Volkspartei, Düsseldorf 1972
- Allison, Samuel King: Loyalität, Sicherheit und wissenschaftliche Forschung in den Vereinigten Staaten, in: Wissenschaft und Freiheit. Internationale Tagung. Hamburg 23.-26. Juli 1953. Veranstaltet vom Internationalen Kongress für die Freiheit der Kultur und der Universität Hamburg, Berlin 1954, S. 49-58
- Asendorf, Manfred: Die Kapitulation Hamburgs, Freie und Hansestadt Hamburg, Hamburg 1985
- Assmann, Michael; Heckmann, Herbert (Hgg.): Zwischen Kritik und Zuversicht. 50 Jahre Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Göttingen 1999
- Baedeker, Karl: London und Umgebungen. Handbuch für Reisende, Leipzig <sup>14</sup>1901 – Großbritannien, England (außer London), Wales, Schottland und Irland. Handbuch für Reisende, Leipzig <sup>4</sup>1906
- Bartz, Olaf: Bundesrepublikanische Universitätsleitbilder. Blüte und Zerfall des Humboldtianismus, in: Die Hochschule 14 (2005), S. 99-113
- Bausch, Hans: Rundfunkpolitik nach 1945, 5 Bde., Band 3. Erster Teil: 1945-1962, München 1980
- Beck, William; Irmer, Dieter: Fünfzig Jahre Thesaurus 1944-1994. Aus den Archivschränken des Thesaurus, Hamburg 1996
- Becker, Joseph; Becker, Ruth (Hgg.): Hitlers Machtergreifung 1933. Dokumente vom Machtantritt Hitlers. 30. Januar 1933 bis zur Besiegelung des Einparteienstaates 14. Juli 1933, München <sup>2</sup>1992 (1983)
- Bell, Daniel: The End of Ideology. On the Exhaustion of Political Ideas in the Fifties, New York <sup>2</sup>1962 (1960)
- Bird, John Clement: Control of Enemy Alien Civilians in Great Britain 1914-1918, New York 1986
- Bleicken, Jochen: Die athenische Demokratie, Paderborn <sup>4</sup>1995
- Bockholdt, Rudolf (Hg.): Über das Klassische, Frankfurt a.M. 1987
- Böckh, August: Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften, hg. von Ernst Bratuscheck, Leipzig 1877 (Leipzig <sup>2</sup>1886, Nachdruck Darmstadt 1966)
- Böhler, Michael (Hg.): Wilhelm von Humboldt. Schriften zur Sprache, Stuttgart 1973
- Böttiger, Helmut; Busch, Bernd; Combrink, Thomas; Dittrich, Lutz: Doppelleben. Literarische Szenen aus Nachkriegsdeutschland, Bd. 1: Helmut Böttiger unter Mitarbeit von Lutz Dittrich; Begleitbuch zur Ausstellung, Bd. 2: Bernd Busch und Thomas Combrink: Materialien zur Ausstellung, Göttingen 2009
- Bogner, Hans: Das Urbild des Liberalen, in: Volk im Werden 1 (1933), Heft 3, S. 13-16
- Bollmus, Reinhard: Zum Projekt einer nationalsozialistischen Alternativ-Universität: Alfred Rosenbergs »Hohe Schule«, in: Heinemann, Manfred (Hg.): Erziehung und Schulung im Dritten Reich, Stuttgart 1980, Teil 2: Hochschule, Erwachsenenbildung, S. 125-152

- Bopp, Franz: Über das Konjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache, Frankfurt a.M. 1816
- Boroditsky, Lera: Linguistic relativity, in: Nadel, Linn (Hg.): *Encyclopedia of Cognitive Science*, London 2003, S. 917-922
- Borowsky, Peter: Die Philosophische Fakultät 1933 bis 1945, in: Krause, Eckart; Huber, Ludwig; Fischer, Holger (Hgg.): *Hochschulalltag im »Dritten Reich«*. Die Hamburger Universität 1933-1945, 3 Bde., Berlin/Hamburg 1991, Bd. 3, Teil II, S. 441-458
- Bottin, Angela: Enge Zeit. Spuren Vertriebener und Verfolgter der Hamburger Universität in ihrer Zeit, Ausst.-Kat. Universität Hamburg, hg. von ders. unter Mitarbeit von Rainer Nicolaysen, Hamburg 1991 (*Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte*, 11)
- Bradley, Karen K.: *Rudolf Laban*, London/New York 2009
- British White Book. Official Correspondence between the European Powers during the Four-teen Days Proceeding Britain's Declaration of War. August 4th, 1914. Presented to both Houses of Parliament by Command of His Majesty, August, 1914, Sydney 1914
- Bruhns, Maike; Rump, Kay (Hgg.): *Der neue Rump*. Lexikon der bildenden Künstler Hamburgs, Altonas und der näheren Umgebung, überarbeitete Neuaufl., unter Mitarbeit von Carsten Meyer-Tönnemann, Neumünster 2005
- Kurt Löwengard (1895-1940). Ein vergessener Hamburger Maler, Hamburg 1989 (*Veröffentlichungen des Vereins für Hamburgische Geschichte*, 35)
- Büchner, Karl: Friedrich Klingner, in: NDB 12 (1979), S. 96-98 (Onlineversion: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118777394.html>; letzter Zugriff: 29. November 2022)
- Bühler, Winfried: Ansprache zum Gedenken an Bruno Snell (1896-1986), in: *Pressestelle der Universität Hamburg* (Hg.): *Zum Gedenken an Bruno Snell (1896-1986)*. Ansprachen auf der Akademischen Gedenkfeier am 30. Januar 1987, Hamburg 1988, S. 21-26 (*Hamburger Universitätsreden*, 46)
- Burkert, Walter: Mikroskopie der Geistesgeschichte. Bruno Snells »Entdeckung des Geistes« im kritischen Rückblick, in: *Philologus* 148 (2004), Heft 1, S. 168-182
- Bussche, Hendrik van den; Pfäfflin, Friedemann; Mai, Christoph: Die Medizinische Fakultät und das Universitätskrankenhaus Eppendorf, in: Krause, Eckart; Huber, Ludwig; Fischer, Holger (Hgg.): *Hochschulalltag im »Dritten Reich«*. Die Hamburger Universität 1933-1945, 3 Bde., Berlin/Hamburg 1991, Bd. 3, Teil III, S. 1259-1384
- Calder III, William Musgrave (Hg.): *Werner Jaeger Reconsidered*. Proceedings of the Second Oldfather Conference Held on the Campus of the University of Illinois at Urbana-Champaign April 26-28, 1990, Atlanta, GA, 1992, S. 1-24 (*Illinois Classical Studies*, Suppl. 3 = *Illinois Studies in the History of Classical Scholarship*, 2)
- Christ, Karl; Momigliano, Arnaldo (Hgg.): *Die Antike im 19. Jahrhundert in Italien und Deutschland* Bologna/Berlin 1988
- Classen, Carl Joachim: Über das Alter der »Klassischen Philologie«, in: *Hermes* 130 (2002), S. 490-497
- Clemens, Gabriele: *Britische Kulturpolitik in Deutschland 1945-1949*. Literatur, Film, Musik und Theater, Stuttgart 1997 (*Historische Mitteilungen – Beihefte*)
- Coleman, Peter: *The Liberal Conspiracy*. The Congress for Cultural Freedom and the Struggle for the Mind of Postwar Europe, London 1989

- Colloquium. Zeitschrift der freien Studenten Berlins, 10 (1956), Heft 5
- Coser, Lewis A.: *Refugee Scholars in America. Their Impact and Their Experiences*, New Haven, Conn./London 1984
- Curtius, Ernst Robert: *Büchertagebuch*, Bern/München 1960 (Dalp-Taschenbücher, 348)
- Diels, Hermann: *Der lateinische, griechische und deutsche Thesaurus*, in: *Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur* 15 (1905), S. 689-696
- Dihle, Albrecht: *Das Göttinger Institut für Altertumskunde*, in: *Göttingische Gelehrte Anzeigen* 249 (1997), Heft 3/4, S. 227-244 (Rezension von: Cornelia Wegeler: »... wir sagen ab der internationalen Gelehrtenrepublik«. *Altertumswissenschaft und Nationalsozialismus. Das Göttinger Institut für Altertumskunde 1921-1962*, Wien 1996)
- Dilthey, Wilhelm: *Gesammelte Schriften (GS)*, 26 Bde., Bd. 1-12: Leipzig/Berlin, ab 1957 Stuttgart/Göttingen 1914-2005
- Vorrede, in: ders.: *GS*, hg. von Bernhard Groethuysen, Stuttgart/Göttingen <sup>8</sup>1979, Bd. I: *Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte*, S. 15-20
  - *Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften. Die Entstehung der Hermeneutik*, in: *GS*, Bd. V: *Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens*, hg. von Georg Misch, Stuttgart/Göttingen <sup>7</sup>1982, S. 317-331
  - *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, Berlin 1910, *GS*, Bd. VII, hg. von Bernhard Groethuysen, Stuttgart/Göttingen <sup>8</sup>1992
  - *Weltanschauungslehre. Abhandlungen zur Philosophie der Philosophie*, *GS*, Bd. VIII, hg. von Bernhard Groethuysen, Stuttgart/Göttingen <sup>5</sup>1977
- Dodds, Eric Robertson: *Missing Persons. An Autobiography*, Oxford 1977 (Nachdruck 2000)
- Döpp, Siegmund: *Hans Drexler, 1895-1984*, in: Arndt, Karl u.a. (Hg.): *Göttinger Gelehrte. Die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen in Bildnissen und Würdigungen 1751-2001*, 2 Bde., Göttingen 2001, Bd. 2, S. 508-509
- Doering-Manteuffel, Anselm: *Amerikanisierung und Westernisierung (Version: 2.0)*, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 19.8.2019, [https://docupedia.de/zg/Doering-Manteuffel\\_amerikanisierung\\_v2\\_de\\_2019](https://docupedia.de/zg/Doering-Manteuffel_amerikanisierung_v2_de_2019), letzter Zugriff: 30. November 2022
- *Westernisierung. Politisch-ideeller und gesellschaftlicher Wandel in der Bundesrepublik bis zum Ende der 60er Jahre*, in: Schildt, Axel u.a. (Hg.): *Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften*, Hamburg 2000, S. 311-341
- Eggebrecht, Axel (Hg.): *Die zornigen alten Männer. Gedanken über Deutschland seit 1945*, Reinbek 1979
- Ehrentreich, Alfred: *Fritz Karsen*, in: *NDB* 11 (1977), S. 300-301 (Onlineversion: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz40042.html>; letzter Zugriff: 29. November 2022)
- Epstein, Fritz T.: *Hamburg und Osteuropa. Zum Gedächtnis von Professor Richard Salomon (1884-1966)*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 15 (1967), Heft 1, S. 59-98
- Erbse, Hartmut: *Über Götter und Menschen in der Ilias Homers*, in: *Hermes* 124 (1996), S. 1-16
- Bruno Snell †, in: *Gnomon* 59 (1987), Heft 8, S. 770-775
- Erler, Adalbert: *Raimund August Heinrich Freiherr von Gleichen genannt von Rußwurm*, in: *NDB* 6 (1964), S. 446-447 (Onlineversion: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz21163.html>; letzter Zugriff: 29. November 2022)



- 50 Jahre Europa-Kolleg Hamburg 1953-2003. Herausgegeben von der Stiftung Europa-Kolleg Hamburg, Hamburg o. J. [2003]
- Ewers-Schultz, Ina: Der Hamburger Maler Fritz Flinte 1876-1973. Spurensuche, Ausst.-Kat. Haspa Galerie 1, Hamburg, Museum Langes Tannen, Uetersen, Hamburg 2000
- Faust, Manfred: Hans Krahe, in: NDB 12 (1979), S. 659-661 (Onlineversion: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz44811.html>; letzter Zugriff: 29. November 2022)
- Fichte, Immanuel Hermann (Hg.): Johann Gottlieb Fichte's sämtliche Werke, 8 Bde., Berlin 1971 (1845-1846)
- Fichte, Johann Gottlieb: Ausgewählte Werke in sechs Bänden, hg. von Fritz Medicus, Darmstadt 1962 (1911/12)
- Fischer, Hans: Völkerkunde in Hamburg 1933 bis 1945, in: Krause, Eckart; Huber, Ludwig; Fischer, Holger (Hgg.): Hochschulalltag im »Dritten Reich«. Die Hamburger Universität 1933-1945, 3 Bde., Berlin/Hamburg 1991, Bd. 3, Teil II, S. 589-606
- Fischer, Ludwig; Jarchow, Klaas; Ohde, Horst; Winter, Hans-Gerd (Hgg.): Dann waren die Sieger da. Studien zur literarischen Kultur in Hamburg 1945-1950, Hamburg 1999 (Schriftenreihe der Hamburgischen Kulturstiftung, 7)
- Fischer-Appelt, Peter: Wir sind dazu da, Reformen zu machen. Bruno Snell und das »Blaue Gutachten« zur Hochschulreform, Manuskript Hamburg 2014 (in der Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte. Geht zurück auf einen Vortrag, der am 25. Juni 1996 auf dem Symposium zum 100. Geburtstag von Bruno Snell gehalten wurde)
- Flashar, Hellmuth (Hg.): Auseinandersetzungen mit der Antike, Bamberg 1985-1990 (Vorlesungsreihe der Fritz Thyssen Stiftung, Köln, 8)
- Biographische Momente in schwerer Zeit: Wolfgang Schadewaldts Weg ins »Dritte Reich«, in: Wolfgang Schadewaldt und die Gräzistik des 20. Jahrhunderts Zeit, hg. von Thomas Sleszák unter Mitarbeit von Karl-Heinz Stanzel, Hildesheim 2005, S. 151-170 (Spudasmata, 100)
- Fleischer, Ulrich: Grundgedanken des Hamburger Planes für einen Thesaurus Linguae Graecae, in: Beck, William; Irmer, Dieter: Fünfzig Jahre Thesaurus 1944-1994. Aus den Archivschränken des Thesaurus, Hamburg 1996, S. 79-83
- Fränkel, Hermann: Die homerischen Gleichnisse, Göttingen 1921
- Wege und Formen frühgriechischen Denkens. Literarische und philosophiegeschichtliche Studien, München 1960 (1955)
- Eine Stileigenheit der frühgriechischen Literatur, in: Wege und Formen frühgriechischen Denkens. Literarische und philosophiegeschichtliche Studien, München 1960 (1955), S. 40-96
- Frede, Dorothea: Bruno Snell und die Gründung der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften, Göttingen 2001 (Veröffentlichung der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften, 91)
- Fritsche, Maria: The American Marshall Plan Film Campaign and the Europeans. A Captivated Audience?, London/New York 2018
- Furtwängler, Andreas E.: Friedrich Matz, in: NDB 16 (1990), S. 419-420 (Onlineversion: <https://www.deutsche-biographie.de/ppn118579126.html>; letzter Zugriff: 29. November 2022)
- Gadamer, Hans-Georg: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen 1975 (1960)
- Gehring, Hansjörg: Amerikanische Literaturpolitik in Deutschland 1945-1953. Ein Aspekt des Re-Educatons-Programms, Stuttgart 1976 (Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 32)

- Gigon, Olof: Baron Kurd von Hardt †, in: *Gnomon* 31 (1959), Heft 1, S. 91-92
- Giles, Geoffrey J.: Die Idee der politischen Universität. Hochschulreform nach der Machtergreifung, in: Heinemann, Manfred (Hg.): *Erziehung und Schulung im Dritten Reich*, Stuttgart 1980, Teil 2: Hochschule, Erwachsenenbildung, S. 50-60
- Gmehling, Joachim: Kritik des Nationalsozialismus und des Sowjetkommunismus in der Zeitschrift »Der Monat«, (Diss.) Hamburg 2010
- Goede, Arnt: *Adolf Rein und die »Idee der politischen Universität«*, Berlin/Hamburg 2008 (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, 17)
- Görtemaker, Manfred: *Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Von der Gründung bis zur Gegenwart*, München 1999
- Guhl, Anton F.: *Wege aus dem »Dritten Reich«*. Die Entnazifizierung der Hamburger Universität als ambivalente Nachgeschichte des Nationalsozialismus, Göttingen 2019 ([Diss.] Hamburg 2017) (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, 26)
- Guida, Augusto: *Firenze maggio 1925: l'incontro di Thomas Mann con Wilamowitz, Pasquali e Snell*, in: Giorgio Pasquali sessant'anni dopo. *Atti della Giornata di Studio* (Firenze, 1<sup>o</sup> ottobre 2012), Florenz 2014, S. 38-58 (Margaritae, 2)
- Hamburgische Wissenschaftliche Anstalt. Organisationsplan von Ludolph Brauer und Bernhard Schädel, in: *Schriften des Ausschusses für Auslandsforschung* 1 (1918)
- Haberl, Othmar Nikola; Niethammer, Lutz (Hgg.): *Der Marshall-Plan und die europäische Linke*, Frankfurt a.M. 1986
- Hankins, James: *The Myth of Platonic Academy*, in: ders.: *Humanism and Platonism in the Italian Renaissance*, 2 Bde., Rom 2004, Bd. 2, S. 185-395
- Hartung, Gerald; Schiller, Kay (Hg.): *Weltoffener Humanismus. Philosophie, Philologie und Geschichte in der deutsch-jüdischen Emigration*, Bielefeld 2006
- Hausmann, Manfred: *Gesammelte Werke*, Bd. 1-20, Frankfurt a.M. 1983-1985
- Hay, Gerhard; Rambaldo, Hartmut; Storck, Joachim W.: *»Als der Krieg zu Ende war«*. Literarisch-politische Publizistik 1945-1950, Ausst.-Kat. Deutsches Literaturarchiv im Schiller-Nationalmuseum Marbach a.N., München 41995 (1973)
- Hearnden, Arthur: *Red Robert. A Life of Robert Birley*, London 1984
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in zwanzig Bänden*, neu hg. von Hermann Glockner, Stuttgart-Bad Cannstatt 31949-1959
- *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, in: ders.: *Sämtliche Werke*, hg. von Hermann Glockner, Bd. 11, Stuttgart 31949 (von Snell benutzte Ausg.)
- Hein-Kremer, Maritta: *Die amerikanische Kulturoffensive. Gründung und Entwicklung der amerikanischen Information Centers in Westdeutschland und Westberlin 1945-1955*, Köln u.a. 1996 (Beiträge zur Geschichte der Kulturpolitik, 6)
- Heinemann, Manfred (Hg.): *Erziehung und Schulung im Dritten Reich*, 2 Teile, Stuttgart 1980
- Heitmann, Jan: *Das Ende des Zweiten Weltkrieges in Hamburg. Die kampflose Übergabe der Stadt an die britischen Truppen und ihre Vorgeschichte*, Frankfurt a.M. u.a. 1990
- Held, Jutta; Papenbrock, Martin (Hgg.): *Kunstgeschichte an den Universitäten im Nationalsozialismus*, Göttingen 2003 (Kunst und Politik. Jahrbuch der Guernica-Gesellschaft, 5)
- Hering, Rainer; Krause Eckart: *Die Rektoren, Prorektoren und Dekane der Hamburger Universität 1919 bis 1945*, in: Krause, Eckart; Huber, Ludwig; Fischer, Holger (Hgg.): *Hochschulalltag im »Dritten Reich«*. Die Hamburger Universität 1933-1945, 3 Bde., Berlin/Hamburg 1991, Bd. 3, Teil III, S. 1448-1454

- Heuss, Alfred: Theodor Mommsen und das 19. Jahrhundert, Kiel 1956
- Hellas, in: Propyläen Weltgeschichte, hg. von Golo Mann und Alfred Heuss, Frankfurt a.M. u. a. 1976 (1962), Bd. 3: Griechenland. Die hellenistische Welt, S. 71-400
- Hochgeschwender, Michael: Freiheit in der Offensive? Der Kongress für kulturelle Freiheit und die Deutschen, München 1998
- Hölscher, Uvo: Die Chance des Unbehagens. Drei Essays zur Situation der klassischen Studien, Göttingen 1965
- Angestregtes Griechentum, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (30. Juli 1988) (Würdigung zu Jaegers 100. Geburtstag)
- Hölscher, Tonio: Die unheimliche Klassik der Griechen, in: Flashar, Hellmuth (Hg.): Auseinandersetzungen mit der Antike, Bamberg 1985-1990 (Vorlesungsreihe der Fritz Thyssen Stiftung, Köln, 8)
- Hoffschulte, Martina: »Deutsche Hörer!«. Thomas Manns Rundfunkreden (1940 bis 1945) im Werkkontext, Münster 2003
- Hofgeismarer Kreis (Hg.): Gedanken zur Hochschulreform. Neugliederung des Lehrkörpers, Göttingen 1956 (vgl. Rolf Neuhaus [Hg.]: Dokumente zur Hochschulreform 1945-1959. Veröffentlichungen der Westdeutschen Rektorenkonferenz, Wiesbaden 1961, S. 466-504)
- Hohlbein, Hartmut: Hamburg 1945. Kriegsende, Not und Neubeginn, Hamburg 21985
- Huch, Ricarda: Gesammelte Werke, 11 Bde., hg. von Wilhelm Emrich, Köln 1966-1974, Bd. 9: Geschichte 1: 1848. Revolutionäre Familien, Köln 1968
- Humboldt, Wilhelm von: Gesammelte Werke in sieben Bänden, hg. von Carl Brandes, Berlin 1841-1852 (HGW)
- Werke in fünf Bänden, hg. von Andreas Flitner und Klaus Giel, Darmstadt 2002, Bd. 1: Schriften zur Anthropologie und Geschichte, 42002 – Bd. 2: Schriften zur Altertumskunde und Ästhetik. Die Vasen, 62002 – Bd. 3: Schriften zur Sprachphilosophie, 92002 – Bd. 4: Schriften zur Politik und zum Bildungswesen, 52002 – Bd. V: Kleine Schriften, Autobiographisches, Dichtungen, Briefe, Kommentare und Anmerkungen zu Bd. 1-4, Anhang, Neuauflage 2010 (1981)
  - Schriften zur Sprache, hg. Michael Böhler, Stuttgart 1973
- Hunziker, Otto: Ludwig Snell, in: ADB 34 (1892), S. 508-512 (Onlineversion: <https://daten.digital-sammlungen.de/bsb00008392/images/index.html?seite=510>; letzter Zugriff: 29. November 2022)
- Ibscher, Rolf: Das Präparieren antiker Handschriften, in: Radke, Gerhard; Bork, Arnold (Hgg.): Altertumskunde und Unterricht, Berlin 1948, S. 33-52
- Jaeger, Werner: Philologie und Historie (1914), in: ders.: Humanistische Reden und Vorträge, Berlin 21960, S. 1-16
- Der Humanismus als Tradition und Erlebnis (1919), in: ders.: Humanistische Reden und Vorträge, Berlin 21960, S. 17-30
  - Antike und Humanismus (1925), in: ders.: Humanistische Reden und Vorträge, Berlin 21960, S. 103-116
  - Platos Stellung im Aufbau der griechischen Bildung (1928), in: ders.: Humanistische Reden und Vorträge, Berlin 21960, S. 117-157
  - Die Erziehung des politischen Menschen und die Antike, in: Volk im Werden 1 (1933), Heft 3, S. 43-48
  - Paideia. Die Formung des griechischen Menschen, Bd. 1, Berlin 1934 (21936); Paideia Bd. 1-3: Berlin 31954
  - Einleitung: Die Stellung der Griechen in der Geschichte der menschlichen Bildung, in: Paideia. Die Formung des griechischen Menschen, Berlin 31954 (1934), S. 1-20

- Humanistische Reden und Vorträge, Berlin <sup>2</sup>1960 (1937)
- (Hg.): Die Antike. Zeitschrift für Kunst und Kultur des Klassischen Altertums (ab 1937 hg. von Wolfgang Schadewaldt, Bernhard Schweitzer und Johannes Stroux), Bd. 1-20, 1925-1944
- Jung, Edgar J.: Herrschaft der Minderwertigen, Berlin <sup>2</sup>1930
- Deutschland und die konservative Revolution. Nachwort zu »Deutsche über Deutschland«, München 1932
- Jungius, Joachim: Logica Hamburgensis, Hamburg 1638, kritische Ausgabe von Rudolf W. Meyer, Hamburg 1957
- Disputationes Hamburgenses, kritische Edition von Clemens Müller-Glauser, Göttingen 1988 (Veröffentlichung der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften Hamburg, 59)
- Justus, Dirk: Perspektiven eines Rückblicks. Bargheer in seiner Zeit, in: Gädeke, Thomas (Bearb.): Eduard Bargheer. Norddeutsche Landschaftsbilder 1929-1939, Ausst.-Kat. Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum, Kloster Cismar, Cismar 1996, S. 9-24
- Kant, Immanuel: Werke, hg. von Wilhelm Weischedel, 6 Bde., Darmstadt 1956-1964 (auch: Werke in zwölf Bänden, Frankfurt a.M. 1968)
- Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, in: Kant, Werke, hg. von Wilhelm Weischedel, 6 Bde., Frankfurt a.M. 1964, Bd. VI, S. 31-50
- Kelletat, Alfred: Der Göttinger Hain, Stuttgart 1967
- Kennan, George F.: Containment Then and Now. Containment: 40 Years later, in: Foreign Affairs, Spring 1987
- Kerr, Alfred: Wo liegt Berlin? Briefe aus der Reichshauptstadt, hg. von Günther Rühle, Berlin <sup>2</sup>1999 (1997)
- Kisch, Egon Erwin: Zaren, Popen, Bolschewiken, Berlin 1992 (1927)
- Klemperer, Klemens von: Arthur Moeller van den Bruck, in: NDB 17 (1994), S. 650-652 (Onlineversion: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118734423.html>; letzter Zugriff: 29. November 2022)
- Knapp, Manfred: Das Deutschlandproblem und die Ursprünge des Europäischen Wiederaufbauprogramms. Eine Auseinandersetzung mit John Gimbel's Marshall-Plan-Thesen, in: Haberl, Othmar Nikola; Niethammer, Lutz (Hgg.): Der Marshall-Plan und die europäische Linke, Frankfurt a.M. 1986, S. 36-46
- Knigge, Jobst C.: Eduard Bargheer und die deutschen Künstler in Florenz 1938-1948, Genf 2022
- Kokoschka, Oskar: Thermopylae 1954, Stuttgart 1961 (darin: Bruno Snell: Zur Entstehungsgeschichte des Triptychons, S. 30-32)
- Kolbenhoff, Walter: Schellingstraße 48. Erfahrungen mit Deutschland, Frankfurt a.M. 1984
- Kopitzsch, Franklin; Brietzke, Dirk (Hgg.): Hamburgische Biographie. Personenlexikon, 7 Bde., Hamburg 2001-2003 und Göttingen 2006-2020
- Krause, Eckart: Auf von Melles Wiese: Universität zwischen Aufklärung und Barbarei. Annäherung an ein Gebäude und seinen »Standort«, in: Lüthje, Jürgen (Hg.): Universität im Herzen der Stadt, Festschrift für Dr. Hannelore und Prof. Dr. Helmut Greve, Hamburg 2002, S. 34-69
- Vertriebene Wissenschaftler, in: Krause, Eckart; Huber, Ludwig; Fischer, Holger (Hgg.): Hochschulalltag im »Dritten Reich«. Die Hamburger Universität 1933-1945, 3 Bde., Berlin/Hamburg 1991, Bd. 3, Teil III, S. 1471-1490
- ; Huber, Ludwig; Fischer, Holger (Hgg.): Hochschulalltag im »Dritten Reich«. Die Hamburger Universität 1933-1945, 3 Bde., Berlin/Hamburg 1991 (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte)

- Krauss, Marita: Deutsch-amerikanische Kultur- und Presseoffiziere als Teil der US-Besatzungsbehörden, in: Bauerkämper, Arnd; Jaraus, Konrad H.; Payk, Marcus M. (Hgg.): *Demokratiewunder. Transatlantische Mittler und die kulturelle Öffnung Westdeutschlands 1945-1970*, Göttingen 2005, S. 129-157
- Krüger, Max: *Das Gymnasium*. Im Auftrage des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht herausgegeben von Otto Morgenstern, in: *Gnomon* 3 (1927), Heft 10, S. 599-612
- Kuhn, Helmut: Ernst Alfred Cassirer, in: *NDB* 3 (1957), S. 168-169 (Onlineversion: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118519522.html>; letzter Zugriff: 29. November 2022)
- Laban, Rudolf: *Schrifttanz*, Teil 1 und 2, Universal-Edition, Wien/Leipzig 1928
- Lange, Wiegand: *Theater in Deutschland nach 1945. Zur Theaterpolitik der amerikanischen Besatzungsbehörden*, Frankfurt a.M. 1980 (Europäische Hochschulschriften, 366)
- Langewiesche, Dieter: *Liberalismus in Deutschland*, Frankfurt a.M. 1988
- Lehmann, Gustav A.: Eduard Meyer, in: *NDB* 17 (1994), S. 309-311 (Onlineversion: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118733281.html>; letzter Zugriff: 29. November 2022)
- Gottfried Wilhelm Leibniz. Vorträge der aus Anlaß seines 300. Geburtstags in Hamburg abgehaltenen wissenschaftlichen Tagung, hg. von der Redaktion der Hamburger Akademischen Rundschau, Hamburg 1946
- Lemberg, Joseph: *Der Historiker ohne Eigenschaften. Eine Problemgeschichte des Mediävisten Friedrich Baethgen*, Frankfurt a.M./New York 2015 (Campus Historische Studien, 71)
- Liebeschütz, Wolfgang: Hans Liebeschütz, in: *NDB* 14 (1985), S. 489-490 (Onlineversion: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz51156.html>; letzter Zugriff: 29. November 2022)
- Linke, Angelika; Nussmeier, Markus u.a.: *Studienbuch Linguistik*, Berlin/München/Boston 2020 (2004) (Reihe Germanistische Linguistik, 121)
- Lippmann, Walter: *The Cold War. A Study in U.S. Foreign Policy*, New York/London 1947
- Löwe, Matthias; Streim, Gregor (Hgg.): *»Humanismus« in der Krise. Debatten und Diskurse zwischen Weimarer Republik und geteiltem Deutschland*, Berlin/Boston 2017
- Lohse, Gerhard: *Klassische Philologie und Zeitgeschehen. Zur Geschichte eines Seminars an der Hamburger Universität in der Zeit des Nationalsozialismus*, in: Krause, Eckart; Huber, Ludwig; Fischer, Holger (Hgg.): *Hochschulalltag im »Dritten Reich«*. Die Hamburger Universität 1933-1945, 3 Bde., Berlin/Hamburg 1991, Bd. 3, Teil II, S. 775-825
- *Geistesgeschichte und Politik. Bruno Snell als Mittler zwischen Wissenschaft und Gesellschaft*, in: *Antike und Abendland* 43 (1997), S. 1-20
  - *Bruno Snell und Hermann Fränkel. Zu einem Berufungsverfahren an der Universität Hamburg 1930/31*, in: *Antike und Abendland* 60 (2014), Heft 1, S. 1-20
- Losemann, Volker: *Nationalsozialismus und Antike. Studien zur Entwicklung des Faches Alte Geschichte 1933-1945*, Hamburg 1977 (Historische Perspektiven, 7)
- Ludwig, Walther: Kurt von Fritz 1900-1985. Erinnerung an einen großen Gelehrten, in: Stroh, Wilfried (Hg.): *In memoriam Kurt von Fritz 1900-1985. Gedenkrede von Walther Ludwig und Schriftenverzeichnis*, zusammengestellt von Gerhard Jäger, München 1986 (Privatdruck)

- Lukacs, John: A History of the Cold War, New York 1961 (zit. nach: ders.: Konflikte der Weltpolitik nach 1945, München 1970 [dtv-Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, 12])
- Maack, Rudolf: Tanz in Hamburg. Von Mary Wigman bis John Neumeier, Hamburg 1975
- Maas, Christoph: Das Mathematische Seminar der Hamburger Universität in der Zeit des Nationalsozialismus, in: Krause, Eckart; Huber, Ludwig; Fischer, Holger (Hgg.): Hochschulalltag im »Dritten Reich«. Die Hamburger Universität 1933-1945, 3 Bde., Berlin/Hamburg 1991, Bd. 3, Teil III, S. 1075-1095
- Malitz, Jürgen: Klassische Philologie, in: Eckhard Wirbelauer u. a. (Hg.): Die Freiburger philosophische Fakultät 1920-1960. Mitglieder – Strukturen – Vernetzungen, Freiburg i. Br./München 2006, S. 303-364 (Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, N.F. 1)
- »Ich wünschte ein Bürger zu sein«. Theodor Mommsen im Wilhelminischen Reich, in: Christ, Karl; Momigliano, Arnaldo (Hgg.): Die Antike im 19. Jahrhundert in Italien und Deutschland Bologna/Berlin 1988, S. 321-360
- Mann, Thomas: Werke. Das essayistische Werk. Taschenbuchausgabe in acht Bänden, hg. von Hans Bürgin, Frankfurt a.M. 1968
- Deutsche Ansprache. Ein Appell an die Vernunft (17. Oktober 1930) (Thomas Mann: Das essayistische Werk. Taschenbuchausgabe, Teil: Politische Schriften und Reden, Bd. 2, S. 185-200)
  - Deutsche Hörer! Fünfundfünfzig Radiosendungen nach Deutschland, Vorwort zur ersten Ausgabe Stockholm 1942, Stockholm <sup>2</sup>1945 (Thomas Mann: Das essayistische Werk. Taschenbuchausgabe, Teil: Politische Schriften und Reden, Bd. 3, S. 185-290)
  - Warum ich nicht nach Deutschland zurückgehe. Antwort auf einen Brief Walter von Molos in der deutschen Presse, in: Aufbau [New Yorker Exilzeitschrift] (29. September 1945) (Thomas Mann: Das essayistische Werk. Taschenbuchausgabe, Teil: Politische Schriften und Reden, Bd. 3, S. 178-184)
  - Ansprache vor Hamburger Studenten (8. Juni 1953) (Thomas Mann: Das essayistische Werk. Taschenbuchausgabe, Teil: Politische Schriften und Reden, Bd. 3, S. 358-360)
- Marg, Walter: Pariser Kongreß des intern. Verbandes der Gesellschaften für Klassische Studien, in: Gnomon 22 (1950), Heft 3/4, S. 198-199
- Marten, Heinz-Georg: Der niedersächsische Ministersturz. Protest und Widerstand der Georg-August-Universität Göttingen gegen den Kultusminister Schlüter im Jahre 1955, Göttingen 1987 (Göttinger Universitätschriften, 5)
- Martin, Bernd (Hg.): Heidegger und das »Dritte Reich«. Ein Kompendium, Darmstadt 1989
- Matthiessen, Kjeld: Der Altphilologe Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Bildungsgeschichte und Bildungspolitik, in: Bracht, Ulla; Keiner, Dieter; Zimmer, Hasko (Hgg.): Intelligenz und Allgemeinbildung 1848-1918. Biographische Zugänge zur Wirkung und Krise gymnasialer Bildung. Anneliese Mannzmann zum 65. Geburtstag, Münster/New York 1990, S. 25-49
- Meier, Christian: Die Entstehung des Politischen bei den Griechen, Frankfurt a.M. 1983 (1980)
- Mensching, Eckart: Die Mommsen-Gesellschaft. Zu den Anfängen – ein Ausblick, in: Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg 48 (2004), Heft 2, S. 62-71 und S. 93-99 (Nachdruck in: Nugae zur Philologie-Geschichte 14 [2004], S. 9-26)

- Meyer, Eduard: Die Geschichte des Alterthums, 5 Bände, Stuttgart/Berlin 1884–1902  
 – Das neue Rußland. Eindrücke von der Jubiläumsfeier der russischen Akademie der Wissenschaften, in: Deutsche Rundschau 52 (1925), Bd. 205, S. 101–118  
 – Spenglers Untergang des Abendlandes, Berlin 1925
- Meyer, Gert: Studien zur sozialökonomischen Entwicklung Sowjetrußlands 1921–1923. Die Beziehungen zwischen Stadt und Land zu Beginn der Neuen Ökonomischen Politik, Köln 1974 (Sammlung junge Wissenschaft)
- Michels, Karen: Aby Warburg. Im Bannkreis der Ideen, München 2007
- Misch, Georg: Der Weg in die Philosophie. Eine philosophische Fibel, Tübingen 21950 (Berlin/Leipzig 1926)
- Mommsen, Hans: Die Auflösung des Bürgertums seit dem späten 19. Jahrhundert, in: ders.: Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft. Ausgewählte Aufsätze, hg. von Lutz Niethammer und Bernd Weisbrod, Reinbek bei Hamburg 1991, S. 11–38  
 – Der Reichstagsbrand und seine politischen Folgen (1964), in: ders.: Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft. Ausgewählte Aufsätze, hg. von Lutz Niethammer und Bernd Weisbrod, Reinbek bei Hamburg 1991, S. 102–183
- Mommsen, Theodor: Ein Deutscher an die Engländer, in: Die Nation 21 (1903–04), S. 20–21 (englische Fassung: A German's Appeal to the English, in: Independent Review 1 (1903), S. 160–165)
- Mommsen, Wolfgang J.: Einleitung: Die deutschen Eliten im Ersten Weltkrieg, in: Wolfgang J. Mommsen (Hg.): Kultur und Krieg: Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, München 1996, S. 1–15 (Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien, 34)
- Morsey, Rudolf (Hg.): Das »Ermächtigungsgesetz« vom 24. März 1933, Göttingen 1968
- Müller, Ernst (Hg.): Gelegentliche Gedanken über Universitäten, Leipzig 1990
- Nahr, Wolf-Dietrich: Die befohlene Pressefreiheit. Deutsche und amerikanische Medienpolitik 1946–1953, Berlin 1991
- Rolf Nesch in Hamburg. Graphik, Gemälde, Plastik, Ausst.-Kat. B. A. T. KunstFoyer und Hamburger Kunsthalle, Hamburg 1993
- Neuhaus, Rolf (Hg.): Dokumente zur Hochschulreform 1945–1959, Wiesbaden 1961
- Nicolaysen, Rainer: Die Frage der Rückkehr. Zur Remigration Hamburger Hochschullehrer nach 1945, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 94 (2008), S. 117–152  
 – Auf schmalem Grat. Thomas Manns Hamburg-Besuch im Juni 1953, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 101 (2015), S. 116–161  
 – Kolonialer Anspruch und Vehikel für die Universität. Zur kurzen Geschichte des Hamburgischen Kolonialinstituts 1908 bis 1919, in: Todzi, Kim Sebastian; Zimmerer, Jürgen (Hgg.): Hamburg: Tor zur kolonialen Welt. Erinnerungsorte der (post-)kolonialen Globalisierung, Göttingen 2021, S. 163–180 (Hamburger Beiträge zur Geschichte der kolonialen Globalisierung, 1)
- Niethammer, Friedrich Immanuel: Der Streit des Philanthropismus und des Humanismus in der Theorie des Erziehungs-Unterrichts unserer Zeit, Jena 1808
- Notes and Reviews, in: The Classical Review 64 (1950), Heft 3–4, S. 81–82
- Obermayer, Hans Peter: Deutsche Altertumswissenschaftler im amerikanischen Exil. Eine Rekonstruktion, Berlin/Boston 2014
- Oechsli, Wilhelm: Johann Wilhelm Snell, in: ADB 34 (1892), S. 512–514 (Onlineversion: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd117441813.html>; letzter Zugriff: 29. November 2022)

- Ohde, Horst: Das Haus an der Rothenbaumchausee. Zur Geschichte des NWDR, in: Fischer, Ludwig: Jarchow, Klaas; Ohde, Horst; Winter, Hans-Gerd (Hgg.): Dann waren die Sieger da. Studien zur literarischen Kultur in Hamburg 1945-1950, Hamburg 1999, S. 291-320 (Schriftenreihe der Hamburgischen Kulturstiftung, 7)
- Ott, Hugo: Martin Heidegger als Rektor der Universität Freiburg i. Br. 1933/34, I. Die Übernahme des Rektorats der Universität Freiburg durch Martin Heidegger im April 1933, in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins 102 (1983), S. 121-136
- Panayi, Panikos: The Enemy in Our Midst. Germans in Britain during the First World War, New York/Oxford 1991
- Paquet, Alfons: Im kommunistischen Rußland. Briefe aus Moskau, Jena 1919
- Paulsen, Friedrich: Das Deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung, Leipzig 31912 (1906)
- Paulus, Stefan: Vorbild USA? Amerikanisierung von Universität und Wissenschaft in Westdeutschland 1945-1976, München 2010 (Studien zur Zeitgeschichte, 81)
- Pelc, Ortwin: Das Kriegsende 1945 in Hamburg, in: ders. (Hg.): Kriegsende in Hamburg. Eine Stadt erinnert sich, Hamburg 2005, S. 8-61
- Pfeiffer, Rudolf: Werner Jaeger: Paideia, in: Deutsche Literaturzeitung. Wochenschrift für Kritik der internationalen Wissenschaft 56 (N.F. 3) 1935, Sp. 2126-2134; 2169-2178; 2213-2219 (Rezension von Werner Jaeger: Paideia. Die Formung des griechischen Menschen, Bd. 1, Berlin 1934)
- Geschichte der Klassischen Philologie. Von den Anfängen bis zum Ende des Hellenismus, Reinbek 1970 (History of classical scholarship. From the beginnings to the end of the Hellenistic age, Oxford 1968)
  - Die Klassische Philologie von Petrarca bis Mommsen, München 1982 (History of Classical Scholarship 1300-1850, Oxford 1976)
- Philipps, David: Zur Universitätsreform in der britischen Besatzungszone 1945-48, Köln/Wien 1983 (Studien und Dokumentationen zur deutschen Bildungsgeschichte)
- Plagemann, Volker: Eduard Bargheer, hg. von der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucarius, Hamburg 2008 (Hamburger Köpfe)
- Plesken, Wilhelm: Hans Zassenhaus 1912-1991, in: Jahresbericht Deutsche Mathematiker-Vereinigung 96 (1994), Heft 1, S. 1-20
- Plessner, Helmuth: Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes, Frankfurt a.M. 1974 (1959)
- Pöggeler, Otto: »Praktische Philosophie« als Antwort an Heidegger, in: Martin, Bernd (Hg.): Martin Heidegger und das »Dritte Reich«. Ein Kompendium, Darmstadt 1989, S. 62-92
- Pöschl, Viktor: Giorgio Pasquali (1885-1952), in: Eikasmós. Quaderni Bolognesi di Filologia Classica 4 (1993), S. 287-288
- Popper, Karl R.: Zurück zu den Vorsokratikern, in: ders. (Hg.): Vermutungen und Widerlegungen. Das Wachstum der wissenschaftlichen Erkenntnis, Tübingen 1995, S. 198-224
- Prehn, Ulrich: Max Hildebert Boehm. Radikales Ordnungsdenken vom Ersten Weltkrieg bis in die Bundesrepublik, Göttingen 2013 (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, 51)
- Rebenich, Stefan: »Unser Werk lobt keinen Meister«. Theodor Mommsen und die Wissenschaft vom Altertum, in: Wiesehöfer, Josef; Börm, Henning (Hgg.): Theodor Mommsen: Gelehrter, Politiker und Literat, Stuttgart 2005, S. 185-205
- Theodor Mommsen. Eine Biographie, München 2007 (2002)



- Altertumswissenschaften zwischen Kaltem Krieg und Studentenrevolution. Zur Geschichte der Mommsen-Gesellschaft von 1950 bis 1968, in: *Hermes* 143 (2015), Heft 3, S. 257-287
- Rein, Gustav Adolf: Die Idee der politischen Universität, Hamburg 1933
- Politik und Universität [ungedrucktes Manuskript, diktiert 1976 bis 1978]
- Reinhardt, Karl: Vermächtnis der Antike. Gesammelte Essays zur Philosophie und Geschichtsschreibung, hg. von Carl Becker, Göttingen 1989
- Die Klassische Philologie und das Klassische, in: ders.: Vermächtnis der Antike. Gesammelte Essays zur Philosophie und Geschichtsschreibung, hg. von Carl Becker, Göttingen 1989, S. 334-360
- Reinhold, Ursula; Schlenstedt, Dieter; Tanneberger, Horst (Hgg.): Erster Deutscher Schriftstellerkongress, 4.-8. Oktober 1947. Protokoll und Dokumente, Berlin 1997
- Renneberg, Monika: Zur Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Hamburger Universität im »Dritten Reich«, in: Krause, Eckart; Huber, Ludwig; Fischer, Holger (Hgg.): Hochschulalltag im »Dritten Reich«. Die Hamburger Universität 1933-1945, 3 Bde., Berlin/Hamburg 1991, Bd. 3, Teil III, S. 1051-1073
- Ringer, Fritz K.: Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890-1933, Stuttgart 1983 (*The Decline of the German Mandarins. The German Academic Community, 1890-1933*, Cambridge, Mass. 1969)
- Rösler, Wolfgang; Werner Jaeger und der Nationalsozialismus, in: King, Colin Guthrie; Presti, Roberto Lo (Hgg.): Werner Jaeger. Wissenschaft, Bildung, Politik, Berlin/Boston 2017, S. 52-82 (*Philologus. Supplemente*, 9)
- Saul, Klaus: Lehrerausbildung in Demokratie und Diktatur. Zum Hamburger Reformmodell einer universitären Volksschullehrerausbildung, in: Krause, Eckart; Huber, Ludwig; Fischer, Holger (Hgg.): Hochschulalltag im »Dritten Reich«. Die Hamburger Universität 1933-1945, 3 Bde., Berlin/Hamburg 1991, Bd. 3, Teil I, S. 367-407
- Saunders, Frances Stonor: Wer die Zeche zahlt ...: Der CIA und die Kultur im Kalten Krieg, Berlin 2001 (*Who paid the Piper? The CIA and the Cultural Cold War*, London 1999)
- Schadewaldt, Wolfgang: Hellas und Hesperien. Gesammelte Schriften zur Antike und zur neueren Literatur, 2 Bde., Zürich/Stuttgart 21970 (1960)
- Die griechische Tragödie. Tübinger Vorlesungen Band 4, unter Mitwirkung von Maria Schadewaldt hg. von Ingeborg Schudoma, Frankfurt a.M. 1991
- Schefold, Karl: Ernst Buschor 1886-1961, in: *Archäologenbildnisse. Porträts und Kurzbiographien von klassischen Archäologen deutscher Sprache*, Mainz 1988, S. 234-235
- Schildt, Axel: Die Grindelhochhäuser. Eine Sozialgeschichte der ersten deutschen Wohnhochhausanlage Hamburg-Grindelberg 1945-1956, München 2007 (1988) (*Schriftenreihe des Hamburgischen Architekturarchivs*, 1)
- Schiller, Kay: Humanismuskrise und »Dritter Humanismus«: Werner Jaegers Beiträge zum Humanitätsdiskurs, in: Hartung, Gerald; Schiller, Kay (Hgg.): *Weltoffener Humanismus. Philosophie, Philologie und Geschichte in der deutsch-jüdischen Emigration*, Bielefeld 2006, S. 71-90 (*Edition Moderne Postmoderne*)
- Schlegel, Friedrich: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde. Nebst metrischen Übersetzungen indischer Gedichte, Heidelberg 1808
- Schmid, Stefan G.: Johann Wilhelm Snell, in: *NDB* 24 (2010), S. 516-518 (Onlineversion: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd117441813.html>; letzter Zugriff: 29. November 2022)

- Johann Philipp Ludwig Snell, in: NDB 24 (2010), S. 515-516 (Onlineversion: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz80471.html>; letzter Zugriff: 28. November 2022)
- Schmidt, Ernst August: Werner Jaegers »Dritter Humanismus«. Analyse des Programms, der Stimmen der Kritiker und ihrer Positionen, in: Figal, Günter (Hg.): Internationales Jahrbuch für Hermeneutik, Bd. 2: Humanismus, Tübingen 2003, S. 193-223
- Humanistische und antihumanistische Kritik an Werner Jaegers neuem Humanismus, in: Löwe, Mattias; Streim, Gregor (Hgg.): »Humanismus« in der Krise. Debatten und Diskurse zwischen Weimarer Republik und geteiltem Deutschland, Berlin/Boston 2017, S. 79-96
- Schmidt, Ernst Günther: Friedrich Zucker †, in: Gnomon 53 (1981), Heft 3, S. 297-304
- Schmitt, Arbogast: Selbständigkeit und Abhängigkeit menschlichen Handelns bei Homer. Hermeneutische Untersuchungen zur Psychologie Homers, Stuttgart 1990
- Schöne, Wolfgang: Kampf um die deutsche Universität. Streitschrift anlässlich der am 14. Mai 1966 verabschiedeten Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Neuordnung des Studiums an wissenschaftlichen Hochschulen, Hamburg 1966
- Schotte, Walther: Der neue Staat. Mit einem Vorwort von Franz von Papen, Berlin 1932
- Schröder, Wilt Aden: Wolfgang Schadewaldt während der NS-Zeit und in der ersten Nachkriegszeit: Zum Schadewaldtbild Hellmut Flashars, in: Quaderni di storia 90 (2019), S. 83-118
- Schwabl, Hans: Nachruf auf Bruno Snell, in: Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 137 (1987), S. 377
- Settekorn, Wolfgang: Romanistik an der Hamburger Universität. Untersuchungen zu ihrer Geschichte von 1933 bis 1945, in: Krause, Eckart; Huber, Ludwig; Fischer, Holger (Hgg.): Hochschulalltag im »Dritten Reich«. Die Hamburger Universität 1933-1945, 3 Bde., Berlin/Hamburg 1991, Bd. 3, Teil II, S. 757-773
- Sieveking, Friedrich: Die Hamburger Universität. Ein Wort der Anregung, Hamburg 1905
- Snodgrass, Anthony M.: Archaic Greece. The Age of Experiment, London 1980
- Sontheimer, Kurt: Der Tatkreis, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 7 (1959), Heft 3, S. 229-260
- Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933, München<sup>2</sup> 1983 (1962)
- Sösemann, Bernd: Annäherungen an Hellas. Philhellenismus und Deutsch-Griechische Gesellschaften in Berlin. Festschrift zum 75-jährigen Bestehen der »Deutsch-Griechischen Gesellschaft Berlin e. V.«, Berlin 1994
- Sosnowski, L.S.: Taten und Menschen, Wien 1924
- Stachorski, Stephan (Hg.): Fragile Republik. Thomas Mann und Nachkriegsdeutschland, Frankfurt a.M. 2005
- Strenge, Irene: Das Ermächtigungsgesetz vom 24. März 1933, in: Journal der Juristischen Zeitgeschichte 7 (2013), Heft 1, S. 1-14
- Sywottek, Arnold: Kontinuität im Neubeginn. Über die Anfänge der »Universität Hamburg«, in: Krause, Eckart; Huber, Ludwig; Fischer, Holger (Hgg.): Hochschulalltag im »Dritten Reich«. Die Hamburger Universität 1933-1945, 3 Bde., Berlin/Hamburg 1991, Bd. 3, Teil III, S. 1387-1416
- Tietz, Horst: Studium mit Hindernissen [Manuskript 1984]
- Troeltsch, Ernst: Spectator-Briefe und Berliner Briefe (1919-1922), hg. und komm. von Gangolf Hübinger und Nikolai Wehrs, Berlin/Boston 2018 (Ernst Troeltsch:

- Kritische Gesamtausgabe, hg. von Friedrich Wilhelm Graf, Christian Albrecht und Gangolf Hübinger, Bd. 14)
- Turner, Ian D.: Denazification in the British Zone, in: ders. (Hg.): Reconstruction in Post-War Germany. British Occupation Policy and the Western Zones. 1945-55, Oxford/New York/München 1989, S. 239-267
- Unte, Wolfhart: Max Pohlenz, in: NDB 20 (2001), S. 588-589 (Onlineversion: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd116260912.html>; letzter Zugriff: 29. November 2022)
- Eduard Schwartz, in: NDB 23 (2007), S. 797-799 (Onlineversion: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz64666.html>; letzter Zugriff: 29. November 2022)
- Vogel, Barbara: Anpassung und Widerstand. Das Verhältnis Hamburger Hochschul-lehrer zum Staat 1919 bis 1945, in: Krause, Eckart; Huber, Ludwig; Fischer, Holger (Hgg.): Hochschulalltag im »Dritten Reich«. Die Hamburger Universität 1933-1945, 3 Bde., Berlin/Hamburg 1991, Bd. 3, Teil I, S. 3-83
- Vogler, Emma (Hg.): Anne-Marie Vogler – Leben und Werk. Mit einem Beitrag von Brita Reimers, Hamburg 1996
- Vogt, Ernst: Rudolf Carl Franz Otto Pfeiffer, in: NDB 20 (2001), S. 323-324 (Onlineversion: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118740814.html>; letzter Zugriff: 29. November 2022)
- Vollnhals, Clemens: Einleitung, in: ders. in Zusammenarbeit mit Thomas Schlemmer (Hg.): Entnazifizierung. Politische Säuberung und Rehabilitierung in den vier Besatzungszonen 1945-1949, München 1991, S. 7-64
- Vossler, Otto (Hg.): Der Briefwechsel Benedetto Croce – Karl Vossler, Berlin/Frankfurt a.M. 1955
- Wald, Alan M.: The New York Intellectuals. The Rise and Decline of the Anti-Stalinist Left from 1930s to the 1980s, Chapel Hill, NC, 1987
- Wegeler, Cornelia: »... wir sagen ab der internationalen Gelehrtenrepublik«. Altertumswissenschaft und Nationalsozialismus. Das Göttinger Institut für Altertumskunde 1921-1962, Wien u.a. 1996
- Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, 4 Bde., München 1987-1995, 5 Bde., München 1987-2008, durchgesehene Auflage der broschiierten Studienausgabe, Bd. 4 (1914-1949), München 2008 (2003)
- Weimar, Friederike: Die Hamburgische Sezession 1919-1933. Geschichte und Künstlerlexikon, Fischerhude 2019 (2003)
- Wende-Hohenberger, Waltraud (Hg.): Der erste gesamtdeutsche Schriftstellerkongreß nach dem Zweiten Weltkrieg im Ostsektor Berlins vom 4. bis 8. Oktober 1947, Siegen 1987
- Werlen, Iwar: Sprachliche Relativität: Eine problemorientierte Einführung, Stuttgart 2002
- Werner, Jürgen: Franz Dornseiff †, in: Gnomon 32 (1960), Heft 8, S. 779-782
- West, Stephanie: Bruno Snell, in: Oxford Magazine 52 (1989), S. 11-12
- White, Donald O.: Werner Jaeger's »Third Humanism« and the Crisis of Conservative Cultural Politics in Weimar Germany, in: Calder III, William M. (Hg.): Werner Jaeger Reconsidered. Proceedings of the Second Oldfather Conference, Atlanta, GA 1992, S. 267-288 (Illinois Studies in the History of Classical Scholarship, 2)
- Whorf, Benjamin Lee: Sprache – Denken – Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie, hg. und übersetzt von Peter Krausser, Reinbek 1984 (1963)
- Winckelmann, Johann Joachim: Geschichte der Kunst des Altertums, Darmstadt 1972 (Dresden 1764)

- Wind, Edgar: Warburgs Begriff der Kulturwissenschaft und seine Bedeutung für die Ästhetik, in: Beilagenheft zur Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft XXV (1931), S. 163-179 (Warburg's Concept of *Kulturwissenschaft* and Its Meaning for Aesthetics, in: Edgar Wind: The Eloquence of Symbols. Studies in Humanist Art, hg. von Jaynie Anderson, Oxford 1983, überarbeitete, ergänzte Auflage, Oxford 1993, S. 21-35)
- Winkler, Heinrich August: Weimar 1918-1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie, München 42005 (1993)
- Wissenschaft und Freiheit. Internationale Tagung, Hamburg 23.-26. Juli 1953. Veranstaltet vom Internationalen Kongress für die Freiheit der Kultur und der Universität Hamburg, Berlin 1954
- Wölfflin, Heinrich: Kunstgeschichtliche Grundbegriffe. Das Problem der Stilentwicklung in der neueren Kunst, München 1915
- Wolff-Mönckeberg, Mathilde: Briefe, die sie nicht erreichten. Briefe einer Mutter an ihre fernen Kinder in den Jahren 1940-1946, hg. von Ruth Evans, Hamburg 1980
- Zedler, Johann Heinrich: Großes vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, 64 Bde., 4 Suppl.-Bde., Halle/Leipzig 1962-1963 (1732-1754)
- Zehrer, Hans: Das Ende der Parteien. Zusammenbruch der liberalistischen Formen, in: Die Tat 24 (1932), Heft 1, S. 68-79
- Zieske, Lothar: »O«, »ó« und »óχι«. 75 Jahre Bruno Snells »Das I-Ah des Goldenen Esels«, in: Hermes 138 (2010), Heft 1, S. 119-123
- Snell 125 Jahre – Erinnerungen eines Späteborenen, in: Forum Classicum 2021, Heft 2, S. 149-151

## Bildnachweis

Trotz sorgfältiger Nachforschungen konnten nicht für alle Abbildungen die Rechteinhaber ermittelt werden. Sollte jemand in urheberrechtlicher Beziehung Rechte geltend machen, so möge er sich an die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung wenden.

S. 110	Bruno Snell: Gesammelte Schriften, Göttingen 1966
S. 175, 176, 177, 178, 179	Archiv des Europa-Kollegs, Hamburg
S. 20 l.	Foto: A. Plath
S. 20 r., 23 r.	Foto: Carl Kesselhuth
S. 203	Foto: Germin
S. 68	Foto: Helmut Berve
S. 25	Foto: Hermann Kapps
S. 21 r.	Foto: Richard Pohland
S. 292	Foto: Singkha Grabowsky
S. 21 l.	Foto: W. Sass
S. 19, 23, 24, 33, 36, 39, 48, 59, 67, 79, 94, 111, 134, 136, 199, 200, 206, 207, 210, 222	Familienarchiv Nachkommen Bruno Snell
S. 21 r., 22, 31, 32, 34, 39, 95, 208, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236	Familie Kristin und Marcus Sperlich, Berlin
S. 72	Nachlass Eduard Bargheer, Hamburg
S. 127	Staatsarchiv Hamburg
S. 118 u.	ullstein bild – H. Schmidt-Luchs
S. 220	Universität Hamburg/ Foto: Plessing/ Scheiblich
S. 120, 121, 172	Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte, Hamburg
S. 117, 118 o.	Vintage Germany

# Personenregister

Verzeichnet sind die Namen von natürlichen Personen, die im Text und in den Bildunterschriften genannt werden. Die Vorworte sowie die Anmerkungen und Anhänge bleiben unberücksichtigt, ebenso der Name Bruno Snell. Ein \* verweist darauf, dass auf der angegebenen Seite (auch) ein Bild der jeweiligen Person beziehungsweise das Werk des Malers oder Fotografen erscheint. Namen in eckigen Klammern weisen auf eine abweichende Schreibweise oder Ergänzungen zur Identifikation der betreffenden Person hin.

- Adams, John 169  
Aischylos 35, 59, 63, 64, 102, 103, 123,  
182, 199, 200, 201, 203, 204, 205, 206,  
207, 215, 216, 220  
Aly, Wolfgang 106  
Apollonios von Rhodos 46  
Apuleius (Lucius Apuleius Madaurensis)  
11, 110  
Archipoeta 225  
Aristophanes 103  
Aristoteles 205  
Aubin, Hermann 231\*  
  
Baedeker, Karl 28  
Bakchylides von Keos 104, 152, 202,  
209  
Bargheer, Eduard 70, 72\*  
Bartels, Irmgard 17, 24, 33  
Bell, Daniel 166, 167  
Bergengruen, Werner 232\*  
Bernhard, Georg 43  
Berve, Helmut 68\*  
Biermann-Ratjen, Hans-Harder 219  
Birley, Robert 153, 154  
Böckh [Boeckh], August 53, 54, 159, 218  
Boehm, Max Hildebert 44  
Bogner, Hans 106  
Bolland, Gerardus Johannes Petrus 36,  
48  
Bondy, Curt Werner 231\*  
Bötticher, Eduard 125  
Brandt, Willy 186  
Brauer, Ludolph 73  
Brauer, Max 186, 219  
Brecht, Bertolt 184  
Breughel, Peter 63  
Buber-Neumann, Margarete  
(geb. Thüring) 186  
Bürger-Prinz, Hans 116  
Burkert, Walter 214  
Busch, Wilhelm 36  
Buschor, Ernst 66  
  
Cassirer, Ernst 66, 95, 96, 142  
Cassirer, Antonielle (Toni) (geb. Bondy)  
95  
Catull (Gaius Valerius Catullus) 225  
Chantraine, Pierre 162  
Chapeaurouge, Paul de 76  
Cicero, Marcus Tullius 99, 140, 225, 226

- Claassen, Eugen 137  
 Clay, Lucius D. 165, 167  
 Croce, Benedetto 168  
 Croeber [Kröber], Paul Otto 27, 30  
 Cuno, Wilhelm 56
- Deichgräber, Karl 121  
 Dewey, John 168  
 Diels, Hermann 45, 47  
 Dihle, Albrecht 103  
 Dilthey, Wilhelm 51, 52, 53, 114, 137,  
 138, 139, 140, 141, 142, 210, 211  
 Dönitz, Karl 125  
 Dornseiff, Franz 60  
 Drenckhahn, Friedrich 154  
 Drexler, Hans 119
- Edschmid, Kasimir 184  
 Eisenhower, Dwight D. 125  
 Eisfeld, Curt 125, 126  
 Eliot, T.(homas) S.(tearns) 150  
 Epikur 207  
 Eppelsheimer, Hanns Wilhelm 233\*  
 Epstein, Fritz T. 96  
 Erasmus von Rotterdam 99, 226  
 Erbse, Hartmut 200, 213, 223, 224  
 Euripides 45, 46, 66, 201, 205, 208
- Flinte, Fritz 70  
 Flitner, Wilhelm 116, 125, 126, 127  
 Fontane, Theodor 28  
 Franck, James 190, 191, 192, 193, 218  
 Franklin, Benjamin 169  
 Fränkel, Hermann 49, 54, 61, 76, 77,  
 78, 79, 103, 212  
 Friedrich, Wolf-Hartmut 108, 132,  
 Fritz, Kurt von 106
- Gentili, Bruno 207\*  
 George, Stefan 86, 98, 224  
 Gleichen-Rußwurm, Heinrich  
 Freiherr von 44  
 Gmelin, Helmut 114  
 Goethe, Johann Wolfgang von 64, 65,  
 181  
 Goudy, Henry 34  
 Goverts, Henry 137  
 Grimm, Willem 70  
 Grossmann, Rudolf 116  
 Groves, Leslie R. 192  
 Gruber, Otto 154  
 Gundert, Wilhelm 129
- Hagelstange, Rudolf 232\*  
 Hansen, Karl 116  
 Hardt, Kurd von 162  
 Hausmann, Manfred 50  
 Heberle, Rudolf 46  
 Hecke, Erich 116  
 Heckmann, Otto 116  
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 36,  
 48, 137, 138, 141, 142, 143, 145, 146,  
 147, 210  
 Heidegger, Martin 105, 106  
 Heinitz, Georg 90  
 Heinitz, Ruth 90  
 Heraklit von Ephesos 63, 66, 215  
 Herodot von Halikarnassos 47, 63  
 Hesiod 143, 216  
 Heuer, Barbara 178\*  
 Heuss, Theodor 43  
 Heyne, Christian Gottlob 159  
 Hindenburg, Paul von 39, 78, 83, 91,  
 111  
 Hippokrates von Kos 11, 123

- Hirohito (Kaiser von Japan) 158
- Hitler, Adolf 44, 77, 78, 89, 91, 92, 93,  
105, 106, 107, 110, 111, 113, 114, 115,  
122, 125, 129, 135, 150, 161, 181, 182
- Hoffmann, Helmut 224
- Hofmann, Erich 121
- Hölk, Cornelius 35, 78
- Hölscher, Uvo 89
- Holz, Hellmuth 34\*
- Homer 13, 15, 35, 36, 50, 99, 100, 102,  
123, 124, 144, 146, 147, 152, 162, 188,  
203, 204, 205, 206, 212, 213, 215, 221,  
223
- Humboldt, Wilhelm von 48, 52, 53,  
142, 155, 156, 157, 158, 191, 210, 211,  
217
- Ipsen, Hans Peter 125
- Isenhagen, Hans 178\*, 179
- Isokrates 99
- Jäckel (Rittmeister) 19
- Jaeger, Werner 81, 82, 83, 86, 87, 88, 89,  
90, 93, 97, 98, 99, 100, 101, 106, 218
- Jaspers, Karl 168
- Jefferson, Thomas 169
- Jolles, Otto Jolle Matthijs 152
- Josselson, Michael 168
- Jung, Edgar Julius 85
- Jungius, Joachim 149
- Kahrstedt, Ulrich 151
- Kannicht, Richard 201
- Kant, Immanuel 51
- Kapp, Ernst 75, 79, 94\*, 95\*, 98, 104, 107,  
108, 122, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 223
- Karatzas, Stamatis 162
- Karo, Georg 113
- Kasack, Hermann 184, 233\*
- Keeser, Eduard 125
- Kennan, George F. 229\*
- Kerr, Alfred 40
- Kisch, Egon Erwin 57
- Kleinknecht, Hermann 160
- Klingner, Friedrich 66, 75, 76, 79
- Klitzing, [Frl.] von 34\*
- Kluth, Karl 70
- Knoche, Ulrich 107, 108, 109, 119, 132,  
133, 134, 135, 136, 221, 222
- Kogon, Eugen 168, 186
- Kokoschka, Oldřiška (genannt Olda,  
geb. Palkovská) 219
- Kokoschka, Oskar 42, 219, 220\*, 221\*
- Kolb, Albert 219
- Körte, Alfred 104
- Krahe, Hans 160
- Krahmer, Gerhard 50
- Kristol, Irving 167
- Krüger, Fritz 119
- Küchler, Walther 95
- Kyriazi, Constantinos 114
- Laban, Rudolf von 59, 60
- Landahl, Heinrich 76, 137, 149
- Landshut, Siegfried 176
- Lasky, Melvin J. 167, 168, 186, 229\*
- Latte, Kurt 107, 160, 234\*
- Laun, Rudolf 125, 126
- Leptin, Barbara (geb. Snell) 69
- Lessing, Gotthold Ephraim 140
- Liebeschütz, Hans 107
- Lindsay, Michael Francis Morris 153
- Litt, Theodor 234\*
- Livingston, Robert R. 169



- Löwengard, Kurt 70  
 Löwenthal, Richard 168
- Maack, Rudolf 59, 60  
 Maiuri, Amedeo 207  
 Mann, Thomas 64, 65, 172, 176, 180,  
 181, 182, 183, 184, 185  
 Marx, Karl 166  
 Matz, Friedrich 160  
 McCarthy, Joseph 166, 168, 187  
 Menander 99, 104, 225  
 Mercklin, Eugen von 108  
 Mestern, Hans Adrian 176  
 Meyer, Carl 224  
 Meyer, Eduard 42, 57  
 Misch, Georg 51, 55, 139, 145, 202  
 Moeller van den Bruck, Arthur 44  
 Molo, Walter von 181, 182  
 Mommsen, Hans 148  
 Mommsen, Theodor 40, 124, 160, 161,  
 197  
 Mönckeberg-Kollmar, Vilma (geb. Pratl)  
 59  
 Müller, Hermann 83  
 Münzner, Richard 176
- Nauck, Johann August 198  
 Nesch, Rolf 70  
 Noack, Hermann 96
- Ohde, Horst 222, 223, 227  
 Oppenheimer, Robert 192, 230\*  
 Oppermann, Hans 106  
 Ovid (Publius Ovidius Naso) 225
- Panofsky, Dorothea (Dora) (geb. Mosse)  
 72\*
- Panofsky, Erwin 71, 72\*, 78, 101  
 Pagen, Franz von 85, 89  
 Paquet, Alfons 57  
 Pasquali, Giorgio 64, 65, 76  
 Pechel, Rudolf 186  
 Petersen, Carl Wilhelm 43  
 Petersen, Rudolf 125  
 Petrarca, Francesco 99, 226  
 Petriconi, Hellmuth 176  
 Pfeiffer, Rudolf 61, 64, 65, 66, 67, 75,  
 79, 106  
 Philodemos von Gadara 207  
 Picht, Georg 123, 160  
 Pindar 104, 109, 152, 209, 223  
 Piso, Lucius Calpurnius Caesonius 207  
 Plasberg, Otto 75  
 Platon 51, 55, 61, 66, 98, 99, 100, 106,  
 123, 226  
 Plautus, Titus Maccius 99  
 Plessner, Helmuth 84  
 Plievier, Theodor 186  
 Pohlenz, Max 37, 50, 51, 54, 55, 61,  
 132,  
 Polanyi, Michael 189, 235\*  
 Powell, John Enoch 152  
 Powell, [Miss] 34\*  
 Pretzel, Ulrich 231\*  
 Preuß, Hugo 43
- Raape, Leo 93  
 Rabinovitch, Eugène 190, 192, 194  
 Radt, Stefan 201  
 Rée, Anita 70  
 Rein, Gustav Adolf 108, 129  
 Reinhardt, Karl 75, 79, 106, 223  
 Reitzenstein, Richard 37  
 Rengstorf, Karl Heinrich 195

- Reuter, Ernst 186  
 Robertson, Brian 153  
 Röder, Fritz 55  
 Rohrbach, Paul 43, 46  
 Roosevelt, Franklin D. 164, 169, 181,  
 190  
 Rudolph, Hans 108  
 Russell, Bertrand 168  
  
 Salis, Jean Rudolf von 153  
 Salomon, Richard 96  
 Sappho 114, 208, 215  
 Saxl, Friedrich 71, 95  
 Schädel, Bernhard 65, 73, 74  
 Schadewaldt, Wolfgang 86, 106, 112,  
 205  
 Schiller, Friedrich 181  
 Schleicher, Kurt von 89  
 Schleiermacher, Friedrich 139  
 Schmid, Carlo 186, 230\*  
 Schotte, Walther 84, 88  
 Schröder, Rudolf Alexander 233\*  
 Schwartz, Eduard 47  
 Seneca der Jüngere 144, 145  
 Sherman, Roger 169  
 Sieveking, Heinrich 94/95  
 Silone, Ignazio 168  
 Sisam, Kenneth 152  
 Snell, Anna (geb. Bruckmann) 20\*  
 Snell, Gertrud 21\*, 43, 59, 117  
 Snell, Herta (geb. Schröder) 51, 62, 63,  
 64, 67, 68\*, 69\*, 69, 78, 119, 221, 136  
 Snell, Johann Wilhelm 22\*  
 Snell, Liese-Lotte (geb. Cahn) 208\*,  
 227  
 Snell, Ludwig Daniel Christian 19, 23\*  
 Snell, Otto 19, 20\*, 28, 37  
  
 Snell, Philipp Ludwig 22, 23\*  
 Snell, Werner 19\*  
 Sokrates 35, 62, 205  
 Solon 143, 144, 169, 216  
 Sophokles 114, 201, 208  
 Speer, Albert 125  
 Spengler, Oswald 44  
 Sperlich, Cornelia (geb. Snell) 69, 227  
 Spurling, Douglas 125  
 Stepun, Fedor (Friedrich Steppuhn)  
 234\*  
 Struckmann, Gustav 25\*  
  
 Terenz (Publius Terentius Afer) 99, 225  
 Termer, Franz 116, 253  
 Thiess, Frank 184  
 Tolstoi, Lew 64, 65  
 Toynbee, Arnold J. 150  
 Trevor-Roper, Hugh 168  
 Troeltsch, Ernst 44, 45, 46  
 Truman, Harry S. 164, 165, 229  
 Tyrtaios 143, 169  
  
 Unseld, Siegfried 232\*  
 Usener, Hermann 208  
  
 Vogeler, Heinrich 57  
 Vogler, Anne-Marie 70  
 Vogt, Joseph 160  
 Voigt, Christian 223  
 Voss, Charlotte 70, 117  
  
 Warburg, Aby 70, 71  
 Warburg, Eric M. 71  
 Warburg, Fritz 72\*  
 Weber, Alfred 43, 168  
 Weber, Max 43

Weizsäcker, Carl Friedrich von 179\*,  
     236  
 Westphal, Otto 93  
 Wigand, Albert 93  
 Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von  
     40, 46, 47, 50, 60, 64, 65, 87, 160, 161,  
     198  
 Williams, Tennessee 168  
 Wimmer, Maria (geb. Seemüller) 70,  
     114  
 Winckelmann, Johann Joachim 86, 224,  
     226  
 Wind, Edgar 71, 95, 96  
 Wohlwill, Gretchen 70  
 Wolf, Friedrich August 159  
 Wolff, Emil 94, 116, 125, 126, 127, 128,  
     130, 131  
 Wolff, Theodor 37, 43  
 Wölfflin, Heinrich 47, 48, 70  
 Wolz, Alwin 125  
 Wrochem, Albrecht von 78  
  
 Xenophanes von Kolophon 215  
  
 Zassenhaus, Hans 130, 131  
 Zedler, Johann Heinrich 28, 30  
 Zehrer, Hans 84, 88  
 Ziebarth, Erich 66  
 Zimmer, Ernst 116  
 Zucker, Friedrich 160

Dieses Werk ist im Open Access unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 lizenziert.



Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das Originalmaterial der Open-Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung von Fremdmaterialien (z.B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen, jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. das Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Gerhard Lohse 2023

Publikation: Wallstein Verlag GmbH, Göttingen 2023

[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond und der Thesis

Projektleitung: Dr. Johannes Gerhardt, Hamburg

Lektorat: Dr. Petra Kruse und Uta Courant, Berlin

Bildrechte: Singkha Grabowsky, Hamburg

Umschlag: Susanne Gerhards, Düsseldorf

Umschlagfoto: Bruno Snell, nach 1970, Universität Hamburg,

Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte

Lithografie: SchwabScantechnik, Göttingen

ISBN (Print) 978-3-8353-5408-1

ISBN (Open Access) 978-3-8353-8091-2

DOI <https://doi.org/10.46500/83535408>